...des,
...agebuch
...
...welt

17
113

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mein Tagebuch : aus Südwest :

Erinnerungen aus dem Feldzuge gegen die Hottentotten

von Hermann Alverdes

DEUTSCHE KOLONIALGESELLSCHAFT BIBLIOTHEK

Oldenburg und Leipzig
Druck und Verlag von Gerhard Stalling

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Gewidmet

dem deutschen Volke
und seinen im südwestafrikanischen Felde
gefallenen tapferen Söhnen!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vorwort.

Bei meiner Rückkehr von dem heiß umstrittenen Boden unserer fernen Kolonie wurde ich vielfach aufgefordert, Gedanken und Erinnerungen meines Kriegstagebuches zu veröffentlichen, die ein möglichst objektives Bild von dem Kriegsleben unserer Truppen, der Kolonie und ihrer Bewohner, sowohl der farbigen als auch der weißen, und der Missionen gewähren sollten. — Den wiederholten Anregungen endlich nachgebend, habe ich mich bemüht, ein solches in der nachstehenden Arbeit zu zeichnen.

Es ist dem Bilde nichts hinzugefügt, auch habe ich absichtlich nichts verschwiegen. Schlicht und einfach sollen meine Zeilen keine Kriegsgeschichte, keine fachwissenschaftliche Abhandlung, sondern nur Eindrücke wiedergeben, wie sie sich meinem Gemüt und meinem Gedächtnis eingeprägt haben.

An den schriftstellerischen Wert der Arbeit lege man jedoch die Sonde nicht. In einer langen Zeit ständigen Heeresdienstes und angestrengtester Tätigkeit habe ich nie Muße zu schriftstellerischen Ergüssen gehabt.

Daß ich bei einzelnen Stellen, die unsere Truppen betreffen, wärmer geworden bin, ist erklärlich. Habe ich doch als alter Soldat den idealen Sinn der Truppe im Felde bestätigt gefunden, der im Frieden nicht zur Betätigung gelangt und der unserm großen Volke

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

leider immer mehr zu schwinden drohte. Denn immer mehr treten Prediger auf, die nur reinen Materialismus auf ihre Fahnen schreiben.

Gottlob gibt es aber doch noch Vaterlandsliebe und Treue Mut und Tapferkeit, unbeugsame Charaktere und eisenfeste Menschen in unserm Volke. Jeder Tag des Lebens und Arbeitens im weiten afrikanischen „Veldt“ und bei den schon zwei Jahre unter Anstrengungen und Entbehrungen schwerster Art immer noch hart ringenden und kämpfenden Truppe hat mir neue Beispiele wahrhaft idealer Gesinnung vor Augen geführt. —

Auch für die so zu Unrecht verschrieene Kolonie hege ich unbegrenztes Vertrauen. Einen großen Teil derselben habe ich persönlich durchstreift. Nach und nach habe ich sie schätzen gelernt, nachdem die ersten ungewohnten und ungünstigen Eindrücke überwunden waren. Wäre ich nicht krank, ich würde sofort nach Beendigung des Krieges mich dort als Farmer niederlassen, wie eine nicht geringe Anzahl unserer Offiziere und Reiter die feste, gleiche Absicht hat.

Sollten meine Ausführungen dazu beitragen, das Interesse unseres Volkes für die Kolonie anzuregen und die Notwendigkeit der Erschließung derselben durch Eisenbahnen und intensive Arbeit seitens des Reichs ersichtlich zu machen, so werde ich nicht umsonst gearbeitet haben.

Ein treues Bild von unsern Truppen zu geben, wie sie an und hinter der Front lebten, ritten, kämpften und starben, und das Vertrauen unseres Volkes zu seinen Truppen und seinen Söhnen, in denen die Tatkraft und der Geist ihrer Väter noch ungemindert fortlebt, zu heben, soll aber der Haupt- und Endzweck der bescheidenen Arbeit sein.

Hermann Alverdes.

Erfurt, im Juni 1906.

Inhaltsverzeichnis.

1. Abschnitt: Von der Küste nach Windhuk.
Die Landung, — Swakopmund als Eingangstor und Sammelplatz, — von der Eisenbahn, — durch die Namib, — ein Sanitätszug, — Jakalswater, — eine Bergkaffernwerft, — Karibib, — Okahandja.

2. Abschnitt: Im Feldlager Windhuk.
Windhuk, — von der Etappenkommandantur, — vom Hauptquartier, — von der Verpflegung der Truppen und Pferde, — Füllung der Magazine, — die Kolonnen, — ein Arbeitstag beim Etappen-Magazin Windhuk, — unsere Truppen, als sie vom Herero- ins Namaland marschierten, — Weihnachten in Windhuk.

3. Abschnitt: Auf dem Kriegsmarsch durch Bastard- und Hottentottenland.
Mit der Proviant-Kolonne durch das Auas-Gebirge nach Rehoboth, — Rehoboth und die Bastards, — über Awasap, Tsumis, Robertsons-Farm nach Kub am Fischfluß, — die Etappe Kub, — mit der Patrouille über Geitsabis, Seeßkameelbaum nach Gibeon.

4. Abschnitt: Kriegsbilder aus Gibeon und dem Hottentottenland.
Etappe Gibeon, — unsere Reiter auf dem Marsche, — auf der Etappe, — auf Patrouille; — Etappendienst, Pferde- und Viehposten-Überfälle, — Überfall eines Wagentransportes, — das Hauptquartier in Gibeon, — von einem Vorstoß in die Kalahari, — von unsern Kolonnen, — ein Patrouillengefecht, — von unseren übrigen Verbindungen hinter der Front: — vom Heliographen, — Einschließung der Heliographenstation Falkenhorst, — vom Feldtelegraphen, — Überfall der Station Geitsabis.

5. Abschnitt: Andere Erinnerungen vom Namalande.
Wie die Regenzeit einsetzt, — vom Fischfluß, — die Heuschrecken, — die Buren, wie wir sie kennen gelernt haben, — von Mission und Ansiedlern, — von Hendrik Witboi und seinem Volke.

6. Abschnitt: Schlußwort über unsere Truppen.

1. Abschnitt.

Von der Küste nach Windhuk.

Die Landung, — Swakopmund als Eingangstor und Sammelplatz, — von der Eisenbahn, — durch die Namib, — ein Sanitätszug, — Jakalswater, — die Steppe, — von den Bergkaffern, — Karibib, — Okahandja.

Endlich die Küste in Sicht! Ein Hurra dem jetzt deutschen Süd-West-Afrika! Als eine Erlösung däuchte es uns allen, als wir nach so langer Seefahrt das ersehnte Ziel im Auge hatten. Waren wir doch bereits über 4 Wochen auf der Fahrt und fürchteten schon zu spät zu kommen. Vielleicht hatten unsere braven Reiter Hendrik schon vernichtet und wir dann lediglich das Nachsehen! Solche Gedanken durchzuckten die kampfeslustigen Offiziere des Ergänzungs-Transportes, der anfangs Dezember 1904 die ersehnten Verstärkungen unsern Truppen brachte. Jeder von ihnen brannte voll Eifer, an Land und so schnell als möglich an den Feind zu kommen. Das faule Schiffsleben hatten alle satt.

Gespannt schaute jedes Auge nach dem noch im Morgennebel verschwimmenden Küstenstreifen, der sich beim Näherkommen unseres Transport-Dampfers mehr und mehr heraus hob und beim Durchbruch der Sonne, welche die letzten Nebelschwaden verjagte, lag, klar und greifbar nahe, die Küste mit Swakopmund vor uns.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Der Kapitän hatte Glück mit seinem Kurs gehabt. Die fast ständigen Nebel an der Küste bilden eine große Gefahr für die heransteuernden Schiffe. Dies zeigte uns deutlich das Wrack der kurz vor unserer Landung auf den Strand geratenen „Gertrud Woermann“, das wir beim Einlaufen in die Reede, ca. 10 Kilometer nördlich von uns, noch mit vollen Masten liegen sahen. — Unterwegs schon hatte uns die Kunde des Unfalles erreicht; wir erfuhren aber auch zu unserer Freude, das sämtliche Mannschaften und Pferde gerettet seien. Glück im Unglück.

Der Monat November schien überhaupt ein böses Omen für die Woermann-Linie zu haben: die „Gertrud Woermann“ aufgelaufen, ein gecharterter Dampfer „Edith Heinen“ mit Eisenbahnmaterial an der Liberia-Küste gescheitert und unserem „Eduard Woermann“ auf der Fahrt 2 Schraubenflügel gebrochen, die im Hafen von Las-Palmas nur mit größter Mühe geflickt werden konnten.

Das also ist „Südwest-Afrika“, das uns schon jetzt so viele Opfer gekostet hat. Soweit das Auge reicht, gelbe Sanddünen, in der Ferne die blauen Kuppen mächtiger Gebirge, kein Hälmchen Gras, kein Strauch, kein Baum zu sehen. Wüste, trostlose Wüste in des Wortes vollster Bedeutung ist das, was wir von der Küste zunächst sehen!

Nur Swakopmund bietet in dem öden Einerlei dem Auge einen Ruhepunkt. Der bisher nur aus wenigen Häusern und einigen Wellblechschuppen bestehende nördliche Landungsplatz unserer Kolonie hat sich während des Krieges erheblich vergrößert. Wie die Pilze sind in kürzester Zeit fiskalische und Privatbauten entstanden, und so macht der Ort bei unserem Näherkommen den Eindruck eines kleinen Städtchens.

Dicht an der kurzen Hafenmole erhebt sich ein stattlicher Leuchtturm. Von demselben und den Dächern einiger größerer Gebäude grüßt uns die deutsche Flagge.

Langsamer und langsamer fährt der Dampfer; fleißig wird das Lotblei gebraucht, um der tückischen Küste nicht zu nahe zu kommen. Plötzlich „Stopp, Anker fallen"! Rasselnd saust der mächtige Anker in die Tiefe. Wir sind am Ziele.

Dröhnend heulen die Dampfpfeifen. Als Gegengruß erschallen vom Lande 3 Kanonenschüsse.

Wir sind an deutscher Küste, deutschem Boden, unserer Kolonie, einem Stück unseres Vaterlandes angelangt! Neben uns auf der Reede liegen noch 4 Dampfer und ein schlank gebauter Dreimaster. Von der Mole her nähert sich eine Dampfbarkasse mit einem Marine=, dem sogenannten Landungs=Offizier. In wenigen Minuten ist derselbe an Bord und übergibt dem Transportführer die versiegelten Orders. Alles ist gespannt. Der Offizier wird mit Fragen bestürmt: Wie stehts mit den Hereros, wie mit den Hottentotten? was gibt es sonst neues hier?" Leider bekommt man nur die wenig erfreuliche Nachricht, daß im Kampfe gegen die Hottentotten bereits ca. 8 brave Offiziere mit ihren Patrouillen abgeschossen worden seien — und zum Troste für unsere Heißsporne, daß der Krieg voraussichtlich noch recht lange dauern werde.

Der Transport bekam den Befehl, nach Lüderitzbucht zu gehen, jedoch sämtliche Pferde zuvor in Swakopmund zu landen. Wir werden also Gelegenheit haben, uns den Platz anzusehen. „Heute darf jedoch niemand von Bord", befahl unser Transportführer Major v. Kamptz.

Am Nachmittage kommt der in Swakopmund anwesende Chef des Generalstabes Major Quade an Bord und überbringt Befehle des Hauptquartiers. Ein Teil unserer Beamten muß landen und wird zur Dienstleitung in Swakopmund und Windhuk befohlen. Der Rest geht weiter nach Lüderitzbucht. Zu meiner Freude blieb ich bei

diesem nach Lüderitzbucht bestimmten Haupttransport. Wegen des im Hereroland so stark auftretenden Typhus war es jedem Teilnehmer angenehmer, nach dem noch nicht verseuchten Süden der Kolonie zu gehen. Beim Abendessen wurde der Abschied der scheidenden Kameraden würdig gefeiert.

Bereits um 5 Uhr früh des nächsten Morgen ist alles fertig, um von Bord zu gehen. Es ist in den Morgenstunden so kalt an der Küste, daß man den Mantel anziehen muß.

Um 6 Uhr legte die Dampfbarkasse, die uns an Land bringen soll, an unserem Dampfer an. Im Nu ist dieselbe gefüllt, denn jeder will heute der erste sein. Die See ist ziemlich ruhig. Wir haben beste Aussicht, die hier so gefährliche Brandung, die schon so manches Opfer gefordert hatte, ungefährdet zu passieren.

Es sollte aber anders kommen. Gerade als wir die Molen-Ecke nahmen, um durch die Brandung zu schießen, schlägt von hinten seitwärts eine gewaltige Sturzsee über uns, wirft uns zu Boden und reißt die Bänke fort, auf denen wir gesessen haben. Nur dem Umstande, daß wir uns krampfhaft am Geländer der Barkasse festhielten, verdankten wir es, nicht in die See geschwemmt worden zu sein. Um ein Haar wäre die Barkasse gekentert, und manchem von uns hätte der Ozean dann ein vorzeitiges Ende bereitet. Wir kamen diesmal noch gut davon, denn langsam richtete sich der kleine Dampfer wieder auf.

Vorsichtig legen wir an der Mole an und klettern naß wie die Katzen an derselben hinauf. Das war keine angenehme Ankunft auf afrikanischem Boden!

Durch den fußhohen, weichen Sand waten wir dahin, um zunächst eine Gelegenheit zum Trocknen der völlig durchnäßten Kleider zu finden. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen von Kollegen, die wir aufsuchen, befinden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

wir uns bald wieder im Besitz von trockener Bekleidung wenn auch die Röcke teilweise zu eng und die Stiefel zu lang sind. Nach kurzem Frühstücke geht's an die Besichtigung des Platzes.

An die wenigen schon vor dem Kriege bestandenen Regierungsbauten hat sich eine kleine Stadt von Wellblechbaracken, Zelten und Schuppen, die im Laufe des Feldzuges entstanden sind, angeschlossen. Sie dienen sämtlich Kriegszwecken, hauptsächlich zur Unterbringung des ständigen Nachschubes von Lebensmitteln, Futtervorräten, Bekleidung und Ausrüstung für die Truppen. Der größte Teil der Bauten gehört dem Etappen-Magazin. Doch bei weitem reichen diese improvisierten Bauten nicht aus, um die gewaltigen Dampferladungen, die in kurzen Zwischenräumen eintreffen, unterzubringen. — Ganze Berge von Hafersäcken, Heuballen, ungeheuere Stapel von Kisten mit Lebensmitteln usw. müssen im Freien lagern. Ein Glück, daß die Luft hier so trocken und Regen fast gar nicht oder nur in geringer Menge zu erwarten ist.

Diese dem Wind und Wetter ausgesetzten Vorräte, die einen Wert von vielen Millionen repräsentieren, würden sonst sehr bald dem Verderben anheimfallen.

Das zur Abnahme und Verwaltung des Nachschubes bestimmte Beamtenpersonal war im Anfang des Feldzuges leider so knapp bemessen, daß die Abnahme der Dampferladungen nicht immer in der gewünschten, ordnungsmäßigen Weise sich ermöglichen ließ.

An einem so wichtigen Sammelpunkte müßte das Aufgebot von Arbeitskräften viel stärker sein, weil es sonst unmöglich ist, eine scharfe, ordnungsmäßige Kontrolle sämtlicher Kriegslieferungen streng durchzuführen.

Ein Rundgang durch die Magazinanlagen zeigt uns, daß man, wo es nur möglich ist, Feldbahngeleise gelegt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hat, die den Hafenplatz mit den Stapelplätzen verbinden. Ein Fuhrwerkverkehr würde in dem tiefen, weichen Sande kaum möglich sein.

An der äußersten Peripherie des Lagers befinden sich Krale für den Nachschub an Reit-, Zug- und Schlachtvieh.

Hier große Einfriedigungen mit Tausenden von afrikanischen oder argentinischen Ochsen, dort solche für Maultiere und Esel und noch andere für Pferde. Im Lande selbst waren z. Zt. weder Ochsen noch Pferde zu haben und aus der benachbarten englischen Kolonie, deren Tiermaterial — weil akklimatisiert — für unsere Kolonie das geeignetste wäre, kann der Bedarf nur zum kleinen Teil gedeckt werden; abgesehen davon, daß unsere englischen Vettern uns mit der Ausfuhr Schwierigkeiten zu bereiten scheinen.

So ist nun die Verwaltung gezwungen, Ochsen und Pferde aus dem am nächsten gelegenen Argentinien, den größeren Teil der Pferde sogar aus der Heimat zu importieren. Die Transportkosten verteuern den Preis eines Pferdes bis Südwest-Afrika natürlich ganz außerordentlich. Die Woermann-Linie erhält pro Pferd von Hamburg bis Südwest-Afrika 350 Mark.

Infolge der in China gemachten Erfahrungen und der danach getroffenen Maßnahmen für den Seetransport ist es möglich geworden, daß der Transportverlust an Pferden während der langen Seefahrt — durchschnittlich 24 Tage — nicht 1 Prozent überschritten hat.

Interessant ist die Betrachtung des Arbeiterpersonals der militärischen Sammelstation.

Truppen sind für Arbeitszwecke hier nicht verfügbar, weil jeder einigermaßen gesunde Reiter so schnell als möglich nach der Front abgeschoben wird. Ein deutscher Arbeiterstamm war bisher in unserem Schutzgebiet nicht vorhanden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

So mußte man notwendigerweise, um wenigstens weiße Vorarbeiter zu haben, nach dem uns am nächsten gelegenen Kapstadt hinüber greifen und dort die nötigen Arbeiter anwerben. Arbeitslose gibt es dort nach dem Burenkriege genug. Mehrere Hundert dieser Personen sind zur Zeit in Swakopmund und Lüderitzbucht tätig, größtenteils verkommenes, internationales Gesindel. Wählerisch durfte man in der Not nicht sein, man mußte annehmen, was man bekam. —

Daß diese Bande nur mit dem Revolver in der Hand in den Schranken zu halten ist, ist erklärlich. Als eigentliche Arbeiter dienen Eingeborene. Teils sind es gefangene oder internierte Hereros, Kaffern, Bergdamara, auch Bastards; andererseits auch freiwillig angeworbene Ovambos. Letztere kommen vom Norden der Kolonie, arbeiten an der Küste einige Monate und wandern dann mit ihren Ersparnissen wieder in die Heimat, um sich dort einige Zeit beschaulichem Nichtstun hinzugeben. Die Otaviminen-Eisenbahn-Gesellschaft hat mehrere Hundert Ovambo-Arbeiter bei ihrem Bahnbau beschäftigt.

Die Otaviminen-Eisenbahn, an der mit Aufbietung aller Kräfte gearbeitet wird, um dieselbe so schnell als möglich bis nach Omaruru fertig zu stellen, läuft nördlich unserer nach Windhuk führenden Feldbahn durch die Namib, nähert sich jedoch bei der Station Karibib der Linie Windhuk auf einige Kilometer, um von dort scharf nördlich abzubiegen. Durch einen Verbindungsstrang sind nunmehr beide Linien bei Karibib miteinander verbunden. Es ist dadurch möglich geworden, bis Karibib, das ungefähr in der Mitte von der Küste nach Windhuk liegt, den Eisenbahnbetrieb auf zwei Schienensträngen durchzuführen.

Schweißtriefend haben wir unsern Rundgang durch Swakopmund beendet. Hier und da ist bereits der Versuch

gemacht worden, in den breiten, tiefgrundigen Sandstraßen einen Bürgersteig zu schaffen. Als Material sieht man in bunter Abwechslung: Zement, Holzbretter und leere Flaschen Verwendung finden, die mit den Köpfen dicht nebeneinander in den Sand getrieben sind. Man ist für jedes Stückchen festen Boden unter den Füßen dankbar.

Um 3 Uhr sollten wir wieder an Bord sein; es blieb uns daher nicht viel Zeit zur Erholung übrig. Um unseren leiblichen Menschen zu stärken, betraten wir das nächste Hotel.

Seit dem Ausbruche des Aufstandes haben sich die letzteren besonders zahlreich vermehrt. Meistens sind es nur primitive, einstöckige Baracken oder Fachwerkbuden, die sich hauptsächlich äußerlich durch ein riesiges Firmenschild und innen durch horrende Preise auszeichnen. Die Flasche unseres heimischen Gerstensaftes kostet hier nur 2 Mark und in ähnlichem Verhältnisse stehen auch die Preise der Lebensmittel. Selbst das in unsern heimischen Augen hohe Truppengehalt würde nicht ausreichen, wenn man hier zu längerem Hotelleben gezwungen wäre.

Durch die Hauptgeschäftsstraße wandern wir an den stattlichen Bauten der Woermann-Linie und der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika vorüber, weiter zum Hafen. Auch für die Geschäftswelt hier hat der Aufstand einen starken Aufschwung gebracht. Eine ganze Reihe von Läden (Stores genannt) sind entstanden, mehrfach Unternehmungen, die von Kapstadt aus gegründet wurden.

An der Mole finden wir, daß unsere im Dampfer mitgebrachten 500 Pferde in der kurzen Zeit fast sämtlich schon gelandet worden sind.

Durch die andauernden Erfahrungen beim Landen des verschiedenen Tierzeuges hat man es, trotz der schwierigen Landungsverhältnisse, zu einer außerordentlichen Geschwin-

digkeit hierbei gebracht. An Bord werden die Tiere mittelst Leibgurt und Dampfkrahn auf ein großes, starkes Floß gehoben, das längsseits des Schiffes anlegt, und auf dem Floß von Matrosen mit den Köpfen an das Geländer desselben festgebunden. Jedes Floß faßt 20 Tiere. Eine Dampfpinasse schleppt dieses bis vor die Brandung und eine auf dem Strande stehende Dampfwinde zieht dann das an einer Stahltrosse befestigte schwankende Fahrzeug durch die Brandung hindurch und so weit als möglich an den Strand heran. Die Tiere werden losgebunden und mit Geschrei und Schambokschlägen vom Floß herunter und durch das Wasser an den Strand getrieben, dort von den schwieligen Fäusten der stämmigen Leute des Pferdedepots empfangen und sofort nach den Depots gebracht. Die Landungen wickeln sich in dieser Weise so schnell und glatt ab, daß auch bei schlechter See selten ein Tier verloren geht.

Doch nun an Bord! Hatten wir heute früh schon Pech beim Landen gehabt, so erlebten wir jetzt wieder eine ähnliche Freude. Die See war plötzlich sehr unruhig geworden, wir mußten deshalb ca. $^1/_2$ Stunde lang am Dampfer kreuzen, bevor wir die Treppe gewannen. Beinahe wäre man hier am Schlusse der Seefahrt noch seekrank geworden. Wir alle waren von der heutigen Tour vollständig befriedigt und froh, die Schiffsplanken wieder unter den Füßen zu haben —

Doch gewöhnlich kommt es in Afrika anders, als man denkt. Am späten Abend läuft noch ein Befehl ein: „H. und N. sofort wieder landen und nach Windhuk abmarschieren!“ Nette Sache das! Windhuk ist zwar der schönste Platz des Landes, aber angenehmer wäre doch die Landung an dem früher bestimmten Hafen gewesen. Schleunigst wird das Gepäck zusammengesucht. Morgen früh geht es wieder an Land.

Die Dampfbarkasse legte am nächsten Morgen pünktlich um $5\frac{1}{2}$ Uhr an Bord an. „Adieu „Eduard Woermann", Adieu Transport H.!" Kaum abgestoßen von Bord, lichtet „Eduard Woermann" seine Anker, läßt die dumpfen Dampfpfeifen dröhnen und setzt sich langsam nach dem Süden in Bewegung.

Diesmal vollzog sich unsere Landung glatt und glücklich. — Meldung bei der Kommandantur behufs Ausstellung der Fahrscheine für uns und unsere Burschen und Empfang von Munition und Lebensmitteln zur Verproviantierung für die 4 Tage dauernde Eisenbahnfahrt waren die nächsten Geschäfte. Unterwegs sei schwerlich etwas zu haben, wurde uns von erfahrenen Kriegsleuten versichert.

Nach Erledigung aller Angelegenheiten traf unser kleines Kommando, bestehend aus mehreren Offizieren und deren Burschen, auf dem Bahnhofe wieder zusammen, um nun die Fahrt ins Innere des schwarzen Erdteils, in die ungewisse Zukunft zu beginnen.

Von der Eisenbahn.

Der Bahnhof Swakopmund ist ein stattliches, in Cementsteinen ausgeführtes Gebäude, das an unsere heimischen Stationsgebäude kleinerer Städte erinnert. Unser Zug sollte um $10\frac{1}{2}$ Uhr abfahren. Es kommt hier aber bei den wenigen verkehrenden Zügen auf ein paar Minuten, mitunter Stunden, nicht an. Endlich gegen 12 Uhr setzte sich unser Züglein in Bewegung. Heute war ausnahmsweise ein Personenwagen im Zuge. Jede Wagenachse muß sonst zur Güterbeförderung ausgenutzt werden. Wer mitfahren will, muß sehen, wo er auf den voll beladenen Güterwagen ein Plätzchen findet und wenn es auf dem Kohlenwagen ist. Wir konnten es uns in dem zwar nicht sehr geräumigen, aber dennoch luftigen Personenwagen

bequem machen. Das vordere und hintere Ende des Wagens ist mit einer Plattform versehen, auf welcher man während der Fahrt sich gewöhnlich aufhält. Die Wagenfenster sind zum Schutze gegen das grelle Sonnenlicht aus Scheiben mit rotem und grünem Glase versehen.

Stampfend und fauchend rollte der Zug aus der Station in die völlig nackte Namib hinaus, den wasser- und vegetationslosen Wüstengürtel, welcher sich dem inneren Hochlande von der Küste aus vorlagert. Die beiden kleinen, zusammengekoppelten Zwillingsmaschinen haben schwer zu arbeiten, um die bald eintretende Steigung zu überwinden.

Die Leistungsfähigkeit der Züge von der Küste nach dem Innern wird durch die ständige Steigung des Geländes bis nach Okahandja hinaus stark beeinträchtigt. Auf einer Strecke von 400 Kilometer steigt die Bahn bis zu einer Höhe von 1600 Meter. Teilweise ist die Kletterei eine derartige, daß der Zug geteilt und die Maschine mühsam die Zugteile nach und nach an den stärksten Steigungen hinauf ziehen muß. Jeder Zug schleppt ein außerordentlich hohes, totes Gewicht an Kohlen- und Wasserwagen mit sich, oft bis zu einem Drittel seiner Ladefähigkeit. Die Stationen im Innern haben teils kein oder oft nur sehr wenig Wasser. Von Swakopmund müssen deshalb stets mehrere Wasser-Wagen mitgeführt werden.

Der gesamte Bahndienst liegt in den Händen der Truppe. Mit den ersten Transporten zur Niederwerfung des Aufstandes wurden zwei Eisenbahnkompagnien hinausgesandt, die den Betrieb der Eisenbahnlinie übernommen haben. Die Truppe ist durch das schon vorhanden gewesene Bahnpersonal, welches sämtlich militärisch einberufen wurde, verstärkt worden.

Rastlos wurde von dem Eintreffen der Eisenbahntruppen ab an der Vervollkommnung der bis dahin sehr

primitiven Eisenbahn gearbeitet. Vor dem Aufstande befand sich die Eisenbahn und ihr rollendes Material in einem höchst traurigen Zustande. Der größte Teil der Lokomotiven war unbrauchbar; der Oberbau des Schienenweges, den der Regen anfangs 1904 teilweise völlig zerstört hatte, war schon in gewöhnlichen Zeiten so schadhaft, daß kein Zug ohne Mitnahme von Bahntechnikern und Hilfspersonal fahren konnte. Dem Mangel an rollendem und Betriebs-Material ist durch Nachschub abgeholfen worden und weitere Ergänzungen besonders an Maschinen waren in Aussicht genommen. Durch das Magnesium und verschiedenartige Salze enthaltende Wasser, unterliegt das Maschinen-Material einer besonders starken Abnutzung. Die eingerichteten Reparatur-Werkstätten sind mit Maschineninstandsetzungs-Arbeiten überhäuft.

Durch angestrengteste Tätigkeit der Eisenbahntruppen war es möglich geworden, jetzt täglich 2 Züge ins Innere abgehen zu lassen, während früher in der Regel wöchentlich nur 3 bis 4 Züge, oft aber auch nur ein Zug verkehrte.

Durch die Namib.

Langsam fährt der Zug bergan. Swakopmund liegt bald hinter uns. Rückwärts in der Ferne sieht man noch den blauen Ozean. Rechts und links, vorn und hinter uns aber nur Sand und abermals Sand. Von Vegetation keine Spur. Nichts von lebenden Wesen ist in dieser trostlosen Einöde wahrzunehmen. Sengend und brennend strahlt die Sonne von dem völlig wolkenlosen, tiefblauen Himmel herab. Reflektierend wirft der weiße Sand die heißen Strahlen zurück, die Atmosphäre in ein ständiges Flimmern und Zittern versetzend. Fatamorganaartig tauchen hier und da Gebirgszüge und Felsgruppen in der Ferne auf, die man oft ohne Fußpunkt frei in der Luft schwebend wähnt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Die tiefe Stille in der Namib, die nur durch den Lärm des Zuges gestört wird, ist fast unheimlich! — Und doch ist diese tote Wüste nicht ohne einen eigenen Reiz und eine eigenartige, besonders durch die Farbenreflexe der Sonne hervorgerufene Schönheit.

Es herrscht eine enorme Hitze. Das Thermometer zeigt in der Sonne über 55° C. Durch den Luftzug der Fahrt macht sich jedoch diese erhebliche Wärme weniger fühlbar als eine weit mäßigere Temperatur bei uns daheim, an schwülen Sommertagen.

Nach zweistündiger Fahrt erreichen wir den Haltepunkt Nonidas, nicht weit vom Ufer des Swakop gelegen.

20 Minuten Aufenthalt! Ein kleines hölzernes mit Wellblech eingedecktes Stationsgebäude, ein oder zwei Bretterschuppen, sonst nichts von menschlicher Kultur zu sehen.

In einer Talsenkung windet sich der Swakop mit seinem völlig trockenen Flußbett und steilen, zerrissenen Uferwänden. Falls es keine Täuschung ist, befinden sich in dem Bette des Riviers (Fluß) einige vertrocknete Grasbüschel. Wenigstens ein Zeichen von Vegetation! Wir haben jedoch keine Zeit, uns den Swakop näher anzusehen; es geht weiter.

Die Steigung wird stärker. Wir kommen an den Rand des Hochplateaus, welches der Zug erklimmen muß, um auf die innere, weite Hochfläche der Kolonie zu gelangen. Schroffe Klippen, rissig, zersprungen und durch wolkenbruchartige Regen jeglicher Erde beraubt, treten rechts und links hart an die Bahn heran. Reiner Granit, roter Sandstein und Porphyr wechseln mit grauem und weißem Marmor bunt durcheinander. Enger und enger wird die natürliche Paßlinie, in welcher sich die Bahn emporwindet.

Plötzlich halten wir in einem scharf in die Felsen eingeschnittenen Engpaß. Einige riesige Felsen, deren Fuß an-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

scheinend durch reißende Wassermassen unterspült worden sein muß, ragen drohend in die Schlucht hinein. Man hat das Gefühl, diese Riesenblöcke könnten plötzlich herabstürzen und alles unter sich zermalmen.

Wir sind an der Station Khan, benannt nach dem Khan-Rivier, das einstmals diesen Durchbruch geschaffen haben muß. Zu unserer Freude sehen wir hier die ersten Bäume. Recht ansehnliche Giraffen-Akazien und Weißdornbäume stehen vereinzelt am Flußufer. Sie finden mit ihren mächtigen Wurzeln in der Tiefe die zum Leben nötige Feuchtigkeit. Denn auch der Khan-Fluß liegt völlig trocken da und führt nur zur Regenzeit Wasser.

Es kommen aber auch Jahre mit anhaltender Trockenheit, in denen am Rande der Namib kein Regentropfen fällt. Setzt aber die Regenzeit ein, gewöhnlich geschieht dies Ende Dezember oder im Januar mit heftigen Gewittern und wolkenbruchartigem Regen, so stürzen so gewaltige Mengen Wasser vom Himmel herab, daß die breit und tief eingeschnittenen Flußbette in wenigen Stunden sich füllen und mit Donnergetöse heranbrausende, meterhohe Wassermassen zu Tal senden. Wehe dem Lager, das etwa Eingeborene oder Weiße in dem sonst so friedlichen, trockenen Flußbette aufgeschlagen haben. Lawinenartig rollen die Wassermassen mit Blitzesschnelle heran, alles mit sich fortreißend, was sich ihnen entgegenstellt. Starke Felsblöcke und Bäume werden mit Leichtigkeit von der rasenden Strömung dahingerissen.

So mancher Ochsenwagen mit Bespannung, so mancher Mensch, so manches Tier, das nicht schnell genug die schützende Uferwand erreichen konnte, ist ein Opfer der plötzlich hereinbrechenden Gewässer geworden. „Das Rivier kommt ab", sagt der Landesbewohner, wenn sich das Flußbett in beschriebener Weise wieder einmal füllt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB
DFG

Auf der kleinen Station herrscht reges Leben. Ein größeres Kommando der Eisenbahn-Kompagnie, verstärkt durch eingeborene Arbeiter, ist unter Leitung eines Offiziers damit beschäftigt, für die Bahnlinie, die hier das Khanrivier kreuzt, eine stabile Eisenbrücke zu bauen und den Rivierlauf durch Dammbauten so zu verbessern, daß er nicht imstande ist, der Bahnanlage beim Abkommen des Riviers schädlich zu werden. Bei Beginn des Herero-Aufstandes wurde durch das abkommende Rivier der Bahndamm in der Khan-Schlucht fortgespült und hierdurch der Bahnbetrieb wochenlang in der so ernsten Zeit unterbrochen.

Die brave Eisenbahntruppe hat hier überhaupt schon viel geschaffen. Einzelne nette Unterkunftsbauten sind entstanden, ein Brunnen und ein Pumpwerk ist erbaut worden und immer noch gibt es alle Hände voll zu tun, um den Bahnbetrieb auch für die Dauer der Regenzeit zu sichern.

Der ununterbrochene Betrieb der Eisenbahn ist für den Feldzug von größter Wichtigkeit. Sie ist der Lebensnerv der Truppen und von ihr hängt das Wohl und Wehe der im Felde stehenden Truppenteile ab.

Wieder einmal ein längerer Aufenthalt. Der liebenswürdige Eisenbahnoffizier ladet uns ein, mit ihm eine Tasse Kaffee zu trinken. „Tasse" Kaffee ist eigentlich nicht richtig. Tassen sind hierzulande rar; aber allerhand Gefäße, wie Kochgeschirrdeckel, Wassergläser, Trinkbecher usw. sind für den Zweck ebenso brauchbar. Das „wie" ist Nebensache. Doch wie abscheulich schmeckt das Gebräu, das uns hier so freundlich kredenzt wird. Krampfhaft verziehen sich unsere Lippen, denn wir sind vom Schiffe her noch verwöhnt. Das Wasser der Station ist, wie an so vielen Stellen des Landes, brackig, d. h. bittersalz- und dergleichen haltig. Wenn man nichts anderes hat, gewöhnt man sich jedoch auch an solche Kleinigkeiten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Endlich geht es weiter. Der Zug hat einen Teil der Wagen auf der Station stehen lassen müssen, um die Höhe bis zur nächsten Station, Wellwitsch, zu überwinden. Im langsamsten Tempo, teilweise konnte man im Schritt nebenher gehen, erreichen wir auch diese.

Ein Sanitätszug.

Wieder dasselbe Bild. Außer dem Stationshäuschen weit und breit kein Zeichen menschlicher Ansiedlung zu erspähen. Hier kreuzt uns ein Zug, der aus dem Inneren kommt. Er bringt einen Transport Kranker und Verwundeter, die nach Swakopmund und Deutschland zurückgehen sollen.

Ein trauriges Bild, diese entkräfteten, bleichen Gestalten, die auf dem Boden der offenen, kaum notdürftig mit einem Plan zum Schutze gegen die sengende Sonne gedeckten Güterwagen liegen. Zum größten Teile sind es Typhus-Rekonvaleszenten, die besonders hohläugig und heruntergekommen aussehen. Alle tragen noch die Spuren der im Hererofelde ausgestandenen furchtbaren Strapazen und Entbehrungen in den Zügen.

Auch einige Offiziere befinden sich in dem Transport. Äußerlich sind dieselben von den übrigen Reitern nicht zu unterscheiden. Ein Rock sieht so schlecht und abgetragen aus, wie der andere und Abzeichen sind nicht wahrzunehmen.

Der von China her, namentlich durch seinen Ritt durch die Mongolei und Sibirien wohlbekannte Leutnant v. Salzmann befindet sich auch im Transport. Er ist am Waterberg am rechten Beine schwer verwundet und in den Feldlazaretten soweit hergestellt worden, daß er nach Deutschland transportiert werden kann. Dort will er sich einer Operation durch Professor Bergmann unterziehen, um sein Bein von der sonst notwendig werdenden Amputation zu retten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Doch wie sah der arme Mensch aus! Der Körper bestand fast nur aus Haut und Knochen. Das verwundete Bein in einem dicken Gazeverband, liegt er auf einem improvisierten Lager ebenfalls auf dem Boden des Wagens. Trotz aller Leiden hatte der Brave aber immer noch einen unbesiegten Humor. Wirklich eine zähe Natur!

Der Anblick all dieses Jammers, der ernsten Schattenseite des Krieges, ging jedem zu Herzen. Aus dem Gesehenen konnte man schließen, was unsere braven Reiter bisher ausgehalten und gelitten hatten.

Leider ist es bei dem notwendigen schnellen Vormarsch der Truppen von der Küste nach dem Waterberg und den sich nach den Gefechten daselbst anschließenden Verfolgungsmärschen nicht immer möglich gewesen, den Verpflegungsnachschub rechtzeitig und in genügender Weise an die Truppen heranzubringen.

Fahrzeuge und Zugtiere versagten bei den beschleunigten Märschen und blieben liegen. Ersatz für dieselben konnte erst nach und nach mit ungeheueren Schwierigkeiten aus der benachbarten Kapkolonie und der weit entfernten Heimat beschafft werden. Auch die beste Leitung und Verwaltung wäre nicht imstande gewesen, in diesem so wenig Hilfsmittel und überall nur Schwierigkeiten bietenden Lande schneller und besser zu arbeiten.

Daß in der Tag und Nacht angespannten, unter Strapazen und Entbehrungen aller Art kämpfenden Truppe der Typhus ausbrechen mußte, ist nicht zu verwundern.

Bei dem beständigen Wassermangel wurden die wenigen Quellen und Brunnen des Operationsgebietes bald verseucht und bildeten infolgedessen Herde ständiger Krankheitsübertragung.

Es ist der rastlosen Arbeit der Sanitätsbehörden und Truppenverwaltung nunmehr gelungen, die bösartige Seuche

energisch anzupacken und mit Erfolg zu bekämpfen. Die Zahl der Typhuskranken ist bereits erheblich zurückgegangen und wird noch weiter zurückgehen.

Fertig zur Abfahrt! „Adieu ihre braven Leute, grüßt die Heimat.“ Der Zug pfeift und weiter geht es, immer noch bergan steigend. Um 6 Uhr wird es plötzlich Nacht, nachdem kaum die Sonne am Horizont verschwunden ist. Eine Abenddämmerung gibt es nicht, unmittelbar folgt die Nacht dem Tage. Prächtig wölbt sich der wunderbar leuchtende, afrikanische Sternenhimmel über uns. Die dünne, reine Höhenluft läßt auch das kleinste Sternlein im strahlenden Glanze erscheinen. Nach dem Verschwinden der Sonne sinkt die Temperatur in überraschender Weise. Hat man vor einer Stunde sich noch vor den sengenden Sonnenstrahlen geschützt, so greift man jetzt fröstelnd nach dem Mantel. Licht gibt es nicht im Zuge; hier und da flammt nur eine Zigarre auf, die Unterhaltung verstummt. Kaleidoskopartig ziehen im Geiste noch einmal die wechselnden Bilder des ersten Tages im Kriegsgebiet vorüber.

Jakalswater.

Endlich gegen 9 Uhr erreichen wir, tüchtig durchrüttelt, das Ziel unserer Reise für heute, die Station Jakalswater. In der Nacht ruht der Bahnbetrieb. Wir haben die Namib, den Wüstengürtel hinter uns und befinden uns an der Grenze der beginnenden Vegetation.

Die Station ist größer wie die bisher passierten. Außer dem Stationshäuschen sind noch mehrere Wirtschaftsgebäude und sogar eine gut eingerichtete Bahnhofswirtschaft vorhanden. Bald sitzen wir an dem sauber gedeckten Tische und stärken uns nach der anstrengenden Fahrt. Besitzerin der Wirtschaft ist eine Witwe H., die vor dem Ausbruche des Aufstandes eine der schönsten Farmen im Hererolande

besaß. Sie hatte vor dem Mordgesindel von Hereros nur das nackte Leben retten können. Ihr Schwiegersohn wurde ermordet, die Farm ausgeraubt und niedergebrannt. So war es leider dem größten Teil unserer Farmer im Hererolande gegangen.

Früh um 6 Uhr geht es weiter. Ein prachtvoller Morgen! Vor uns liegen die Grenzen der das Innere unserer Kolonie zum größten Teile einnehmenden Gras- und Buschsteppe. Der noch magere Sandboden zeigt Anfänge eines jetzt verdorrten Graswuchses. Hier und da beleben einige Dornbüsche und der kugelförmige Strauch des Giftbaumes, aus dessen Saft die in der Namib und anderen Einöden der Kolonie hausenden Buschleute ein unfehlbar tötendes Pfeilgift herstellen, die weite Fläche. Vereinzelt sieht man, je mehr wir uns dem Innern nähern, mächtige Dornholzbäume und auch tierisches Leben zeigt sich, je weiter wir fahren, um so reicher.

In den trockenen Erdboden sind zahlreiche Löcher und Gänge gewühlt, aus denen hier und da der Kopf oder der ganze Körper eines Erdmännchens, ähnlich unserem heimischen Eichhörnchen, hervorkommt, um beim Wittern der Gefahr blitzschnell wieder in dem Bau zu verschwinden. Das Tierchen lebt stets gesellig, in der Regel in ausgedehnten Kolonien zusammen. Bei späteren Märschen habe ich aber oft ganz gehörig über diese possierlichen Höhlenbewohner und deren Bauten geflucht, wenn plötzlich der nichtsahnende Gaul mit den Beinen fußtief in eins der Erdmännchenlöcher geraten war und der Reiter unsanft aus dem Sattel geschleudert wurde.

Ähnliche Löcher, Gänge und Kolonien werden auch von der Wühlmaus geschaffen. Hatten wir gestern in der Namib nicht einen Vogel sehen können, so zeigt sich dafür heute in der Steppe eine reichhaltige Vogelwelt. Besonders

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

häufig scheint das Hühnervolk vertreten zu sein. Ganz in der Nähe der Bahn tummeln sich zahlreiche Völker von Perlhühnern. Das Geräusch des Zuges scheint sie wenig zu stören. Etwas flüchtiger sehen wir eine kleinere Laufhuhnart, ähnlich unserem Rebhuhn, das Sandhuhn, auch Fansan genannt. Die kleineren Vögel sind in den verschiedensten und buntfarbigsten Arten vertreten. Zahlreich ist das Volk der Webervögel, deren kunstvoll gefertigte Nester man oft zu Hunderten an einem Baume hängen sieht. Dicht zusammengedrängt baut ferner der Gesellschaftsvogel Nest an Nest, das ganze einem Strohschober ähnelnd, den man zwischen die Äste eines Baumes gepackt hat.

Gegen Mittag haben wir wieder einen längeren Aufenthalt auf einer Station.

Eine Berg-Kaffern-Werft.

Dicht neben der Station liegt eine Kaffern-Werft mit zahlreichen, bienenkorbartigen Hütten, Pontoks genannt, die wir uns näher ansehen. Als Baumaterial haben alte Bleche von Konservenkisten, Hafersäcke, Packmaterial und dergleichen gedient. So primitiv, wie der äußerliche Eindruck ist, sieht es auch im Innern der Hütten aus. In der Mitte des Raumes eine Feuerstelle, auf dem Boden liegen einige alte Schaf- oder Ziegenfelle, sonst ist nichts mehr vorhanden. Als Koch- und Eßgeschirre dienen einige von der Truppe fortgeworfene leere Konservenbüchsen oder dergleichen Geschirre. Am Feuer hockt der weibliche Teil der Familie mehr oder weniger bekleidet, im Munde die unvermeidliche Tabakspfeife. Es sind tiefschwarze, kräftige Gestalten mit rundem Schädel und breiten Gesichtszügen. Die älteren Damen sind zwar erschrecklich hager und runzelig, die jüngeren zeigen dagegen gut gebaute und ab-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

gerundete Formen mit nicht häßlichen, gutmütigen Gesichtszügen, sie würden sogar angenehm auffallen, wenn nicht die alles überziehende dicke Schmutzkruste direkt abstoßend wirken würde. Eine Schar völlig nackter und schmutziger Kinder tollte mit einigen kläffenden Kötern zwischen den Pontoks umher.

Die männliche Bevölkerung ist an der Eisenbahnlinie mit Arbeiten beschäftigt. Die Berg-Kaffern, auch Klippkaffern oder richtiger Bergdamara genannt, sind den Hereros nicht verwandt. Sie bilden die Urbevölkerung unserer Kolonie und waren bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die rechtmäßigen Besitzer des Bodens. Durch die von Süden vordrängenden Hottentotten und den von Norden kommenden Stamm der Hereros wurden sie ihres Landes beraubt, sie selbst unterjocht und fristen seither nur als Sklaven beider Nationen ihr kümmerliches Dasein. In verhältnismäßig kurzer Zeit hat das Völkchen sogar seine Muttersprache völlig verloren und die Sprache seiner Unterdrücker angenommen. Die Bergkaffern eignen sich zur Arbeit besser, als die andern beiden Volksstämme der Kolonie. Sie sind im allgemeinen willig und fleißig, während die Herero zu stolz und faul, die Hottentotten außerdem körperlich zu heruntergekommen sind, um überhaupt arbeiten zu können.

Unter dem Schutze der deutschen Regierung haben sich die Bergkaffern, die namentlich an der Bahnlinie als „Arbeiter" gute Dienste leisten, sehr wohlgefühlt. Sie haben sich im allgemeinen auch nicht am Aufstande beteiligt.

Immer noch hat unser Zug beim Weiterfahren erhebliche Steigungen zu überwinden. Er muß sogar einige Male auf der Strecke halten und den nötigen Dampfdruck in den Maschinen sammeln, um dann mit kühnem Anlauf weiter fahren zu können.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Wir durchqueren eine ansteigende Hochebene, die nur vereinzelt mit Gebirgszügen durchsetzt ist. Mehr und mehr treten die Gebirge zurück und bilden nur noch am Horizont eine geschlossene Masse. Die schroffe Gebirgslandschaft von gestern ist verschwunden. Nur selten nähert sich einer der langgestreckten Kämme der Bahn. Ein besonders phantastischer, langgestreckter Berg, an dem wir dicht vorbeifuhren, wird die afrikanische „Sphinx" genannt. Es ist wohl in dem Gesamtbau des Bergrückens eine Ähnlichkeit mit der ägyptischen „Sphinx" vorhanden, es gehört aber doch sehr viel Phantasie dazu, Gesichtszüge oder dergleichen aus dem Bergklotz herauslesen zu wollen. Die dem Berge am nächsten gelegene Station hat daher auch den ehrwürdigen Namen „Sphinx" erhalten. Gegen Abend langten wir auf der Station Karibib an.

Karibib.

Karibib macht wirklich den Eindruck einer kleinen Ansiedlung. Es ist die erste, die wir nach zweitägiger Fahrt erreichten. Der geräumige und saubere Bahnhof hat mehrere Wagenhallen und eine große Reparaturwerkstätte. Um ihn gruppieren sich eine Reihe freundlicher, villenartiger Bauten mit schattigen Veranden. Hier und da sieht man vor den Häusern einige kümmerliche Palmen, Aloebäume oder dergleichen, die anscheinend nicht recht vorwärts kommen wollen. Außer einigen Stores, einem Bezirksamt und mehreren Regierungsbauten sind auch einige Hotels und sogar eine kleine Weißbierbrauerei vorhanden. An die kleine Ansiedlung hat sich jetzt ein bedeutendes militärisches Lager von größeren und kleineren Zelten, Fachwerkbauten und Wellblechschuppen angeschlossen. Es dient zur Unterbringung der Vorräte eines Etappenmagazins, Bekleidungs-, Munitions- und Pferde-Depots, sowie eines Feldlazaretts.

Sämtliche Anlagen sind sauber und ordnungsmäßig, wie im Frieden angelegt. — Von Karibib aus wird ein Teil der im Hererolande stehenden Truppen mit dem erforderlichen Nachschub versehen. Größtenteils sind es Ochsenwagen-Kolonnen, die den Verkehr zwischen der Truppe und diesem wichtigen Eisenbahnpunkte bewirken müssen. Sie gehören zu der 1. Kolonnenabteilung, die mit ihren Fahrzeugen hier stationiert ist.

Auch ein Lager gefangener Hereros befindet sich in Karibib. Es sind die ersten Gefangenen, die hier untergebracht wurden. Freiwillig hatte sich bisher keiner der schwarzen Gesellen ergeben. Die unausgesetzte Verfolgung durch unsere braven Reiter hat sie aber schon zahm gemacht. Täglich werden jetzt Gefangene eingebracht, die sich freiwillig gestellt haben. Alles große, stattliche, kräftige Gestalten, schokoladenbraun mit nicht unangenehmen Gesichtszügen, in denen selbst jetzt noch ein ungebrochener Hochmut und Stolz sich charakteristisch offenbarte. Die Gesichtsbildung der Hereros, insbesondere Nasen und Lippen, zeigen sehr oft nicht den ausgesprochenen Negertypus, wie bei den Bergkaffern, sondern sind der kaukasischen Rasse ähnlich. Sowohl unter den männlichen als auch den weiblichen Gefangenen befanden sich klassisch schön gebaute Gestalten, deren tadellose Körperhaltung und Gang der Ausbildung eines Garde-Regimentes Ehre gemacht haben würde. Es waren ca. 50 Männer und einige Hundert Weiber mit Kindern vorhanden. Selbstverständlich muß die ganze Gesellschaft fleißig arbeiten und wird nicht umsonst durchgefuttert.

Beim Morgengrauen verlassen wir unser Quartier, um wieder den Zug zu besteigen. Diesmal müssen wir uns mit einem Güterwagen begnügen, der mit einer Plane zum Schutze gegen die Sonne bedeckt wird. Von Swakop-

mund aus führte die Bahnlinie bisher in nördlicher Richtung, von Karibib ab wendet sie sich nunmehr scharf nach Osten. Aus der offenen Grassteppe gelangen wir in das Gebiet der Buschsteppe. Dichter und dichter stehen die Dornbüsche, häufiger zeigen sich die oft mächtigen, unseren Eichen ähnlichen Giraffen-Akazien und Weißdornbäume.

Zuweilen nimmt die Steppe an einzelnen Stellen den Charakter eines lichten Wäldchens an.

Bis Karibib hatten wir fast nichts von den Spuren des Aufstandes und seinen Folgen gemerkt. Mit jedem Schritt kamen wir jetzt mehr und mehr in das eigentliche Aufstandsgebiet. Die Stationen, an denen wir vorüberfuhren, zeigten, obwohl schon ausgebessert, immer noch deutliche Spuren der Zerstörungswut der Hereros. In der Mordnacht vom 12. Januar 1904 überfielen diese die ahnungslosen, kleinen Bahnstationen zwischen Okahandja und Karibib und ermordeten so manchen der wenigen weißen Bahnbeamten. Die Station Waldau, eine der größten und schönsten an der Strecke, liegt noch verbrannt und in Trümmern.

Sämtliche Eisenbahn-Stationen, die wir jetzt passieren, sind befestigt und teilweise mit Revolverkanonen und Maschinengeschützen ausgerüstet. Die Stationsbesatzungen sind so stark, daß sie einen Angriff der noch immer die Bahnlinie kreuzenden Hereros abweisen können.

Rechts und links der Bahn liegt hier und da ein kleiner Grabhügel mit einem schlichten Holzkreuz. Größtenteils sind es Gräber von ermordeten Bahnbediensteten, aber auch Gräber von Gefallenen aus den ersten Gefechten des Marine-Expeditionskorps zur Befreiung der Bahn und ihrer Stationen.

In den letzten Tagen war die Bahnlinie mehrfach von kleineren und größeren Hererotrupps gekreuzt worden, die

aus dem unwirtlichen Sandfeld, in das sie geflohen, unter furchtbaren Strapazen und Entbehrungen zurückkehrten, um sich in dem von uns noch gar nicht erforschten Komas-Hochland, das sich direkt südlich der Bahn Karibib—Windhuk erhebt, einzunisten. Der Schienenweg war daher etwas unsicher geworden, obwohl den braven Stationsbesatzungen es teilweise gelungen war, hier und da herumstreifende Banden anzugreifen und mit Verlusten zu verjagen. Eine während unseres Haltes auf der Station Waldau eintreffende Patrouille brachte einen auf der Streife gefangenen Hererobengel im Alter von ca. 13—15 Jahren mit, den sie einer aufgespürten Bande abgejagt hatte. Er wurde unter Aufsicht eines eingeborenen Polizisten auf einen Kohlenwagen gesetzt und zum Verhör nach Okahandja mitgenommen.

Okahandja.

In der Dunkelheit trafen wir endlich in Okahandja, dem Ziele unserer heutigen Tagesfahrt ein. Der Bahnhof ist ein stattliches, zweistöckiges Gebäude. Als Quartier wurde uns eine Wellblechbaracke des Truppenlagers überwiesen. Nach der anstrengenden Fahrt schliefen wir auf dem harten Lager bald ein.

Am nächsten Morgen hatten wir reichlich Gelegenheit, uns den Platz näher zu betrachten. Die Weiterfahrt nach Windhuk sollte erst am Nachmittag erfolgen.

Okahandja liegt an einem Nebenfluß des von Norden kommenden Swakop, der sich einige tausend Meter östlich des Platzes mit diesem vereinigt. Nördlich des Ortes erhebt sich der stattliche Kaiser Wilhelmsberg, dessen felsige und zerrissene Ausläufer hart an den Swakop treten. Der Fluß bildet hier ein breites Tal, in welchem das Grund-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wasser nicht sehr tief unter der Erdoberfläche liegt und ohne besondere Unkosten leicht erschlossen werden kann.

Das Tal zeigt einen teilweise üppigen Graswuchs. Die Ränder des Swakop sind mit mächtigen Bäumen bestanden. Auch die Steppe weist einen reichen Baumbestand auf, der östlich Okahandja oft einen wald-, mindestens aber einen parkartigen Eindruck macht.

Okahandja war bisher eine unserer größten Truppen- und Missionsstationen und der Hauptplatz der Hereros. Hier saß bis vor dem Aufstand der Oberhäuptling des Stammes, der verräterische Mordbube Samuel Mahahero.

Am Wilhelmsberg hatte er nach der voraufgegangenen allgemeinen Mordnacht seine Krieger versammelt; ca. 8000 Mann an der Zahl. Diese Macht war jedoch nicht imstande, die kleine Truppenfeste, ein burgähnliches, mit 2 Türmen bewehrtes Gebäude, das von ca. 60 geflüchteten Farmern und einigen Soldaten verteidigt wurde, zu nehmen. Mit Blitzesschnelle eilte damals der tapfere Hauptmann Franke mit seiner 2. Kompagnie und einem Geschütz vom Süden kommend heran, jagte die ganze Herero-Bande nach kurzem Gefecht nach Norden und entsetzte die Station. — Um die Feste gruppieren sich mehrere Stores und in mehr oder weniger größeren Entfernungen einzelne Farmhäuser. Einige mit großem Fleiß angelegte Gärten, die sich bis an den Swakop ziehen und teilweise sehr hübsch mit Palmen und tropischen Pflanzen bestanden sind, geben dem Platz ein freundliches Ansehen. An die deutsche Ansiedlung schließt sich die Mission mit dem Missionskirchlein, das zur Zeit als Hilfslazarett eingerichtet ist. Hinter demselben liegt ein kahler Friedhof, den jetzt ganze Reihen frischer Gräber zieren. Es sind die Opfer des Aufstandes und des täglich neue Opfer fordernden Typhus. Bewegten Herzens standen wir vor den Gräbern der so fern der Heimat in der Jugend-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kraft dahingerafften Braven. — „Möge Euch die afrikanische Erde leicht sein."

Neben der Mission befand sich bisher die große Hererowerft, von der, außer einigen kleinen Lehmsteinhäusern, die Samuel Maharero und den Großleuten gehörten, jetzt nichts mehr zu sehen ist. Die Pontoks sind größtenteils zerstört und verbrannt worden.

Ein großes militärisches Lager ist auch hier entstanden. Während der Hauptoperationen gegen die Hereros wurde Okahandja Hauptetappenort der Truppe, daß heißt, bis hierher wurde der gesamte Nachschub mit der Eisenbahn gebracht, um dann strahlenförmig durch die Kolonnen den einzelnen Truppen zugeführt zu werden. Mit Ausbruch des Hottentottenaufstandes ist aber Windhuk Hauptsammelplatz geworden. Die Verwaltungs- und Etappenbehörden wie Etappen-Kommando, Feld-Intendantur, Hauptquartier usw. waren bereits nach Windhuk übergesiedelt. Der Bedeutung des Platzes entsprechen die großen Magazin-Anlagen und Depots verschiedenster Art, die mit der Bahnlinie durch direkte Schienenstränge verbunden sind. Einen Komplex für sich bilden die großen Lazarett-Anlagen. Die stattliche Reihe weißer Lazarettbaracken und Zelte, auf welchen die rote Kreuzflagge weht, läßt schon äußerlich den hohen Krankenbestand erkennen. Meistens sind es Typhuskranke. Einige hundert Betten dürften wohl mit denselben belegt sein. Trotzdem die Kranken hier die beste Pflege genießen und die Ärzte Tag und Nacht sich um das Wohl ihrer Kranken bemühen, fordert der Tod doch noch so manches Opfer.

Die ungeheueren Entfernungen und die schlechten Wege- und Transportverhältnisse gestatten es den meistens auf Gewaltmärschen befindlichen Truppen nicht immer, ihre

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kranken so schnell und sicher in die Lazarette zu verbringen, als es wünschenswert wäre. Kommen nach tagelangen Fahrten auf den rüttelnden Ochsenwagen die schwer erkrankten Leute endlich in das Lazarett, dann ist in vielen Fällen ärztliche Kunst nicht mehr imstande zu helfen.

Wehmütig erklang uns auch heute das Glöcklein der Missionskirche, als sie wiederum einen der braven Reiter zur letzten Ruhestätte trugen. Drei Salven über seinem Grabe brachten ihm den letzten Gruß seiner Kameraden. C'est la guerre, das ist der Krieg! Nach dem Mittagessen klettern wir wieder auf den Eisenbahnwagen, um heute abend Windhuk zu erreichen. Diesmal suchen wir uns oben auf einem beladenen Haferwagen einen Platz, so gut es geht. Leere Wagen sind nicht vorhanden. Heiß brennt die Sonne auf uns hernieder. Ein Schattendach gibt es heute nicht. Der Hut muß es ersetzen. Daß die Fahrt unter diesen Verhältnissen eine angenehme war, mag ich nicht behaupten. Beim Einbruch der Dunkelheit beleuchteten das Gelände rechts und links der Bahn ausgedehnte Gras- und Buschbrände, die rastlos weiterschritten. Wahrscheinlich sind sie von herumstreifenden Hereros mit oder ohne Absicht verursacht worden.

Ein wunderbar schaurig-schönes Schauspiel bietet die weithin flammende Grassteppe. Sprühende Funkengarben schleudert der einsetzende Abendwind empor. Hier und da rankt sich die züngelnde Flamme an einzelnen, trockenen Baumriesen hoch, die wie feurige Säulen aus dem Flammenmeer emporragen. Erst in der Nähe von Windhuk hüllt die Steppe sich wieder in Dunkelheit. Nur am fernen Horizont flammt noch der Widerschein des Brandes.

Gegen 9 Uhr abends kamen wir endlich in der Hauptstadt des Landes, Windhuk, am Endpunkt der Eisenbahn

an. Müde und steif stiegen wir vom Wagen herunter. Zum Glück waren Kollegen am Bahnhof, die schon für Unterkunft usw. gesorgt hatten. In der herrschenden Dunkelheit wäre es sonst schwer geworden, in dem von Truppen und Behörden überfüllten kleinen Orte ein Obdach zu finden. Straßenbeleuchtung gibt es hier noch nicht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

2. Abschnitt.

Im Feldlager Windhuk.

Windhuk, — von der Etappen-Kommandantur, — vom Hauptquartier, — von der Verpflegung der Truppen und Pferde, — Füllung der Magazine, — die Kolonnen, — ein Arbeitstag beim Etappen-Magazin Windhuk, — unsere Truppen, als sie vom Herero- ins Namaland marschierten, — Weihnachten in Windhuk.

Windhuk ist der größte Platz im Innern des Landes und der Sitz der Regierung des Schutzgebietes. Es liegt ca. 1600 Meter hoch und lehnt sich malerisch an einige Hänge des mit seinen Ausläufern bis an den Ort herantretenden Auas-Gebirges an. Vor ca. 15 Jahren war Windhuk nur eine Wasserstelle, um die sich Hereros und Hottentotten streitsüchtig des öfteren die Köpfe einschlugen. Heute macht der in der verhältnismäßig kurzen Zeit entstandene Ort bereits den Eindruck eines freundlichen Städtchens.

Stattliche Regierungsbauten, unter andern der Gouvernements-Palast, das Kasino, die Reichspost, die mannigfachen Gebäude der Behörden, die Beamtenwohnhäuser, sowie zahlreiche Geschäftshäuser und Hotels ziehen sich an der langen und breiten Hauptstraße und den schon vorhandenen Nebenstraßen des Platzes hin. Die fast sämtlich aus roten Backsteinen gebauten Häuser, größtenteils mit schattigen Veranden und einem grünenden Vorgärtchen umgeben, verleihen dem Bilde einen sauberen, heimischen Anstrich.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Seitwärts der Stadt, auf der Höhe des Hanges, liegt die Truppenfeste mit ihren stattlichen Türmen. Um dieselbe gruppieren sich verschiedene Regierungswerkstätten, Depots und die geräumigen Lazarettanlagen für die Truppen, an deren Ausbau fleißig gebaut wird. Rings um den Platz ziehen sich die verschiedensten Truppenlager. Teils gehören sie zu den Kolonnen, die von hier aus nach dem Süden und Osten vorgeschoben werden, teils lagern hier aus dem Norden gekommene Truppen, die ihre Bestände an Mannschaften, Bekleidung und Ausrüstung ergänzen, um dann so schnell als möglich gegen die Hottentotten zu marschieren.

Andererseits gehören die langen Zeltreihen dem Etappenmagazin oder den sonstigen Depots, die sich durch die Eisenbahnzufuhr allmählich füllen. Es ist ein buntes, malerisches und kriegerisches Bild, das sich dem Auge von der Höhe der Feste bietet. —

In einigem Abstand von der Stadt liegen verschiedene Eingeborenen-Werften mit zahlreichen Pontoks. Eine ist von Kaffern, die andere von Hottentotten und Bastards bewohnt, welche das für den Platz notwendige Arbeiterpersonal stellen. Es mögen wohl über 1000 farbige Köpfe sein, die hier hausen.

Windhuk ist mit Wasser verhältnismäßig reichlich gesegnet. Es besitzt eine ganze Anzahl von Quellen, von denen einige fast kochend heiß aus der Erde sprudeln. Das Wasser ist klar und gesund. Die heißen Quellen sollen einigen Gehalt an Schwefel und Jod und daher medizinische Heilkraft besitzen. Der Reichtum an Wasser hat die Anlage einer ganzen Reihe von Gärten und Baumpflanzungen ermöglicht. Ein der Regierung gehöriger Versuchsgarten mit den verschiedensten Tropen- und heimischen Gewächsen, alles in wunderbarem Wachstum begriffen, zeigt anschaulich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

die große Fruchtbarkeit des Bodens, wenn Wasser vorhanden ist.

Wohl bei allen Häusern des Orts sieht man mehr oder weniger gelungene Versuche ein Gärtchen zu schaffen oder wenigstens einige Bäumchen vor den Häusern zu ziehen. Es gehört viel Geduld und Ausdauer dazu, täglich das erforderliche Wasser von den Quellen herbei zu holen, denn eine Wasserleitung besitzt Windhuk noch nicht. In der Mitte des Ortes liegt der Truppengarten, ein kleiner, von der Regierung geschaffener Park, in dem sich das aus einem schlichten Gedenkstein bestehende Denkmal für die Gefallenen im Hottentottenfeldzug 1893/94 erhebt.

Für die kirchlichen Bedürfnisse der farbigen Eingeborenen ist in Windhuk reichlich gesorgt. Die evangelische rheinische Mission und die katholische Mission besitzen je eine stattliche Kirche.

Die weiße Bevölkerung des Orts hat aber noch keine Kirche. Es ist jedoch der Bau einer solchen in nächster Zeit geplant. Die beiden Missionen sorgen auch für den Schulunterricht der eingeborenen Kinder. Interessant ist es, die nach der Schule wandernden schwarzen, braunen oder gelben Kinder zu beobachten. Mehr oder weniger bekleidet, wenn es auch nur ein Stück von einem Hemde ist, zieht die immer vergnügte, lärmende, farbige Schar von ABC-Schützen, mit einer Schiefertafel unterm Arm, in die für ihr Wohl besorgte Missionsschule. — Für die weißen Kinder ist eine besondere Regierungsschule vorhanden.

Von der Etappen-Kommandantur.

Unser erster dienstlicher Gang galt der Etappen-Kommandantur. Sie hat speziell für das Wohl der auf dem Platze befindlichen Truppen und Formationen zu sorgen. Eine vielbegehrte und auch vielgeplagte Behörde.

Das Entgegenkommen des Herrn Kommandanten sicherte mir ein bescheidenes, für hiesige Verhältnisse aber gutes Quartier. Einen Tisch, einen Stuhl und ein richtiges Bett zu haben ist in Südwestafrika nur wenigen Glücklichen, die sich in den größeren Stationen befinden, vergönnt. Im Felde gibt es solche oder dergleichen Luxusartikel nicht.

Der Kommandant des Platzes hat hier ein besonders arbeitsreiches Feld. Fortwährend treffen Truppenteile und einzelne Angehörige der Truppen ein, die an den Kommandanten mit den mannigfachsten Forderungen herantreten. Die durchmarschierenden Truppen, die im Freien lagern müssen, wünschen einen guten Lagerplatz, Wasser in der Nähe und wenn es irgend möglich ist, Zelte. Kommen sie aus dem Felde zurück, so brauchen sie Ersatz an Mannschaften, Pferden, Fahrzeugen, Bekleidung und Ausrüstung, um wieder gefechtsfähig zu werden.

Etappen-Kommandant, sorge nun, daß wir alles so schnell als möglich bekommen! — Was an gesunden Mannschaften auf der Etappe verfügbar ist, wird den Truppenteilen abgegeben. Jedes Rößlein, Maultier oder Esel, von denen man annehmen kann, es hält einen Marsch aus, wird von den Depots genommen und in die Truppe gesteckt. Die Auswahl ist keine große. Der Verbrauch an Zug- und Reittieren ist ein enormer und der Nachschub von der Küste kommt nicht immer rechtzeitig an.

Die zerbrochenen Ochsenwagen und Karren der Truppe müssen umgetauscht und ergänzt werden. An guten, brauchbaren Wagen ist kein Überfluß vorhanden. Das angekaufte und von der Küste eintreffende Material muß größtenteils erst umgearbeitet werden. Die Handwerkstätten können kaum den an sie herantretenden Anforderungen gerecht werden. Die Abgabe von Bekleidung und Ausrüstungs-

stücken macht weniger Sorge. Die Depots sind gefüllt und genügen allen an sie zu stellenden Ansprüchen.

Die verschiedenen Verwaltungsbehörden wie Etappen-Magazin, Artillerie-, Bekleidungs- und Sanitäts-Depot erfordern zahlreiche Arbeitskräfte. Die Kommandantur muß sorgen, daß das nötige Arbeiter-Personal zusammengebracht wird.

In der Nähe des Platzes ist von Hereros Vieh abgetrieben worden, es geschieht dies immer noch sehr häufig. Die Kommandantur hat schleunigst die Bereitstellung der erforderlichen Patrouillen und die Verfolgung der Diebe zu veranlassen.

Der Wach- und Sicherheitsdienst am Platze, die Bedeckung der Kolonnen, die Sicherung der Viehposten und Pferdestationen, sowie der nächsten Umgebung erfordern ein zahlreiches Truppenpersonal. Der Etappe werden aber keine Feldtruppen zur Verfügung gestellt. Sie verfügt nur über die von den Truppen zurückgelassenen, nicht mehr felddienstfähigen Mannschaften, ferner aus den Lazaretten entlassene Leute oder einzelne Truppenangehörige, die sich auf dem Marsch zu ihren Truppenteilen befinden und auf der Etappe Gelegenheit zum Anschluß an eine Kolonne abwarten.

Der Kommandant muß sehen, wie er mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften auskommt und dennoch allen Anforderungen gerecht wird. Wahrlich keine leichte Aufgabe.

Vom Hauptquartier.

Seit einigen Wochen befindet sich das Hauptquartier in Windhuk. Exz. v. Trotha hat ein kleines Beamten-Dienstgebäude als Quartier belegt. In dem großen Gouvernements-Gebäude ist sein Stab untergebracht. Sobald es die Verhältnisse im Hererolande gestatten, wird das

Hauptquartier sich nach dem Süden begeben und die Führung gegen die Hottentotten, mit der einstweilen Oberst Deimling betraut ist, selbst übernehmen.

Exzellenz hat befohlen, daß sämtliche neu eintreffenden Offiziere und Beamten sich persönlich bei ihm zu melden haben. Gegen Mittag finden sich die von der Küste eingetroffenen oder aus dem Felde gekommenen Offiziere vor der Veranda des Quartiers Seiner Exzellenz ein, um der Reihe nach ihre Meldungen abzustatten. Vor dem Hause des Truppenkommandeurs und gleichzeitigen Gouverneurs patrouilliert ein Posten. Es ist der einzige Ehrenposten, den ich in Südwestafrika erblickt habe. Man ist wirklich sehr sparsam in der Verwendung der Truppen.

Adjutanten kommen und gehen. Es ist Vortragszeit. Jede Abteilung des Stabes trägt dem Kommandeur die Angelegenheit ihres Ressorts vor, er hat die nötigen Entscheidungen zu treffen.

Dazu kommt noch ein umfangreiches Akten-Material, welches die Zivil-Verwaltung täglich dem Kommandeur als Gouverneur des Landes präsentiert.

Allmählich verschwinden die Adjutanten und Vortragenden, wir können uns melden.

Exzellenz sitzt im weißen Drillichrocke an dem voll bepackten, großen Schreibtisch. Bart und Haar ist zwar grau geworden, die ganze Gestalt jedoch noch voller Kraft und Elastizität. Das Urbild eines Soldaten und Truppenführers vom Scheitel bis zur Sohle. Trotzdem der Kommandierende vollständig mit Arbeit überhäuft ist, hat er dennoch für jeden, den er empfängt, einige freundliche Worte übrig. — Jeder nahm von dem verdienten und von der Truppe verehrten, in der Heimat aber oft sinnlos angegriffenen Führer den besten Eindruck mit.

Im Stabsquartier treffe ich auch den Feld-Intendanten der Schutztruppe, den durch die China-Expedition bestens bekannten, erfahrenen und umsichtigen Militär-Intendantur-Rat Nachtigall, dem in Südwest-Afrika eine besonders schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe erwachsen war. Der immer freundliche und bei allen Beamten beliebte, höchste Verwaltungschef begrüßte nach stattgefundener Meldung die eingetroffenen Beamten in herzlicher Weise.

Von der Verpflegung der Truppen.

Die notwendigen Meldungen sind erledigt, nun in den Dienst.

Das Etappen-Magazin in Windhuk ist mit Arbeit überhäuft. An dieser arbeitsreichen und verantwortungsvollen Stelle waren bisher nur zwei Beamte vorhanden; jede neue Arbeitskraft wird daher mit Freuden begrüßt. Ein Dutzend Beamte könnte man hier brauchen, an Beschäftigung mangelt es nicht. In der ersten Zeit des Krieges war mit der Heraussendung von Beamten zu sehr gespart worden. Erst nach und nach, wenn dem wenigen Personal die Arbeit über dem Kopfe zusammenzuschlagen drohte, kamen Verstärkungen heraus, die doch oft nur den Ersatz inzwischen abgearbeiteter und krank gewordener Kräfte bildeten.

Dem Etappen-Magazine liegt die gesamte Verpflegung der Truppen in Windhuk und der Nachschub für die im Süden und Osten fechtenden Truppen ob. Nebenbei sind noch die Zivilbehörden und ein großer Teil der Zivilbevölkerung in Windhuk zu ernähren. Es ist der Bevölkerung zur Zeit noch nicht möglich, die notwendigen Lebensmittel von der Küste heran zu bekommen, da die Eisenbahn kaum den erforderlichen Nachschub für die Truppen bewältigen kann. Die Militär-Verwaltung ist daher verpflichtet, mit ihren Vorräten auszuhelfen.

So manche Ansiedlerfamilie befindet sich hier, die durch den Aufstand alles verloren und nur mit dem nackten Leben davongekommen ist. Eine Gelegenheit zum Erwerb bietet sich jetzt in den traurigen Zeiten nicht.

Die Regierung muß daher die armen Leute wenigstens solange ernähren, als bis es möglich wird, ihnen durch die im Reichstage angeforderten Entschädigungsgelder zum Aufbau ihrer Farmen usw. zu verhelfen. — Der Einblick in das Leben und Treiben eines großen Etappen-Magazins und überhaupt in den gesamten Verpflegungsapparat ist nicht uninteressant.

Wie in Europa so ist auch in Südwestafrika eines der wichtigsten Verpflegungsmittel der Truppe das Brot. Daß man lieber jedes andere Nahrungsmittel als das Brot für längere Zeit entbehren mag, haben unsere Reiter, die so oft Hunderte von Kilometern von dem nächsten Etappen-Magazin entfernt waren, genug am eigenen Leibe erfahren. Den an der Front stehenden Truppen Brot nachzuführen, wie dies in europäischen Verhältnissen immer stattfinden wird, ist hier nicht möglich. Das Brot würde alt, vertrocknet und nicht mehr genießbar ankommen. Die Truppe muß sich daher mit Mehl begnügen und so gut als möglich ihr Brot selbst backen. Unsere Reiter haben es mit der Zeit gelernt, unter den schwierigsten Verhältnissen ein recht gutes Brot im Kochgeschirr oder einem als Backofen dienenden Erdloch zu backen. Die alten Feldzugs-Soldaten verstanden diese Kunst im Laufe des Krieges ebenso gut, wie ein gelernter Bäcker. In der ersten Zeit, ungewohnt dieser Arbeit, ohne alle Hilfsmittel, wie ein Backofen oder dergleichen, waren die Brote oft mehr oder weniger ein kloßartiges Erzeugnis, aber hier im Felde heißt es ganz besonders: „Übung macht den Meister.“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB
DFG

Im Herero-Feldzug wurden den Truppen verschiedene fahrbare Feldbacköfen mitgegeben, die für den Brotbedarf derselben sorgen sollten. Nach kurzer Zeit haben diese Öfen oder fliegenden Bäckereien jedoch den Betrieb nach und nach einstellen müssen, weil sie infolge mangelhafter oder fehlender Bespannung den marschierenden, beweglichen Truppen nicht folgen konnten. Teilweise versagte auch der Nachschub an dem notwendigen Backmehl durch die Kolonnen. Die Öfen sind später an die Etappenmagazine herangezogen worden und nicht mehr zur Verwendung bei der fechtenden Truppe gelangt. Was für Europa gut und richtig, paßt für Afrika noch lange nicht! Diese Wahrheit haben wir später oftmals bestätigt gefunden. Die an der Etappenstraße befindlichen Truppen und Kolonnen brauchten sich um die Herstellung des Brotes nicht zu bemühen. Die Bäckereien der Etappen-Magazine sorgten für den erforderlichen Brotbedarf in ausreichender Weise.

Im Gegensatz zur Heimat, in der das Soldatenbrot ausschließlich aus Roggenmehl hergestellt wird, bekommt die Schutztruppe ein Brot, je zur Hälfte aus Weizen- und Roggenmehl bestehend. Es läßt sich leichter verbacken und verdauen. Selbstverständlich muß der ganze Mehlbedarf von der Heimat nachgeschoben werden. Hierzulande wächst vorläufig kein Getreide und wird die erforderliche Körnerfrucht wohl auch noch in der nächsten Zeit, in Gestalt von Mehl, aus der Heimat oder aus der Kapkolonie bezogen werden müssen. Aus der Kapkolonie beziehen namentlich die im Lande ansässigen Buren stets ihr Mehl. Es ist ein unter dem Namen „Burenmehl“ in den Handel kommendes, grob geschrotenes Weizenmehl, das wenig rein und oft stark mit Ungeziefer besetzt ist, wie ich aus eigener Erfahrung des öfteren feststellen konnte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Durch die ungeheueren Transportkosten, namentlich auf dem Landwege, wird der Preis des Mehles, dieses besonders für uns Europäer unentbehrlichen Nahrungsmittels, enorm gesteigert.

Eine südwestafrikanische Zeitung, die ich soeben beim Bearbeiten dieser Erinnerungen erhalte, schreibt unterm 31. Januar 1906 aus Ketmannshoop:

„Die seit Monaten vorhergesagte Hungersnot ist nun eingetreten, Zucker kostet pro Pfund 3 Mark, und für 180 Pfund Mehl (Burenmehl) wurden 250 Mark bezahlt."

Wenn auch Ende 1904 die Preise noch nicht derartig gestiegen waren, so kann man sich doch ungefähr ein Bild machen, wie teuer die zum Leben notwendigsten Lebensmittel im Innern des Landes sind.

Nur durch den Bau von Eisenbahnen kann diesen Übelständen abgeholfen werden. Ohne genügende Bahnverbindungen werden wir das Land nie erschließen und wirtschaftlich fruchtbar machen können.

Die Erkenntnis dämmert auch dem Laien auf, der sich nur einmal 4 Wochen im Innern des Landes aufgehalten hat.

Die mehr als berechtigten Forderungen der Regierung stoßen aber bei unserer Volksvertretung, die die Kolonie nur vom Hörensagen kennt, leider auf ständigen Widerstand.

Hätten wir Eisenbahnen im Lande gehabt, der Aufstand wäre in kürzester Zeit und mit einem minimalen Teil der Kosten niedergeworfen worden, die er schon gekostet hat und noch kosten wird.

Nächst dem Brot bildet das Fleisch den wichtigsten Teil der Verpflegung.

Vor dem Aufstande besaß die Kolonie Groß- und Kleinvieh in genügendem Maße, um eventl. auch eine Truppe in der Stärke, wie sie jetzt im Schutzgebiet sich befindet, zu versorgen. Die großen Herden der Farmer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sind beim Ausbruch des Ausstandes von den Hereros gestohlen worden und samt dem eigenen, reichen Viehstand der Hereros am Waterberg und bei der Verfolgung in das Sandfeld durch Hunger und Durst verloren gegangen. Verhältnismäßig wenige Stücke nur sind den Räubern von unseren Truppen abgenommen und in Sicherheit gebracht worden.

Auch im Süden des Landes ist das Vieh der Farmer durch den Hottentottenaufstand größtenteils verloren gegangen. Nur die bei Ketmannshoop sitzenden und dorthin geflüchteten Ansiedler haben einen Stamm von Groß- und Kleinvieh retten können.

Ausbrechende Seuchen, wie Lungen- und Brandseuche, haben dann noch unter den geretteten Beständen gehörig aufgeräumt. Der ehemalige Reichtum der Kolonie an Vieh ist für lange Jahre vernichtet. Es wird nach beendigter völliger Unterwerfung der Eingeborenen, die noch zwei Jahre dauern kann, harter Arbeit der Ansiedler bedürfen, um den Viehstand wieder auf die einst erreichte Höhe zu bringen.

In der Kolonie ist das für die Truppe notwendige Schlachtvieh schon lange nicht mehr zu haben. Was an brauchbaren Stücken Muttervichs vorhanden ist, mußte behufs späterer Zucht geschont und erhalten werden. Die wenigen noch lebenden, einheimischen Ochsen werden als Zugtiere gebraucht. Für Schlachtzwecke der Truppe blieben nur solche Ochsen verfügbar, die nicht mehr als Zugtiere zu verwerten, d. h. so sehr heruntergekommen waren, daß sie geschlachtet werden mußten, wenn sie nicht sonst eingehen sollten.

Die Militär-Verwaltung hatte den kommenden Mangel an Schlachtvieh vorausgesehen und in den letzten Monaten ganze Schiffsladungen Schlacht-Ochsen aus der

Kapkolonie und Argentinien herangeholt. Doch kaum ausgeladen, mußten diese zum Schlachten bestimmten Ochsen als Zugtiere eingespannt werden, um die ständig wachsenden Lücken in den Bespannungen der Ochsenwagen der Truppen und der Kolonnen auszufüllen. Die Beschaffung der Tiere im Auslande, der Seetransport und der mit Schwierigkeiten mannigfachster Art verknüpfte Auftrieb der Tiere ins Innere verzögerten den Nachschub in ungeahnter Weise.

Den im Felde stehenden Truppen das erforderliche Schlachtvieh nachzutreiben, ist hier ausgeschlossen. Die Feldtruppe ist größtenteils auf die ihnen an Stelle von Fleisch verabfolgten Fleischkonserven angewiesen. Es kostet schon ungeheuere Anstrengungen, diese und die anderen notwendigen Lebensmittel der Truppe in dem wegelosen Innern nachzuschieben.

An der Front ist es ein Festtag, wenn ab und zu ein Trekk-Ochse (Zug-Ochse), der nicht mehr weiter kann, geschlachtet wird und zur Verteilung gelangt. Das Fleisch dieser abgetriebenen und halbverhungerten Tiere, die außerdem größtenteils noch ein respektables Alter besitzen, wird auch nach langem Kochen nicht weich und kann nur mit größter Anstrengung der Kaumuskeln verarbeitet werden. Und doch waren und sind unsere Reiter immer froh gewesen, wenn ihnen ein solcher Genuß vergönnt war.

Die beste Fleischkonserve ißt man sich aber in kurzer Zeit über, sie ersetzt nicht das frische Fleisch.

Auch auf den Etappen sind für Schlachtzwecke z. Zt. nur unbrauchbare Zug-Ochsen verfügbar. Eintreffende Transporte mit frischen, guten Ochsen werden in erster Linie zur Ergänzung der Kolonnen gebraucht. Kleinvieh ist nur in geringer Anzahl vorhanden.

Die in den Etappen an der Eisenbahnlinie befindlichen Truppen und Formationen sind in bezug auf die Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

pflegung natürlich besser gestellt als die Feldtruppe. Wohl sind die Sätze der Verpflegungsportion für die gesamte Truppe dieselben, abgesehen von der etwas niedrigeren Mehl- und Fleischportion der Feldtruppe, sowie der nur 2 Kilogramm betragenden Haferration für die Pferde der letzteren, — jedoch wird die Etappentruppe immer in der Lage sein, ihre Portion voll zu erhalten, während die Feldtruppe infolge der ungeheueren Schwierigkeiten des Nachschubs oft nur teilweise die bestimmungsmäßige Portion erhält. Die Feldmundportion der Schutztruppe ist reichhaltiger wie unsere heimische Feldportion. Bei vollem Bezuge derselben ist die Truppe gut und reichlich verpflegt. Jeder Angehörige der Truppe, ohne Unterschied der Charge soll täglich erhalten:

750	Gramm	Brot oder
500	„	Mehl,
500	„	frisches Fleisch oder
350	„	Fleischkonserven (Speck, Schinken),
325	„	Gemüse: Hülsenfrüchte, Reis, Graupen, Grütze, Sago, Gries, Nudeln, Makkaronie, Suppenkonserven oder
90	„	Dörrgemüse (Weiß- und Rotkraut, Wirsing, Spinat, Julienne, buntes Huhn, Viktoriagemüse, Dörrkartoffeln,
60	„	Butter oder Schmalz,
40	„	Salz,
40	„	Zucker,
40	„	Backobst oder eingemachte Früchte,
80	„	Rohkaffee oder
20	„	Tee,
$^{8}/_{700}$	Liter	Essig.

Wöchentlich wird eine Genußmittelportion bestehend aus: 0,7 Liter Rum oder Rotwein, 12 Zigarren oder 100

Gramm Schnittabak oder 3 Platten Tabak, 2 Schachtel Streichhölzer und 150 Gramm Seife gewährt.

Als besondere Stärkungsmittel werden der Truppe, wenn dies ärztlicherseits für notwendig gehalten wird, Schokolade, Kakao und Fruchtsäfte verabfolgt. Auffallend erscheint der hohe Satz von Kaffee und Tee. Die Portion ist in Rücksicht auf das oft widerliche Trinkwasser, das nur durch starken Kaffee- oder Teezusatz einigermaßen schmackhaft wird, so hoch berechnet worden.

Sämtliche Lebensmittel, mit Ausnahme von Mehl und frischem Fleisch, müssen von der Heimat in konservierter Form nachgeschoben werden. Frische Gemüse usw. halten weder den See- noch den Landtransport aus. Wie schon erwähnt, ersetzt auch die beste Konserve auf längere Zeit niemals ein Lebensmittel in seiner natürlichen Frische. Ständiger Genuß von Konserven erzeugt aber in kurzer Zeit Widerwillen und Abneigung gegen dieselben. Die Feldtruppe hier ist aber leider beständig auf den Genuß von Konserven angewiesen. Gemüse sind im Lande nicht vorhanden. Es erzeugt zur Zeit nicht einmal die für die wenigen Ansiedler erforderliche Menge. An der Eisenbahnlinie erhalten die Truppen ab und zu frische Kartoffeln, die mit großen Unkosten aus der Kapkolonie herangezogen werden. Den Feldtruppen solche nachzuführen ist nur in wenigen Ausnahmefällen möglich. Sie beanspruchen zu viel Raum auf dem Landtransport, sind zu schwer und wenig haltbar.

Die Verpflegung der Pferde.

Die ordnungsmäßige Ernährung der Pferde ist noch schwieriger wie die der Reiter. An der Eisenbahnlinie kann den Pferden, trotz des weiten Transportweges und der geringen Leistungsfähigkeit der Bahn, immerhin noch 4 Kilo-

gramm Hafer pro Tag gewährt werden. Heu und Stroh, das in gepreßten Ballen ebenfalls aus der Heimat herangezogen wird, kann nur kranken Pferden verabfolgt werden, die übrigen Tiere sind auf die Grasung der in der Nähe der Truppenstationen bald abgeweideten und dann oft spärlichen Weiden angewiesen. Bedeutend schlechter, oft jammervoll, geht es den Pferden der Feldtruppe. Es ist nicht möglich diesen mehr als 2 Kilogramm Hafer pro Tag nachzuführen; auch diese kommen sehr oft nicht an oder können von der Truppe auf den schnellen und weiten Märschen nicht mitgeschleppt werden. Die Pferde sind dann lediglich nur auf die Grasernährung angewiesen. Während im Hereroland die Weidenverhältnisse günstige sind, ist im Nama- d. h. Hottentottenland, die Weide infolge Hervortretens der besonders für Schafe und Ziegen sehr wertvollen Kräuter und Büsche wohl für Kleinvieh, jedoch weniger für Großvieh und Pferde geeignet.

Der Zustand der armen Tiere ist infolgedessen im Süden bei dem fast ständig fehlenden Hafer und den überaus großen Anstrengungen ein furchtbarer. Wandelnden Gerippen gleich, meistens noch mit der dort eingeschleppten Räude behaftet, schleichen sie kraftlos und hohläugig dahin. Am Ende ihrer Kräfte angelangt, bleiben sie zitternd stehen oder brechen plötzlich zusammen. Der Reiter kann trotz bestem Willen nicht mehr helfen, als den Sattel herunternehmen und das arme Tier seinem Schicksal überlassen. Die ungeheuren Anforderungen, die an die Leistungsfähigkeit der Tiere, in dem wild mit Stein und Felsen übersäten Gelände, bei sengender Sonnenglut, nicht ausreichendem Trinkwasser und mangelhafter Ernährung gestellt werden müssen, lassen dieselben in sehr kurzer Zeit zusammenbrechen und verenden. Trotz des ständigen Pferde-

nachschubes herrschte ein andauernder Mangel an Reittieren bei den gegen die Hottentotten fechtenden Truppen.

Füllung der Magazine.

Seit dem Ausbruch des Hottentottenaufstandes wird mit allen Kräften versucht, die Magazine in Windhuk als Haupt-Etappenort so schnell und reichhaltig als möglich zu füllen. Um so mehr drängt der Nachschub, als erfahrungsmäßig mit dem Beginn der Regenzeit der Bahnverkehr, infolge Zerstörung der Bahnanlagen durch die von den Bergen stürzenden Wassermassen, oft wochenlang stockt.

In Voraussicht dessen wird schon längere Zeit, wie wir bereits auf der Fahrt nach Windhuk feststellten, auf der ganzen Linie energisch an der Verstärkung der Bahndämme, Schaffung von Durchlässen und festen Brücken gearbeitet, um die Eisenbahn so gut wie möglich vor Betriebsstockungen zu bewahren.

Täglich laufen jetzt in Windhuk wieder zwei Züge ein, von denen der größte Teil der Wagen für das Etappen-Magazin bestimmt sind. Direkt am Bahnhof, neben den Schienengleisen, steht eine stattliche Reihe mächtiger Zelte des Etappen-Magazins. Die Entladung der Eisenbahnwagen läßt sich daher leicht und in kurzer Zeit bewirken. Auch die von der Militär-Verwaltung in Besitz genommenen früheren Regierungs-Magazine, die am entgegengesetzten Ende des Ortes sich befinden, sind durch einen Schienenstrang mit dem Bahnhof verbunden. Die Entladung der Wagen und Magazinierung der Sendungen geht hier ebenso schnell von statten.

Unsere schwarzen Arbeiter, größtenteils Bergkaffern, haben es bald gelernt, sich in die ihnen ungewöhnliche Arbeit hineinzufinden. Allerdings mußte den Burschen fast

jeder Handgriff gezeigt werden, aber im allgemeinen sind die Leute willig und fleißig.

Weiße Arbeiter sind hier nicht zu haben, wären auch zu teuer. Truppen sind für Arbeitszwecke nicht verfügbar. Es ist ein Glück, daß das Magazin ein ziemlich starkes Feldbäckereipersonal besitzt, das zum Teil als Vorarbeiter verwendet werden kann.

Fast so schnell wie die Bestände für das Magazin einlaufen, gehen dieselben wieder ab.

Die Kolonnen.

In Windhuk selbst sind mit Einschluß der Zivilbehörden und der Bevölkerung annähernd 2000 Köpfe zu verpflegen, eine Zahl, die von den eintreffenden Verpflegungsbedürfnissen einen gehörigen Anteil verbraucht. Der größte Teil der Bestände wird jedoch durch die täglich abgehenden Kolonnen nach dem Süden geschoben, um einerseits die Truppen direkt zu versorgen, anderseits das an der Etappenstraße nach dem Süden errichtete Magazin Kub am Fischfluß aufzufüllen.

Nebenbei werden noch das Feldmagazin Epukiro im äußersten Osten unserer Kolonie und einige kleine Stationen mit den nötigen Beständen versehen.

Die Beförderung des Nachschubes ist Aufgabe der Kolonnen-Abteilungen. Jede Kolonnen-Abteilung, es sind jetzt 3 Abteilungen bei der Truppe tätig, besteht aus 5 Proviant-Kolonnen à 36 Proviantwagen und den erforderlichen Gepäck- und Handwerkswagen. Das Wagenmaterial ist unseren heimischen Beständen entnommen worden. Die Räder und Achsen desselben mußten für den afrikanischen Gebrauch jedoch erheblich verstärkt werden.

Jeder Wagen kann 20 Zentner Proviant laden. Bei langdauernden Märschen, und dies ist hier sehr oft der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB DFG

Fall, wird die Ladefähigkeit der Fahrzeuge durch den für die Marschdauer mitzuführenden eigenen Proviant der Kolonnen und den Hafer für die Zugtiere derselben erheblich eingeschränkt.

Die Kolonnenwagen sind in der Regel mit acht Maultieren bespannt. Die größtenteils aus der Kapkolonie und Südamerika eingeführten Maultiere haben sich als Zugtiere an Stelle von Pferden bisher sehr gut bewährt. Sie sind in der Regel kräftig gebaut und besitzen besonders harte Beine und Hufe. Daß sie nicht so notwendig auf die Haferfütterung wie das Pferd angewiesen sind, ist in diesem Lande besonders vorteilhaft. Sie sind an die Grasung gewöhnt und befinden sich bei einigermaßen vorhandener Weide immer in einem leidlichen Nährzustande.

Für den Süden ist eine neue Kolonnen-Abteilung in der Aufstellung begriffen, welche, in Anbetracht der schlechten Weideverhältnisse und der wenigen Wasserstellen im Namalande, mit den kleinen, afrikanischen Eseln bespannt werden soll. Diese Tiere sind noch bedeutend genügsamer wie das Maultier und brauchen sehr wenig Wasser. Allerdings wird die Bewegung der Eselkolonnen langsamer und schwerfälliger als die der Maultierkolonnen sein. Das Personal einer Proviant-Kolonne setzt sich aus 1 Hauptmann, 3 Offizieren und rund 160 Unteroffizieren und Mannschaften zusammen. Die gegebene Stärke befähigt die Kolonnen selbständig, ohne Beigabe von Truppen durch das feindliche Operationsgebiet zu marschieren. Für den Fall eines feindlichen Angriffs sind sie stark genug, sich allein zu verteidigen.

Auf den Etappenstraßen bilden sie gewissermaßen eine Polizeitruppe, deren Stärke kleinere feindliche Banden von der Straße zurückschreckt. Diesem Umstande haben wir es wohl zu verdanken, daß Überfälle auf Kolonnen oder

Wagentransporte, auch im weiteren Verlauf des Krieges, verhältnismäßig sehr selten stattgefunden haben.

Den Kolonnen-Abteilungen sind außerdem größere Fuhrparks von Ochsenwagen angegliedert, diesem eigentlichen und besten afrikanischen Transportmittel. Die Wagen gehören teils Frachtfahrern und ehemaligen Farmern des Landes, die gegen feste Frachtsätze für die Truppen fahren, teils sind sie Eigentum der Militär-Verwaltung. Letztere Wagen, die sogenannten Regierungswagen, werden durch angeworbenes Personal bedient, das ausschließlich aus der Kapkolonie stammt. Als Führer der Ochsenwagen dienen Buren, als Treiber, Tauleiter und Arbeiter farbige Eingeborene der Kapkolonie, Basutos, Kaffern und Bastards, kurz Kap-Jungen genannt. Jedes Fahrzeug ist mit 20 Ochsen bespannt, die paarweise an die lange Zugkette gekoppelt, den schweren Wagen ziehen. Das vorderste Ochsenpaar wird durch einen sogenannten Tauleiter geführt. Zum Antreiben der Ochsen gehört mindestens immer ein Treiber, der mit seiner an einem 3 Meter langen Bambusstock befestigten Peitsche jeden säumigen Ochsen unfehlbar zu treffen weiß. 2—3 Wagen sind in der Regel einem Weißen, Konduktor genannt, unterstellt, der für die Bespannung und die Fahrzeuge verantwortlich ist.

Das richtige Ein- und Ausspannen der halbwilden Ochsen und das Fahren mit denselben, bald den sandigen Flußbetten folgend, bald über steiniges Geröll oder schroffe Abhänge hinab, oder sich durch Dornbüsche hindurchwindend, ist eine Kunst, die in langjähriger Erfahrung gelernt sein will.

Bei guter Bespannung kann ein Ochsenwagen 80 Zentner und mehr laden. Ich habe Burenwagen gesehen, d. h. eigene Fahrzeuge von Buren, die für die Truppe mit einer Beladung von 100 Zentner fuhren. In Anbetracht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

der traurigen Wegeverhältnisse eine bewundernswerte Leistung.

Der Bur ist überhaupt der geborene Führer eines Ochsenwagens. Er kennt jeden seiner Ochsen genau, sie oft nur durch Zuruf leitend. Er versteht auch seine Fahrt am zweckmäßigsten einzurichten, d. h. mit Schonung der Kräfte seiner Gespanne die größten Lasten zu befördern.

Jeder Ochse erhält seinen Namen. Mit Vorliebe verwendet der Eingeborene die Namen Leutnant, Hauptmann usw., auch Leutwein habe ich so manchen Ochsen rufen hören. Folgt „Leutnant" oder „Hauptmann" nicht auf den ersten Ruf, so saust unfehlbar die Peitsche auf ihn herab. Eine fahrende Ochsenwagen-Kolonne hört man schon aus Kilometer weiter Entfernung. Ein ständiges Geschrei der Treiber, pistolenartiges Geknalle der Peitschen, Schimpfen und Fluchen der Buren, umtost die in dichte Staubwolken gehüllte lange Wagenreihe.

Die Ochsenwagen, in größeren oder kleineren Transporten zusammengestellt, leisten infolge ihrer hohen Beladungsfähigkeit bedeutend mehr, als die militärischen Proviant-Kolonnen. Ihre Ladefähigkeit kann voll ausgenutzt werden, weil kein Futter für die Zugtiere mitgeführt werden braucht. Der Ochse lebt lediglich vom Weidegang. Der Proviant für das Treiberpersonal und die nur in geringer Stärke mitgegebenen Begleitmannschaften nimmt wenig Raum in Anspruch. Der Sicherheit halber sollen die Ochsenwagen sich möglichst an die militärischen Proviant-Kolonnen anschließen. Es ist dies jedoch nicht immer möglich. Das Treiberpersonal ist bewaffnet und muß sich im Notfalle, so gut es geht, seiner eigenen Haut wehren. Es mangelt an Truppen, um jeder Kolonne den erforderlichen Schutz zu geben.

Ein Arbeitstag beim Etappen-Magazin Windhuk.

Der Morgen dämmert. Es ist $4^1/_2$ Uhr früh. Herunter von der harten, eisernen Bettstelle und in den Kakhianzug geworfen. Nachts ist es stets kühl, sogar in dem jetzigen heißen Monat Dezember. Nur bei bewölktem Himmel, dies kann nur während der Regenzeit der Fall sein, tritt eine weniger starke Abkühlung während der Nacht ein.

Windhuk ist in der glücklichen Lage, genügend Wasser und sogar eine Badeanstalt zu besitzen. Im tiefen Schlummer liegt der Ort noch. Nur vereinzelt wandert hier und da ein schlaftrunkener Schwarzer mit einem Eimer oder Wasserkrug zum Brunnen, um für seinen „Bas"*) Wasser zu holen. Eine wunderbar reine und kühle Luft umweht uns, die wir in tiefen Zügen einatmen. Noch ist die Sonne hinter den Bergen versteckt, der östliche Horizont bereits aber in rötlichem Lichte getaucht. Die erquickende Frische der Nacht hält an. Kommt aber die Sonne heraus, dann wird es plötzlich warm und mit jeder Stunde steigt das Thermometer in überraschender Weise. Ebenso schnell sinkt es ja auch umgekehrt am Abend. Ehe die Sonne hoch kommt, wollen wir schon gebadet haben.

Langsam schlendern wir die lange, sandige Hauptstraße entlang. Zu einer Straßenpflasterung hat es Windhuk noch nicht gebracht. Die Straße ruht noch in Frieden und mit ihr der Staub, der bei dem lebhaften Verkehr am Tage oft in undurchdringlichen Wolken aufwirbelt.

Die Badeanstalt liegt am Hange des Windhuk überragenden Berges, in der Nähe des Versuchsgartens der Regierung. Grüne schattige Bäume umgeben das mit einer Bretterwand eingefriedigte Wasserbassin. Geräumige, überdachte Zellen dienen als Ankleideraum.

*) Herrn.

Das in den festen Boden gegrabene und sauber ausgemauerte Bassin ist groß und tief genug, um darin schwimmen zu können. Eine eiserne Röhrenleitung führt von den heißen Quellen das erforderliche Wasser zu. Trotzdem dasselbe durch den Weg gehörig abgekühlt worden ist, hat es im Bassin noch mindestens eine Temperatur von + 35 Grad Celsius.

Wir sind heute nicht die ersten. Einige Offiziere und Reiter, welche die hier gebotene Wohltat ebenfalls zu schätzen wissen, schwimmen schon lustig in dem kostbaren Wasser herum. Badehosen oder dergleichen gehören nicht zur Kriegsausrüstung, es besitzt daher auch niemand die hier überflüssigen Kulturartikel.

Damit das Wasser des Bassins so wenig wie möglich verunreinigt wird, schwemmt man den Körper zuvor unter einer Brause gehörig ab, um dann erst in die warmen Fluten eventuell mit einem Kopfsprung hineinzuspringen.

Der hohe Wärmegrad des Wassers ist zunächst etwas empfindlich, aber man gewöhnt sich bald daran. Zum Schluß nimmt man eine kühlere Dusche und kann dann erfrischt und gestärkt sich ins Tagewerk stürzen.

Um 6½ Uhr hat sich unser weißes und schwarzes Personal auf dem geräumigen Hof der Magazin-Anlagen versammelt, preußische Landesfarben.

Die Schwarzen werden einzeln verlesen: „Wo ist Katomeb?" „Is tot, kaput!" meldet kurz unser „Vormann" Hans! „Manassa Simon auch zik" fügt er gleich hinzu. Typhus und Pocken fordern auch unter den Eingeborenen zur Zeit zahlreiche Opfer. Es geht sehr schnell mit den armen Schwarzen, die oft entkräftet sind und Pflege in unserem Sinne überhaupt nicht kennen.

Leute, die gestern noch zur Arbeit kamen, sind heute bereits tot. Die Stammesgenossen graben ihm irgendwo

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

ein Loch und der Tote ist dem Gedächtnis der übrigen bald entschwunden.

Kaum sind die Leute verlesen, kommt schon die Eisenbahn herangekeucht und schleppt die in der Nacht für uns eingetroffenen Wagen zum Magazin herauf. Fleißig muß weiß wie schwarz zupacken, um die vollgeladenen Wagen schleunigst zu entleeren. In den Magazinen stapeln sich die einzelnen Gattungen der Kisten, Säcke und Ballen bis zum Dache auf. Es fehlt überall an Raum zur gesicherten Unterbringung. Oft müssen ganze Eisenbahnsendungen im Freien liegen bleiben. Ein Glück, daß es noch nicht regnet. Lange wird die Regenzeit aber nicht mehr auf sich warten lassen. — Kommt Zeit, kommt Rat.

Das Geschäftszimmer des Magazins hat sich inzwischen mit Ordonnanzen, Reitern, Frachtfahrern usw. gefüllt. Dieser ist mit Empfangsbescheinigungen zum Empfang für seinen Truppenteil da, jener will gegen Bezahlung Lebensmittel für die Offiziers- oder Beamtenmesse kaufen; der Frachtfahrer fragt wegen der heute abgehenden Ochsenwagen-Kolonne an, bei welcher er mit mehreren Gespannen beteiligt ist, jeder hat Wünsche, jeder will am ersten abgefertigt sein.

Dazwischen klingelt das Telephon, soweit hat man es in Windhuk schon gebracht. Die Feldintendantur wünscht diese oder jene Auskunft oder Berechnung, die Etappen-Kommandantur meldet eine heute noch zu beladende Proviantkolonne an, die Kolonnen-Abteilung frägt an, wieviel 1000 Portionen zur Verladung nach dort und dort verfügbar sind. Nur Ruhe behalten, alles läßt sich zugleich nicht erledigen, der eine oder der andere muß warten.

Die Empfangsbescheinigungen werden geprüft und nachgerechnet, die Gutscheine zum Empfang an den einzelnen Ausgabestellen verabfolgt und Auskünfte so weit als möglich

gleich per Telephon erledigt. Die Zeit drängt und ist hier kostbar. Man möchte oft mehr als zwei Arme haben, um alles sogleich erledigen zu können. Kaum hat man sich an die Aufstellung und Anfertigung der Ladelisten für die heute angemeldeten Kolonnen gemacht, so kommt schon mit dem üblichen wüsten Geschrei und Geknalle Ochsenwagen nach Ochsenwagen herangerollt, die nebeneinander auffahren. Mit größter Geschwindigkeit sind die Listen gefertigt, es kann geladen werden.

Überall ist ein Beamter erforderlich, soll die Arbeit flott und glatt von statten gehen. Es sind Buren bei der Kolonne. Wuchtigen Schritts stampfen die fast ausnahmslos großen und kräftigen Gestalten in die Schreibstube. In der Regel sind die aus unserer Kolonie stammenden Buren, die mit ihren eigenen Gespannen gute Dienste leisteten, höflich und bescheiden. Einer hat Wünsche betreffs der Beladung, ein anderer solche wegen seiner Ochsen usw. Alle wollen jedoch noch Proviant für ihren eigenen Bedarf während des Marsches kaufen. Die Militärverwaltung überläßt ihnen diesen zu den Selbstkosten.

So gut es geht wird mit ihnen holländisch „gepratet" (gesprochen), deutsch verstehen nur wenige. Wer unser Plattdeutsch beherrscht, wird ganz gut mit den Leuten fertig.

Rum, Tabak und Zucker bilden besondere Lieblingsartikel der Buren beim Einkauf des Proviants. Man muß jedoch sparsam bei der Verabfolgung dieser Sachen sein und nicht mehr, wie das unbedingt notwendige, herausrücken. Erstens gestatten unsere immerhin nur knappen Bestände größere Abgaben nicht, zweitens ist diesen Leuten der Ankauf nur in Grenzen der bestimmungsmäßigen Portion gestattet.

Unsere lieben Landsleute aus der Kolonie, von denen ein großer Teil jetzt ebenfalls für die Truppe Fracht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

fährt, waren nicht immer so höflich, wie die Buren. Kamen die Behörden ihnen in Erfüllung ihrer Wünsche freundlich entgegen, so beanspruchten sie bald als Recht, was ihnen ausnahmsweise gewährt werden konnte.

Größtenteils sind es ehemalige, alte Schutztruppenreiter, die in den ferne aller Kultur gelegenen Farmen und dem jahrelangen Händler- und Feldleben die ihnen mehr oder weniger bekannten Formen gesitteten Benehmens abgestreift haben. Harte Köpfe, mit welchen nicht leicht zu arbeiten ist. Gegen Mittag wird es etwas ruhiger im Lokal. Die Zeit muß ausgenutzt werden, um schleunigst den eingegangenen Schriftwechsel, der auch im Felde oft zu beträchtlichen Dimensionen anschwillt, zu erledigen. Zur Einnahme der Mittagszeit bleibt uns wenig Zeit übrig. An eine Ruhepause, die im Frieden sonst allgemein der Mittagshitze wegen von 10 Uhr vormittags bis 3 oder 4 Uhr nachmittags gehalten wird, ist bei unserem Betriebe nicht zu denken. Um ½2 Uhr herrscht schon wieder rege Tätigkeit im Magazin.

Eine Proviantkolonne fährt soeben ein, die schleunigst laden und um 4 Uhr bereits abfahren will. Die Kolonne ist erst heute morgen von Epukiro kommend — 280 Kilometer — eingetroffen, doch kann ihr eine Ruhepause nicht vergönnt werden, sie soll heute noch über Rehoboth nach Kub abmarschieren. Mit der Freude, einmal nach so langer Zeit, — die Kolonne ist seit einem Vierteljahr beständig auf dem Marsche, — ein paar Ruhetage in Windhuk zu haben, ist es vorbei. Kaum bleibt die genügende Zeit, um Pferde und Maultiere zu ergänzen, Wagen und Räder zu reparieren oder umzutauschen und den notwendigsten Ersatz von Bekleidung und Ausrüstung für die Mannschaften zu besorgen.

Die in Kisten und Säcken verpackten Lebensmittel werden vom Magazin bereit gestellt. Der Kolonnenführer überzeugt sich auf Grund der Ladeverzeichnisse von der Richtigkeit der Ladung, und in kurzer Zeit ist jeder Wagen ordnungsmäßig beladen. Die Fahrer, — ein Mann führt die Zügel der 8 Maultiere, der andere die mehrere Meter lange, an hohem Bambusstock befestigte Peitsche, — klettern auf den Bock, die übrigen berittenen Begleitmannschaften schwingen sich in den Sattel. Die Wagen setzen sich in Bewegung, ein „Adieu und glückliche Fahrt" dem führenden Offizier, und bald ist die Kolonne in der aufwirbelnden Staubwolke verschwunden. Es wird Zeit zum Viehdepot und zur Schlächterei hinauf zu wandern und dem Personal die nötigen Anweisungen zum Schlachten für den nächsten Tag zu geben.

Die Auswahl an Vieh ist nicht groß. Im Kral steht ein Dutzend halbverhungerter, nicht mehr brauchbarer Zugochsen. Einer ist bereits im Laufe des Tages in ein besseres Dasein abgegangen, er hat sich dem gewaltsamen Tode entzogen. Die besten Stücke werden ausgesucht und in den Schlachtraum getrieben. Unser braver Oberschlächter ergreift das Gewehr und wie vom Blitz erschlagen schlägt Ochse nach Ochse, von dem sicheren Kopfschuß getroffen, zu Boden. Das Ausschlachten der Tiere geht unter wirksamer Hilfe von hierzu angelernten Kaffern schnell von Statten. Der Bedarf ist gedeckt. Die Ausgabe des Fleisches findet in der frühen Morgenstunde statt.

Im Anschluß hieran wird noch der Feldbäckerei ein Besuch abgestattet und alles in Ordnung gefunden.

Es wird bereits dunkel, als wir wieder auf dem Geschäftszimmer anlangen, um noch lange beim Lampenlicht Bücher und Listen mit langen Zahlenreihen zu ver-

sehen. Schließlich legt man doch die Feder beiseite, der Körper will nicht mehr aushalten.

Beim Heimwege schallt aus den noch größtenteils erleuchteten Stores lebhaftes Treiben. Unsere aus dem Felde gekommenen Reiter, die monatelang keine Gelegenheit zum Ankauf irgendwelcher Bedürfnisse gehabt haben, benutzen die Ruhepause beim Durchmarsch durch Windhuk, um sich einmal etwas zugute zu tun. Der Kostenpunkt spielt keine Rolle. Es ist den braven Leuten, die schwere, entbehrungsreiche Tage hinter sich haben, nicht zu verdenken, wenn sie einmal ausgelassen fröhlich werden. Das „Heute rot, morgen tot", gilt jeden Tag im Felde.

Unter dem Wellblechdach meines Quartiers brütet noch eine wahre Backofenhitze. Schleunigst werden Fenster und Türe geöffnet, um die kühle Abendluft hereinzulassen. Nach Einnehmen des bescheidenen Abendessens setzt man sich entweder noch ein Stündchen in die erfrischende, freie Luft, oder begibt sich gleich zur Ruhe, um den Anforderungen des nächsten Tages gewachsen zu sein.

Neben meinem Quartier hat die Feldvermessungstruppe ihr Lager aufgeschlagen. An einzelnen glimmenden Feuern kauert noch eine Gruppe von Reitern sinnend und träumend beisammen. Plötzlich tönt zuerst leise, dann durch einfallende Stimmen verstärkt, die wehmütige, schöne Volksweise: „Nach der Heimat möcht ich wieder" zum sternenbesäten tiefdunkeln Abendhimmel empor. Nach und nach verstummt der Gesang, es wird stiller und stiller und bald breitet sich tiefe Ruhe über dem Lager.

Unsere Truppen, als sie vom Herero- ins Namaland marschierten.

Der Widerstand der Hereros durfte im Dezember als gebrochen angesehen werden. Das eigentliche Herero-Land

war von größeren Banden gesäubert. Kleinere Trupps von Hereros hatten sich zwar noch hier und da an unzulänglichen Stellen eingenistet, in absehbarer Zeit wird man aber auch diese auffinden und unschädlich machen. Schwerer ist es, vereinzelte Viehräuber aufzuheben, die in der Nähe der besetzten Plätze ihr Unwesen treiben. Bei dem unübersichtlichen Gelände, das überall Verstecke und Schlupfwinkel bietet, verliert sich die einzelne Spur sehr leicht, und kann die völlige Unschädlichmachung der kleinen Räuber- und Diebesbanden, selbst wenn geordnete Zustände im Hererolande wieder herrschen werden, noch recht lange dauern.

Ein großer Teil des Herero-Volkes ist am Waterberg und durch die energische, rücksichtslose Verfolgung der Truppen bis in das wasserlose Sandfeld hinein, umgekommen. Kleinere Teile haben sich durch dasselbe nach dem englischen Betschuana-Land, andere nach dem Norden zu den Ovambos geflüchtet. Auf der Flucht sind Hunderte von Männern, Frauen und Kindern verdurstet und eines qualvollen Todes gestorben.

Der große Reichtum der Hereros an Rind- und Kleinvieh ist dahin. Nur wenige Tiere haben die Strapazen der Märsche im Sandfeld überstanden und sich mit ihren Herren retten können. Die Fluchtstraßen bezeichneten ungezählte, in der Sonne bleichende Gebeine der gefallenen Tiere, während andere Scharen von Rindern, denen es gelang, sich mühsam nach einer Wasserstelle zu schleppen, sich voll wahnsinniger Gier nach dem Wasser in die tiefen Wasserlöcher gestürzt und sich gegenseitig tot getreten hatten.

Unsere braven Reiter drangen todesmutig bis in das Sandfeld vor. Sie hatten sich so lange an die Spuren der flüchtigen Hereros geheftet, als Roß und Reiter noch eines Schrittes fähig waren. Doch auch ihnen setzte Hunger

und Durst eine Grenze. Wasser gab es nicht mehr, und die bis auf eine Hand voll Reis pro Tag herabgesetzten Portionen gingen auf die Neige. Das Eintreffen von Verpflegungstransporten war aber nicht abzusehen, sie mußten die Verfolgung aufgeben und nach den Wasserstellen am Rande des Sandfeldes zurückkehren. Was die Truppen gerade in dieser Zeit, in stiller Ertragung von Strapazen, Hunger und Durst geleistet haben, kann in der Heimat nie hoch genug geschätzt werden.

Im Hererolande ist man jetzt allgemein zur Besetzung der Wasserstellen übergegangen. Wer die Wasserstellen besitzt, ist Herr des Landes. Ohne Wasser kann Mensch und Vieh nicht leben.

Exzellenz von Trotha hatte den schon ziemlich mürben Hereros Pardon angeboten. Wer sich freiwillig ergibt, sollte sein Leben behalten. Ausgeschlossen sind nur Mörder oder an Mordtaten Beteiligte.

Der Erlaß des Gouverneurs schien Erfolg zu haben. Von allen Truppenplätzen des Hererolandes wurden zahlreiche Gestellungen von Hereros gemeldet. Durch die verhältnismäßig günstige Lage in diesem Aufstandsgebiet wurde es möglich, zunächst sämtliche Kompagnien des 2. Feldregiments und einige Batterien nach dem Süden abgehen zu lassen. Nach Beendigung der Ausrüstung mehrerer, bereits in Lüderitzbucht gelandeter Verstärkungstransporte, wird nun der Kampf gegen die aufständigen Hottentotten mit aller Energie aufgenommen werden.

Verschiedene der nach dem Namaland bestimmten Kompagnien und Batterien passierten in letzter Zeit Windhuk. Sie kamen von den Wasserstellen an den Grenzen des Sandfeldes und aus unserer am weitesten nach Osten vorgeschobenen Station Epukiro.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Mit einer stattlichen Stärke von 180 Reitern rückten die Kompagnien im Juli dieses Jahres ins Feld. Heute kommt eine der Kompagnien zurück und ist nur noch 45 Gewehre stark. „Wo sind die übrigen Leute?" fragen wir erstaunt. — — „Tot, verwundet, krank oder nicht mehr dienstfähig auf den Etappen," lautet die resignierte Antwort.

Wehmütig berührt die Auskunft, ebenso der Anblick der Reiter. Jedes Gesicht zeigt deutlich die überstandenen furchtbaren Strapazen. Einer oder der andere der Reiter hatte bereits den Typhus hinter sich und steht schon wieder in der Front. Verbrannte, sonnengebräunte Gesichter wechseln mit solchen, die deutlich die überstandene schwere Erkrankung erkennen lassen.

Abgerissen von Kopf bis zu Fuß sind sie alle. Der Hut hat im Laufe der Zeit alle möglichen Formen angenommen, teilweise krönen nur noch Reste vergangener Herrlichkeit das Haupt; daß Rock und Hosen zerfetzt und die Stiefel Sohlen nicht mehr besitzen, sind nur äußerliche Kleinigkeiten. Die armen Pferde sehen noch schlechter wie ihre Reiter aus. Mager bis auf die Knochen, müde und matt schleichen sie dahin.

Der größte Teil wird ins Depot wandern müssen. Nur durch eine längere Ruhe und gute Pflege können sich die Tiere soweit erholen, daß an eine weitere Verwendung derselben im Felde gedacht werden kann.

Eine dieser durchmarschierenden Kompagnien hatte auf der Verfolgung der Hereros in das Sandfeld hinein besonders furchtbar gelitten. Zusammen mit einer halben Batterie sollte sie dem Laufe eines trockenen Flußbettes folgen, an dem der Karte nach aber einige Wasserstellen zu finden sein würden. Die Abteilung hatte Spuren von Hereros vor sich, jagte sogar eine feindliche Werft nach

kurzem Gefecht auf, fand aber leider seit zwei Tagen kein Wasser mehr.

Mannschaften und Pferde waren in der schrecklichen Sonnenglut fast an das Ende ihrer Leistungsfähigkeit angekommen. Der mitgeführte geringe Wasservorrat war bereits verausgabt.

Der Führer der Abteilung stand vor einem verzweifelten Entschluß. Marschierte er weiter, so konnte es wohl möglich sein, daß er doch noch Wasser finden würde, marschierte er jedoch zurück, so dauerte es mindestens zwei Tage, bis er zur letzten Wasserstelle zurück gelangte. Wie viel Leute und Pferde würden das noch aushalten?

Er überlegt, sein Entschluß steht fest, er muß zurück. Vor ihm liegt eventuell der sichere Tod seiner Leute, rückwärts wird wenigstens ein Teil gerettet werden.

Erschöpft, mit brennenden Gaumen, schleicht die Kolonne zurück. Hier und da bleibt ein Pferd zitternd stehen oder bricht zusammen.

Der Reiter muß blutenden Herzens sein treues Tier im Stich lassen und sehen, daß er sein eigenes Leben rettet. Bei jedem Halt wird immer wieder verzweifelt versucht, mit dem Spaten Wasser zu ergraben. Der ausgedörrte, trockene Erdboden ist aber erbarmungslos, kein Tropfen Wasser entquillt ihm.

Die Nacht bringt einige Kühlung und erfrischt die todesdurstige Schar einigermaßen. Nach kurzer Ruhe wird der Weitermarsch wieder aufgenommen. Sengend brennt die Sonne vom klaren, wolkenlosen Himmel herab. Die Qualen des Durstes stellen sich mit jeder Stunde um so schrecklicher ein. Die Reihen der Kolonne lockern sich, die Pferde brechen größtenteils zusammen, Wagen und Karren bleiben im Sandfeld stehen, die noch vorhandenen Zugtiere müssen die Lücken der Reittiere ausfüllen.

Am zweiten Tage des Rückmarsches sind nur noch wenige Tiere vorhanden, die letzte Wasserstelle aber noch immer nicht erreicht. Der feste Halt der Truppe läßt nach. Einige taumeln stier und mit blutunterlaufenen Augen noch weiter, andere sind zusammengebrochen und können nicht mehr.

Wohl hatte der Führer, ehe er den Entschluß zum Rückmarsch faßte, seine besten Pferde vorausgesandt, um von der ersten Wasserstelle das schnelle Vorbringen von Wasser zu bewirken, doch der Weg ist weit und beschwerlich. An ein Eintreffen der geladenen Wasserwagen ist vor dem nächsten Tage nicht zu denken.

Ohnmächtig, vom wahnsinnigen Durste gepeinigt, liegt am Mittag die ermattete Abteilung an der Pad. Einzelne Leute haben zu den verzweifeltsten Mitteln gegriffen und das Blut ihrer gefallenen Tiere oder den eigenen Urin getrunken. Nach kurzer Zeit stellen sich jedoch die Durstesqualen bei diesen Verzweifelten um so schrecklicher ein.

Dumpf brütet die Sonne mit bleierner Schwere über der kleinen Schar. Naht denn keine Rettung mehr? Doch siehe, welch' ein Wunder! Hier, in der entsetzlichen Lage der mit dem Tode ringenden Truppe trat es ein.

Der bisher stets wolkenlose Himmel, der sich monatelang im reinsten Blau über der Steppe wölbte, verfinstert sich, Gewölk steigt auf und mit tobendem Donner und zuckenden Blitzen bricht ein Gewitter herein.

Wir sind gerettet, rang es sich aus jedem Munde. Manch einer, der seinen Gott nicht mehr kannte, hat in den Stunden beten gelernt. Wie aus Eimern geschüttet strömt das kostbare und rettende Naß vom Himmel, das mit Decken, Zeltbahnen, Röcken und dergleichen freudig aufgefangen wird.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In wenigen Stunden war die Truppe neu belebt, kann geordnet den Rückmarsch fortsetzen und erreichte glücklich die letzte Wasserstelle. Selbst einzelne im Durstfieber und Wahnsinn abhanden gekommene Nachzügler, die man bereits verloren glaubte, fanden sich wieder bei der Abteilung ein. Auch sie hatte der erlösende Regenschauer gerettet.

Nach diesem furchtbaren Marsche ist der Abteilung in einem Lager an der Etappenstraße die notwendige Ruhe und Erholung gewährt worden. Leider hatte der dann ausbrechende Typhus unter den hart mitgenommenen Leuten manches Opfer gefordert. Auch der brave Führer der Truppe, dessen Tatkraft die glückliche Durchführung des Rückmarsches zur rettenden Wasserstelle hauptsächlich zu danken war, der bis zur letzten Minute aushielt und sich in Sorge für die ihm anvertraute Truppe aufrieb, wurde eine Beute der mörderischen Krankheit.

Wie plötzlich und mörderisch der Typhus unter den Truppen im Hererolande auftrat, zeigt das Beispiel einer anderen Truppen-Abteilung.

Nach rücksichtsloser Verfolgung der in das Sandfeld geflohenen Hereros und andauernden, an Strapazen und Entbehrungen reichen Märschen, kam eine kleine Truppen-Abteilung endlich zur Ruhe und bezieht ein Lager im Norden des Hererolandes, an der Wasserstelle O . . . . Die Folgen der ungeheuren Anstrengungen traten erst beim Beginn der Ruhe ein. In kürzester Zeit warf der völlig plötzlich und überraschend auftretende Typhus ca. 120 Mann auf das Krankenlager. Eine Lazaretteinrichtung war nicht vorhanden, das nächste Feldlazarett weit entfernt. So gut es ging, wurde mit den vorhandenen Mitteln ein Lazarett improvisiert. Die beiden bei der Truppe vorhandenen Ärzte und Lazarettgehilfen leisteten übermensch-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

liches in der Pflege der ihre Kräfte weit übersteigenden hohen Krankenzahl. Das Eintreffen der natürlich sofort vom Sammelpunkt Okahandja angeforderten Verstärkung an ärztlichem Pflegepersonal, sowie der nötigen Lazarettgeräte erforderte bei den schlechten Transportverhältnissen geraume Zeit. Bis dahin mußte man ausharren und helfen, soweit es Menschen möglich war. Trotz aller Mühe und Sorge forderte der Tod so manches Opfer aus der langen Krankenreihe. Wohl jeden Tag bereiten die Kameraden auf dem angelegten kleinen Friedhof ein neues Grab.

Eine knatternde Salve sagte den Überlebenden, daß wieder einer der Braven seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Zum Unglück erkrankte schon nach wenigen Tagen der eine Arzt und Lazarettgehilfe ebenfalls an Typhus, als Opfer ihres Berufs. — Völlig allein stand der andere Kollege mit dem noch übrig gebliebenen Pfleger. Was das heißt, in einer solchen Situation noch den Kopf hochzuhalten, Tag und Nacht unermüdlich zu helfen und auf dem Posten zu sein, weiß der zu würdigen, der den Typhus kennen gelernt hat. Ohne Verzagen in einer solchen Lage auszuharren, ist mehr wie heldenmütig.

Zum Glück traf die angeforderte Hilfe nach schleunigem Marsche noch rechtzeitig ein, denn der letzte Arzt war bereits am Ende seiner Kraft angelangt.

Weihnachten in Windhuk.

Unter dem Drange der Ausrüstungsarbeiten für den Abmarsch der Truppen nach dem Süden, nahte das liebe Weihnachtsfest mit Riesenschritten heran. Heute ist schon heiliger Abend. In dem Hasten des Dienstes verschwindet die Zeit wie im Fluge. Man hatte das Nahen des Festes völlig übersehen. Erst das vom Missionskirchlein schallende

Glöcklein, welches den heiligen Abend einläutete, mahnte uns aufzuhören mit der Arbeit.

Für eine würdige Feier des Abends hatte die Etappen-Kommandantur rechtzeitig Sorge getragen. Die in Windhuk befindlichen Truppen sollten den Abend, so gut es eben ging, auch hier im fernen Südwestafrika in heimischer Weise feiern.

Ein großes Zimmer der Truppenfeste war ausgeräumt und mit frischen grünen Zweigen eines zypressenähnlichen Strauches festlich geschmückt worden. Auf weiß gedeckten Tischen prangte ein Christbaum, künstlich hergestellt aus Zweigen des genannten Busches, der an unsere Tannen erinnerte. Die notwendigen Lichtlein und der übrige Christbaumschmuck fehlten nicht, um das heimische Bild zu vervollständigen. Auf langer Tafel waren die Christgeschenke aufgebaut. In der Beschaffung derselben, die teils aus ersparten Geldern der Kantine angekauft waren, teils aus heimatlichen Liebesgaben bestanden, sowie um die Arrangierung der Feier hatte sich der immer liebenswürdige und frohe Stabsarzt Dr. Lion besonders verdient gemacht.

Mit Einbruch der Dunkelheit versammelten sich alle verfügbaren Truppen, die Behörden und auch die Offiziere des Hauqtquartiers in dem festlich geschmückten Raume.

Bewegten Herzens klang das alte Weihnachtslied: „O, du fröhliche, o, du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" in die warme Abendluft, zum sternenübersäten, klaren Himmel empor. Wohl in wenigen Feiern auf heimischer Erde haben die Teilnehmer andachtsvoller den Worten der Schrift gelauscht, als hier auf dem blutigen Boden unserer in Aufruhr befindlichen und heiß umstrittenen, fernen Kolonie. In packender, zündender Rede verstand es der Divisionspfarrer zu den Herzen der Zuhörer zu sprechen. Besonders wurde unserer auf dem Marsche und im Felde

befindlichen Kameraden gedacht, denen heute kein Christbaum prangte und kein Lichtlein brannte.

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Jedem kam der Sang der himmlischen Heerscharen als frommer Wunsch von Herzen. Stand doch schon ein großer Teil der hier versammelten Leute viele Monate im Felde, sie sehnten sich jetzt aufrichtig nach dem Frieden und der Heimat.

Feuchten Auges blickte so mancher zum strahlenden Weihnachtsbaum empor. Die Gedanken wanderten zurück in die traute Heimat. Liebe Angehörige, Eltern und Geschwister hatte wohl ein jeder, auch sie mochten des fernen Bruders oder Sohnes zur selben Stunde gedenken. — Von den älteren Offizieren oder Beamten, die dem Rufe ihres Kaisers und ihrer Pflicht gefolgt waren, hatte so mancher Weib und Kind daheim; diese Weihnachtsstunde wird sich wohl in aller Herzen unauslöschlich eingeprägt haben.

Nach beendeter Ansprache bekam jeder Reiter sein Weihnachtsgeschenk. Truppe und Heimat hatten gewetteifert, jedem im fernen Südwestafrika eine Freude zu machen. Mancher Liebesgabe aus der Heimat waren sinnige Grüße in Prosa oder Poesie beigegeben, die auch rauhe Reiterherzen am Weihnachtsabend mit Rührung gelesen haben. Folgender, vom Alldeutschen Verein in Crimmitschau i. S. gesandter Weihnachtsgruß verdient nicht vergessen zu werden:

Ein Herzensgruß vom deutschen Weihnachtsbaum!
Wie wärt Ihr doch so gern daheim geblieben!
Nun führt Euch freundlich wohl ein süßer Traum
In stiller, heißer Sehnsucht zu den Lieben!
Da träumt Ihr selig bei dem Glanz der Kerzen
Die schönen Knabenjahre Euch zurück — —

Nicht wahr —: es ist ein unvergess'nes Glück,
Geliebt zu sein von treuen, lieben Herzen!

Wie schön: daheim sich innig anzuschmiegen —
Ihr könnt es diesmal nicht, Euch rief die Pflicht!
Gilt es doch rohe Horden zu besiegen,
Dazu paßt schlecht des Christbaums goldnes Licht!
Von ihm ein einz'ger Strahl nur soll Euch wecken
Aus Eurem süßen wundersamen Traum — —
Und fehlt auch dort der deutsche Weihnachtsbaum,
Von deutscher Liebe laßt den Tisch Euch decken!

O nehmt es an! Es kommt von lieber Hand!
Und auch die kleinste Gabe soll Euch sagen,
Wie doch im weiten teuren Vaterland
So warm für Euch getreue Herzen schlagen!
Hört, wie es klingt durch uns're Weihnachtslieder:
Euch Braven, fern in Südwestafrika,
Ein deutscher Gruß! Ein schallendes Hurra!
Kommt glücklich, sieggekrönt zur Heimat wieder!

Eine kleine Lotterie schloß sich der Bescherung an, an der alle Erschienenen teilnahmen und die mit ihren launischen Gewinnen viel Freude verursachte. Die Mannschaften wurden reichlich bewirtet, sogar Bier gab es, das so mancher lange Zeit nicht mehr gesehen, viel weniger noch getrunken hatte.

Auch der erste Weihnachtstag wurde trotz der unruhigen Zeiten in Windhuk würdig und festlich begangen. Die Arbeit ruhte heute, so weit es möglich war, überall.

Im schattigen Regierungsgarten fand ein feierlicher Feldgottesdienst statt, an dem die anwesenden Truppen und auch die weiße Bevölkerung des Platzes teilnahm. Auch die Eingeborenen, die man heute sah, hatten sich in

Anbetracht der Feiertage festlich geschmückt. Der weibliche Teil derselben prangte fast ausnahmslos in neuen, möglichst recht buntfarbigen Kattunkleidern. Es ist Sitte bei den ansässigen Weißen, ihre farbigen Hilfskräfte zum Weihnachtsfest mit neuen Kleidern zu beschenken. Stolz zogen die herausgeputzten, farbigen Christen in Scharen zu den Missionskirchen. Ab und zu konnte man sogar einen schwarzen Jüngling in langem, schwarzen Rock, weißer Wäsche und steifem Hut bewundern, der sich ganz besonders seiner Würde bewußt war.

Doch selbst beim Kirchgang der Eingeborenen fehlte die unvermeidliche Tabakspfeife nicht, die bei dem weiblichen Geschlecht nicht weniger, als beim männlichen beliebt ist.

Den Nachmittag des Feiertags benutzten wir, um Klein-Windhuk, eine Ansiedlung, die eine Stunde östlich Windhuk in einem hübschen quellenreichen Tale gelegen ist, kennen zu lernen. Es ist bis jetzt die einzige Ansiedlung des Landes, die sich lediglich mit der Kultur des Bodens befaßt. Der Weg zu der kleinen Kolonie führt über die sandige, aber reich mit Bäumen bewachsene Steppe. Wohl ein Dutzend Familien haben sich in dem freundlichen Tal niedergelassen. Prächtige und wohlgepflegte Gärten umgeben die kleinen Häuser der Ansiedler. Einige Glückliche derselben befinden sich im Besitze frei aus der Erde tretender Quellen, die übrigen haben jedoch das Wasser erst unter großen Kosten und mühseliger Arbeit erschließen müssen.

Es werden alle Arten von Gemüse und Obst, speziell aber auch Wein angebaut. Das benachbarte Windhuk ist in der Lage, diese Erzeugnisse des Gartenbaues aufzunehmen und bildet den natürlichen Absatzmarkt für die Ansiedlung.

Der teilweise üppig gedeihende Wein wird größtenteils schon als Traube verkauft. Doch haben auch günstige Versuche in der Kelterei und Lagerung des Weins statt-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

gefunden. Die katholische Mission hat in Klein-Windhuk einen größeren Besitz, den sie mit besonderem Fleiß und Eifer kultiviert hat. Es ist eine der schönsten Anlagen des Tales.

Die kleine Gemeinde fleißiger Gartenbauer beweist deutlich, daß sich überall im Lande, wo Wasser vorhanden ist, die Anlage von Gärten ermöglichen läßt, die den Bedarf der Ansiedler an Vegetabilien vollauf decken können. Die Kosten für den Lebensunterhalt der Farmer, die heute teilweise auf die teure Einfuhr aller möglichen konservierten Lebensmittel angewiesen sind, würden selbst bei Anlage nur kleiner Gärten sich wesentlich vermindern.

Bei der Aufmachung von Bergwerken, die zweifelsohne zukünftig an den verschiedensten Stellen des Landes entstehen werden, würde so mancher Farmer ein lohnendes Absatzgebiet für seine Gartenerzeugnisse finden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

3. Abschnitt.

Auf dem Kriegsmarsch durch Bastard- und Hottentottenland.

Mit der Proviantkolonne durch das Auas-Gebirge nach Rehoboth, — Rehoboth und die Bastards — über Awasap-Tsumis, Robertson's-Farm nach Kub am Fischfluß, — die Etappe Kub, — mit der Patrouille über Geitsabis, Seeßkameelbaum nach Gibeon. —

„Marschieren Sie mit der nächsten Kolonne nach dem Süden und errichten in Gibeon ein Etappen-Magazin," lautete der kurze Befehl, der mir am Jahresschluß 1904 zuging.

Die nächste Kolonne nach dem Süden fährt bereits morgen ab. Allerdings marschierte sie nur bis Kub am Fischfluß. Von dort aus muß man sehen, wie man weiter kommt.

Gibeon war bisher der Hauptsitz der Witboi-Hottentotten unter Hendrik. Bei Beginn des Aufstandes wurde die dort befindliche kleine Truppen-Station durch die aufrührerischen Hottentotten, die den Platz verließen und sich bei Rietmont sammelten, von der Verbindung mit dem Norden abgeschnitten. Erst Ende Dezember waren die unter Befehl des Oberst Deimling gestellten Truppen bis nach Gibeon vorgedrungen, hatten die Verbindung mit dem Norden hergestellt und rückten jetzt gegen den in der Nähe von Gibeon befindlichen Gegner vor.

Die Station Gibeon, im Herzen des Nama-Landes gelegen, konnte ihrer natürlichen Lage nach bei den zu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

künftigen Operationen der Truppen ein wichtiger Stützpunkt werden.

Schleunigst wird der eiserne Koffer gepackt. Es darf nichts vergessen werden. Muß man doch so mancherlei Dinge mitschleppen, die man in einem kultivierten Land auch auf dem kleinsten Dorfe vorfindet. Der notwendige Proviant für einige Wochen spielt eine Hauptrolle. Entfernt man sich von der Eisenbahn, dann ist selbst für Geld nichts mehr zu haben. Natürlich muß auch der nötige Vorrat an Papier, Bestimmungen, Federn und Tinte mitgeschleppt werden, so wie es sich für ehrsame oder zünftige deutsche Rechnungsbeamte geziemt. Auch im wilden Südwestafrika bildet neben dem trockenen Pulver die erforderliche, flüssige Tinte einen Hauptfaktor, dem die nötige Aufmerksamkeit zu schenken ist, falls das Werk bestimmungsmäßig gedeihen soll. —

Gewehr und Patronen sind in Ordnung, die Patronengürtel gefüllt, das Reit- und Sattelzeug vorhanden, nur fehlt noch das erforderliche Roß, mit dem ich mich nach dem Süden durchschlagen werde. Bei dem ständigen Mangel an Reittieren hatte man bisher bereitwilligst auf seinen zuständigen Gaul in Windhuk verzichtet. Ein riesiger, von uns gut herausgefütterter preußischer Brauner befriedigte so lange allein die Reitbedürfnisse des Magazins. Jetzt aber muß noch ein zweiter Gaul beschafft werden.

Der Etappen-Kommandant, der wieder einmal einspringen muß, wandert mit mir zusammen zum Depot, um ein einigermaßen brauchbares Rößlein aus dem Haufen abgetriebener und heruntergekommener Tiere auszusuchen. Nach vielem Suchen haben wir endlich einen Fuchs herausgefunden, von dem man bei gutem Willen sagen kann, er wäre noch fähig, einen Reiter im langsamen Kolonnentempo zu tragen. Jede Rippe konnte man dem Tiere am

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Leibe zählen. Viel Arbeit wird der Gaul dem Burschen beim Putzen nicht machen, denn seine Haare hatte er durch die Räude größtenteils verloren. Doch wie gesagt, es war das beste Tier dieser würdigen Sammlung. Vorsichtig zieht mein braver Bursche mit dem gefundenen Schatz dahin, der heute noch tüchtig mit Hafer gefüttert wird, denn morgen soll die Reise losgehen.

Am Südausgang von Windhuk hatte sich die nach Kub marschierende Staffel der Kolonnen-Abteilung gesammelt. Es waren 19 mit je 8 Maultieren bespannte Wagen unter Führung des Oberleutnants Pabst.

Um 5 Uhr abends war der Abmarsch befohlen worden, doch so bestimmt läßt sich mit einer Kolonne die Zeit nicht inne halten. Es ist noch dieses und jenes zu erledigen. Gestern erst ist die Kolonne von einem mehrwöchentlichen Marsche zurückgekommen und nach knapp 24 Stunden muß sie schon wieder in das Feld hinaus. Die Zeit ist wirklich zu kurz, um die allernotwendigsten Ergänzungen an Menschen und Tieren und die erforderlichen Ausbesserungen an den Fahrzeugen in Ruhe besorgen zu können. Doch es muß auch so gehen. Kein Fahrzeug der Kolonnen-Abteilungen ist länger als einen Tag entbehrlich. Mein Gepäck ist bereits verladen, der Abschied vom Magazin ist kurz, der Marsch kann beginnen. Noch ein Händedruck und ich trabe zum Sammelplatz. Es wurde bereits dunkel, als wir uns mit der Kolonne in Bewegung setzten. Die langen Peitschen knallen, ein Wagen nach dem andern biegt in die staubige Pad ein. Dicke Staubwolken umhüllen den Wagenzug in wenigen Minuten mit einem dichten Schleier. Bald sind wir in dem unübersichtlichen Dornenbusch und Windhuk verschwindet mit seinen Lichtern im Abenddunkel. —

Der Himmel ist heute bewölkt, über dem Auas-Gebirge, dem wir uns nähern, zuckte lebhaftes Wetterleuchten. Ehe

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

wir es uns versehen, entladet sich über uns ein heftiges Gewitter. Prasselnd sauste der so lange entbehrte Regen auf uns nieder und grelle Blitze beleuchten die Pad, die man in der tiefen Dunkelheit noch kaum erkennen kann. Nach kurzer Zeit müssen wir den Marsch einstellen. Die Tiere können nicht sehen, sie stolpern und stürzen, hie und da bleibt ein Wagen in einem Loche, in das er hineingeraten ist, stecken. Ein greller Pfiff des Führers, die Kolonne hält.

Im Nu brennen trotz des immer noch strömenden Regens helle Feuer rechts und links der Staffel, in deren Beleuchtung es gelingt die Wagen seitwärts der Pad auffahren zu lassen. Die Maultiere werden ausgeschirrt, bekommen den Freßbeutel mit Hafer umgehängt und können es kaum erwarten, daß die nur bescheidene Ration ihnen freßgerecht vor der Nase hängt. Ihr melancholisches Geheul im Massenchore, das sie anstimmen, sobald sie merken, hier wird Halt gemacht, muß man gehört haben, um es nicht wieder zu vergessen. Das Weiden der Tiere war bei der herrschenden Finsternis ausgeschlossen.

Wir suchten unter einem Busche ein einigermaßen trockenes Plätzchen, hüllen uns in unsere wollenen Decken, decken uns zum Schutze gegen den Regen mit einer Zeltbahne zu und schlafen bald ein. Lustig rieselte der Regen auf uns nieder, er stört uns aber nicht. Auch die Reiter haben sich so gut als möglich ihre Lagerstätten eingerichtet. Die Feuer verlöschen allmählich, nur die Wache unterhält zur Beleuchtuug des Lagers einen hellodernden Brand.

Kaum dämmert es im Osten, wird es im Lager lebendig. Schlaftrunken kriechen die Leute unter ihren Decken hervor. Die Maultiere werden eingespannt, die Pferde gesattelt und in einer knappen halben Stunde ist die Kolonne schon wieder auf dem Marsche. Zum Kaffee-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kochen und Trinken war keine Zeit vorhanden. Wer noch glücklicher Besitzer eines Schluckes Rum ist, nimmt diesen als Morgenkaffee ein. Der Regen hatte aufgehört. Der Staub der Pad war gelöscht. Eine wunderbar erfrischende, reine, kühle Luft umwehte uns. Noch ist die Sonne nicht heraus, nur über dem östlichen Gebirgsstock des Auas-Gebirges, das wir jetzt erreichen, liegt ein rosenroter Schimmer. Eine reichhaltige und farbenprächtige Vogelwelt belebt den Busch. Wohl vermißt man den lieblichen Gesang unserer heimischen Sänger, doch auch das muntere Gezirp und Spiel der überaus lebhaften Vögel kann das Herz des Naturfreundes erfreuen.

Die Pad windet sich durch das steile und von wilden Schluchten zerrissene Gebirge. Es scheint aber zum größten Teil gut mit Gras und Gebüsch bewachsen zu sein und macht einen malerischen, erhabenen Eindruck. Die Maultiere haben angestrengt zu ziehen, um auf dem steinigen und teilweise mit großen Felsstücken besäten Wege vorwärts zu kommen. Sobald die Sonne hervorkommt, verschwindet die köstliche Kühle der Nacht, sengende Hitze lagert sich in wenigen Stunden über dem Gebirge und den tief einschneidenden Schluchten, die wir passieren. Doch wir haben die Paßhöhe überschritten, die Pad fällt und um 9 Uhr erreichen wir die Wasserstelle Arris, in einem breiten, gras- und baumreichen Tale. Eine Ochsenwagen-Kolonne, die bereits vor uns marschiert ist, liegt hier in beschaulicher Ruhe.

Der geeignete Lagerplatz ist bald gefunden. Die Wagen fahren in einem Kreise auf, die Zwischenräume werden durch mitgeführte Leinen geschlossen und der Kral für die Tiere ist fertig. Nachdem dieselben ausgespannt und der Reihe nach an dem primitiven Brunnen getränkt worden sind, werden sie auf die Weide getrieben. Ein Drittel der Mannschaften dient als Bedeckung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Jetzt kann Kaffee gekocht, das Mittagsmahl bereitet und die kurze Ruhe der Nacht vervollständigt werden. Trotzdem wir unter einem ziemlich schattigen Kameeldornbaum lagern, ist an Schlaf gar nicht zu denken. Die Mittagshitze in dieser Jahreszeit — Dezember und Januar sind die heißesten Monate — läßt es zu einem stärkenden Schlummer nicht kommen. Es ist ein stumpfes Dahinbrüten, aber kein Schlafen. Sehnlichst wünscht man das Sinken des feurigen Sonnenballs und die damit eintretende Kühle herbei. Gegen 4 Uhr nachmittags wird es bereits erträglicher. Die Tiere kommen von der Weide zurück, werden noch einmal getränkt und dann eingespannt. Die Wassersäcke am Sattel der Reittiere und die Fässer auf dem Wagen werden gefüllt und in wenigen Minuten ist das Lager aufgeräumt.

Fertig! — Anfahren, die Kolonne setzt sich wieder in Bewegung. Einige hundert Meter voraus reitet die führende Spitze, hie und da bei unübersichtlichem Gelände Seiten-Patrouillen entsendend. In diesem Kriege gibt es hinter dem Rücken der fechtenden Truppe keine gesicherten Verbindungen, wie es in Europa immer der Fall sein wird. Der Feind ist überall, vorne, seitwärts und hinter den Truppen. Wer auf der langen Etappenlinie marschiert, muß ständig eines überraschenden Angriffs gewärtig sein und sich so gut wie möglich seiner Haut wehren. Auf eintreffende Hilfe kann man hier nicht rechnen. Eine Kolonne in der Stärke wie unsere braucht jedoch nicht ängstlich zu sein, denn 70 Gewehre greift der Hottentott ohne zwingenden Grund nicht an.

Je tiefer die Sonne sinkt, um so angenehmer marschiert es sich. Auch in der überraschend schnell hereinbrechenden Dunkelheit wird der Marsch ruhig fortgesetzt. Zwar haben wir gerade Mondwechsel und ist vom Monde nichts zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sehen, doch läßt sich bei dem leuchtenden Sternenhimmel immerhin noch die Pad erkennen. Aufkommendes Gewölk verfinstert jedoch den Himmel. Es wird so dunkel, daß die Padspur mit einem Lichte gesucht werden muß. Endlich geht es nicht mehr weiter, die Tiere sind auch ermüdet, es wird Halt gemacht. Glücklicherweise ist unser Halteplatz ziemlich reichlich mit Gras bewachsen. In derartig dunkler Nacht ist es nicht ratsam, die Tiere weiden zu lassen. Beim Schein der aufflammenden Lagerfeuer wird von den Reitern Gras gerupft und dasselbe den angekoppelten Pferden und Maultieren vorgeworfen.

Die Portion muß reichlich bemessen werden, denn während der kühlen Nachtstunden fressen die Tiere mit Vorliebe. In der sengenden Tageshitze schmeckts auch den Maultieren und Pferden nicht auf der Weide. Sie suchen, wenn irgend möglich, unter Bäumen oder Gebüsch gegen die brennenden Sonnenstrahlen Schutz und stehen regungslos mit gesenktem Kopfe da, bis es kühler wird. In der Nacht ist die Nahrungsaufnahme dagegen immer rege. Will man die Tiere bei der schmalen Haferration in einem leidlichen Nährzustande erhalten, so ist es notwendig, möglichst immer während der Nacht fleißig weiden zu lassen.

Frisches grünes Gras gibt es nur während und kurz nach der Regenzeit. Sobald der befruchtende Regen ausbleibt, stockt das Wachstum der Gräser, sie werden trocken, gelb und hart. So bleibt das Gras bis zur nächsten Regenzeit auf dem Halme stehen, falls es nicht inzwischen abgeweidet worden ist. Im jungen Grün ist die afrikanische Weide äußerst nahrhaft. Rinder und Pferde werden ohne Zugabe anderer Futtermittel auf solcher Weide in kurzer Zeit kräftig und fett. Selbst in trockenem Zustande enthält das Weidegras unserer Kolonie noch einen hohen Nährwert, obgleich es härter und spröder wie unsere heimischen

Gräser ist. An und in den Betten der Riviere kommt häufig ein üppig hochschießendes Sauer-Gras vor, das aber sehr wenig Nährwert, oft sogar den Tieren direkt schädliche Eigenschaften besitzt.

Nachdem Pferde und Maultiere versorgt sind, wird noch einmal Kaffee zur Stillung der auf dem Marsche recht trocken gewordenen Kehlen gekocht. Es ist schier unglaublich, welche Mengen edlen Mokkas im Lande zu jeder Tages- und Nachtzeit getrunken werden können. Der Kaffee ist tatsächlich eines der am wenigsten entbehrlichen Genußmittel. Die trockene, dünne und am Tage überaus heiße Luft erzeugt ein starkes Durstgefühl. Das Wasser ist in seiner natürlichen Beschaffenheit oft ungenießbar. Nur durch Zusatz von Kaffee läßt es sich einigermaßen trinkbar machen. Andere Getränke wie Wasser sind zur Stillung des Durstes nicht zu haben. Der Kaffee muß uns hier das Trinkwasser ersetzen, gleichzeitig auch den Alkohol, an den wir Europäer doch mehr oder minder gewöhnt sind. Mit Behagen wird der heiße, duftende, am glimmenden Lagerfeuer gebraute Trank eingenommen. Plaudernd sitzt man in der erquickenden kühlen Abendluft noch einige Stunden am wärmenden Feuer beisammen. Die eine Hand hält den Kaffeetopf, das sogenannte „Koppi“, die andere die brennende Tabakspfeife.

Auch die Reiter haben es sich an den noch lodernden Feuern bequem gemacht. Die Pfeife brennt, die Gedanken wandern in der stillen Nacht der fernen Heimat zu.

Erst leise, dann von einfallenden Stimmen verstärkt, tönt das von unsern Reitern mit Vorliebe gesungene Lied „Still ist die Nacht“ gedämpft über die ruhende Kolonne.

Still ist die Nacht. Mein Zelt weht leise
Von fern der Schrei des Schakal tönt,

Gedämpft nur klingt des Kaffern Weise,
Der sich die Nacht durch Sang verschönt.

Mein Feuer brennt — und traumverloren
Seh ich den roten Funken nach —
Dir, teure Heimat, gilt mein Sinnen,
Sehnsucht nach dir, die hält mich wach!

Sehnsucht nach dir und nach dem Mädchen,
Das einst im Lenz mein Herz gewann;
Blauäugig, blond mein deutsches Gretchen,
Hieltst mich in deiner Minne Bann!

Fern ist die Zeit, wo du an meiner Seite
Durch deutsche Flur im Maien gingst;
Jetzt trennt uns dreier Zonen Breite,
Ein fremdes Land umgibt mich rings!

Still ist die Nacht. Wenn du bei frohen Festen,
Umringt von Freunden — einsam bist —
Lenk' sich dein Sinnen nach Süd-Westen,
Wo dein des Freundes Herz noch ist!

Allmählich verstummt der Gesang. Ein müder Reiter nach dem andern zieht sich zurück und auch die letzten haben sich bereits in der Nähe der Wagen unter ihren Decken vergraben, als auch wir ermüdet endlich uns zur Ruhe hinlegen.

Tiefe Stille umgibt das Lager, nur ab und zu von den Schritten der patrouillierenden Posten oder von dem Geräusche der fressenden Maultiere und Pferde unterbrochen. Auch das bis in die späten Abendstunden oft grell ertönende Gezirp der Zikaden ist verstummt. In der Ferne nur erschallt ab und zu das helle Gekläff eines Schakals.

Beim frühsten Morgengrauen geht es wieder in den Sattel. Die Höhen des Auas-Gebirges liegen hinter uns.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Die Pad läuft zwar noch an einzelnen Ausläufern des Gebirges vorüber, führt aber im allgemeinen ohne besondere Steigungen oder Senkungen über die weithin übersehbare Hochebene. Am Horizont sieht man hin und wieder seltsam geformte Koppjes. Der Busch wird lichter, die offene Grasebene wiegt vor. Die Landschaft nimmt den typischen Charakter der weiten Hochebene des Namalandes an. Nur vereinzelt zeigen sich in der Ebene hochstämmige Dornholzbäume. An den Ufern der ziemlich zahlreich auftretenden, aber noch trockenen Riviere, findet sich aber regelmäßig eine mehr oder weniger starke Baumgalerie.

In der Regel marschiert die Kolonne von 4 Uhr morgens, bis um 9 oder 10 Uhr vormittags die Wasserstelle erreicht wird; lagert dann bis zum Spätnachmittag und tritt dann nochmals einen 4—6stündigen Marsch an.

Ohne besondere Zwischenfälle erreichten wir nacheinander die Wasserstellen Aub und Nauas. In der Nähe letzterer, sehr hübsch in reichlichem Baumbestand gelegenen Wasserstelle, befindet sich eine starke Kaffernwerft. Die Bewohner kamen ohne besondere Scheu zu unserem Lagerplatze und tauschten frische Milch, die ihnen bereitwilligst abgenommen wurde, gegen Tabak oder Zucker ein. Ein halb zerfallenes Blockhaus ließ vermuten, daß an diesem Platze schon vor längeren Jahren ein weißer Ansiedler sein Heil versucht hatte. Ob er weggezogen oder auch in die Mörderhände von Eingeborenen gefallen sei, konnten wir nicht feststellen.

Wir verließen hier die direkt nach Rehoboth führende Hauptpad und marschierten nach der Wasserstelle Ufib; allerdings ein Umweg, jedoch unsere Tiere bekamen noch einmal Gelegenheit zum Tränken.

Zwischen Nauas und Ufib zogen wir an einer Hottenottenwerft vom Stamme der roten Nation vorüber. Zwar

hatte dieselbe sich bisher noch nicht ihren aufständigen Volksgenossen angeschlossen, viel Vertrauen war der schlitzäugigen Bande aber jedenfalls nicht zu schenken. Hoffentlich hebt das Kommando diese ganze Wirst auf und setzt sie fest, ehe sie uns schädlich wird. Die Wagenspur, der wir folgten, wurde immer undeutlicher und verlief sich in einem Riviere vollends. Glücklicherweise trafen wir auf einen Bur aus einer in der Nähe gelegenen Burenfarm, der uns auf den richtigen Weg und zur Wasserstelle führte.

Für seine Dienste wurde er mit einer Flasche Rum und einigen Zigarren belohnt, die er unter tausendfachem Dank, glückstrahlend einsteckte.

Auf der Pad von Usib nach Rehoboth schloß sich uns eine Patrouille von Bastards und Leuten der Telegraphen-Abteilung, unter Führung des Oberleutnants M. . . . an, die eine Hererobande, welche einem am Rivier sitzenden einzelnen Farmer, einen Engländer, ermordet und sein Vieh abgetrieben hatte, bis ins Auas-Gebirge verfolgt hatten.

Es war der Patrouille gelungen einen Teil der Räuber unschädlich zu machen und ihnen das Vieh wieder abzunehmen. Mit Einbruch der Dunkelheit kamen wir am Abend des 4. Tages seit unserem Abmarsch von Windhuk, in Rehoboth an. Die letzten 15 Kilometer waren für die Zugtiere besonders anstrengend. Die schwer beladenen Wagen sanken auf dem weichen Boden oft bis an die Achsen in den Sand ein. Es bedurfte harter Arbeit seitens Mensch und Tier, um wieder aus den Löchern heraus und vorwärts zu kommen.

Die Kolonne war froh, als sie unter den schattigen Bäumen von Rehoboth, dem Hauptplatz des „Bastard-Stammes", ihr Lager aufschlagen konnte und den berüchtigten „Plattsand" wieder einmal überwunden hatte.

Da es Sonnabend Abend war, beschloß der Führer einen Ruhetag zu halten und erst am Sonntag Abend weiter zu marschieren.

Rehoboth und die Bastards.

Ein herrlicher Sonntagmorgen. Tiefe Stille, sonntägliche Ruhe lagert über der Bastardniederlassung. Mit den ersten Sonnenstrahlen springen wir noch schlaftrunken vom Lager und reiben uns verwundert die Augen. Sind wir nicht mehr in der wilden Buschsteppe des Herero-Landes? Gestern Abend war es bereits dunkel, als wir den Ort erreichten und konnten wir daher von demselben wenig sehen.

Vor uns liegt in einem reichen Kranze mächtiger, schattiger Kameeldornbäume*) ein Dörfchen, ähnlich unsern Dörfern in den Ostmarken. Kleinere und größere, aus Lehmsteinen oder festgestampftem Lehm gebaute Häuser, teilweise auch außen sauber mit Kalkfarbe geweißt, wechseln mit bescheidener aufgeführten Hütten oder Pontoks malerisch ab. Die größeren Häuser haben bereits Fenster mit Verglasung, während die kleineren sich allein mit Fensterläden begnügen.

Sowohl die Häuser des Ortes, wie auch die Straßen, soweit man als von solchen sprechen kann, machen einen sehr sauberen Eindruck. An einem Ende des Platzes liegt die geräumige, freundlich weiß gestrichene Missionskirche mit den Gebäuden der Mission. Ein schöner, mit großem Fleiße angelegter Garten, schließt sich dieser an.

Einige ansehnlich gebaute Häuser von deutschen Händlern, die kleine Poststation und das stattliche Gebäude des Distrikts-Chefs vervollständigen das Bild von Rehoboth. Eingerahmt wird es im weiten Halbkreis von einer ziemlich hohen, schroff aus der Hochebene emporsteigenden Felsenkette.

*) Giraffen-Akazien.

Der parkartige Baumbestand, der dem Platze ein besonders freundliches Aussehen gibt, zieht sich am Fuße der Berge entlang und folgt einem breiten, sandigen Rivier, dessen Ufer mit einem grünen Gürtel einschließend.

Wirklich naturschön muß die Rehobother Landschaft zur Regenzeit sein, wenn die braun und verbrannt daliegende Steppe ein weites, saftig grünes Grasfeld bildet, die Dornenbüsche mit stark duftenden, gelben Blütenröschen übersät sind und das trockene, weite Bett des Riviers brausende Wassermassen dahinwälzt.

Der in weitem Umkreise in den sehr guten Weidegebieten des sogenannten Bastardlandes sitzende Rehobother Bastard-Stamm ist in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, unter Führung des heute noch in R. seines Amtes getreulich waltenden, greisen Missionars H. . . . aus der Kapkolonie kommend, eingewandert. Die Bastards sind eine Mischrasse von Hottentotten und Kap-Holländern. Ein großer, kräftiger Menschenschlag, der mit seiner mehr weißen als gelben Hautfarbe, dem starken, schwarzen, gelockten Haupt- und Barthaar an Italiener oder Südslaven erinnert. Unter der jüngeren, weiblichen Bevölkerung findet man ausgesprochene Schönheiten. Die Bastards sind sämtlich Christen. Sie haben seit einem Jahrhundert europäische Kleidung, Sitten und Gebräuche angenommen und sind wohl nicht weniger kultiviert, als die in dem weiten „Veldt" Süd-Afrikas ziehenden Trekk-Buren. Sie stehen mit ihren Neigungen ganz auf seiten der Weißen und rechnen sich nicht zur Eingeborenen-Bevölkerung. Obwohl es auch während des Aufstandes unter ihnen gährte, sind sie der Regierung treu geblieben. Sie haben sowohl als an unserer Seite fechtende Truppe, als auch im Kolonnendienst, als Frachtfahrer und Treiber, sowie beim Zusammentreiben

und der Bewachung des Beuteviehs, bisher sehr nützliche und anerkennenswerte Dienste geleistet.

Vom Missionskirchlein tönen feierliche Glockenklänge. Aus allen Häusern und Hütten strömte die Bevölkerung, Männlein, Weiblein und Kinder im sonntäglichen Putze zum Gotteshause. Es sind fleißige Kirchengänger. Wohl niemand ist daheim geblieben. Frauen und Kinder prangen in sauber gewaschenen, möglichst bunten Kattunkleidern, auf dem Kopf die breite, mit Spitzen und Bändern gezierte holländische Haube, wie sie auch von den Burenfrauen und Mädchen im Lande getragen wird.

Die Männer fast sämtlich in dunkler, europäischer Kleidung, das Haupt bedeckt mit dem in der Kolonie üblichen, breitrandigen Filzhut, das große holländische Gesangbuch unter dem Arm.

In kurzer Zeit ist die Gemeinde versammelt. Zur rechten Hand nehmen die Männer Platz, links sitzt die weibliche Bevölkerung. Klangvoll schallt der Gesang der Gemeinde, begleitet von den Tönen eines Harmoniums. Der eindringlichen und innigen, in holländischer Sprache gehaltenen Predigt, des in unermüdlicher Arbeit und Sorge bei diesem Stamme grau und weiß gewordenen Missionar H. . . . können auch wir folgen. Ein feierlicher Choral beschloß den Gottesdienst, der auf uns einen tiefen Eindruck machte.

Nach dem Gottesdienste hatten wir Gelegenheit das Innere eines Bastardhauses kennen zu lernen. Die Schlaf- und Wohnräume waren peinlich sauber gehalten. Breite, mit Lederriemen bespannte Holzrahmen, auf kurzen Füßen ruhend, vertreten die Stelle unserer Betten. Matratzen sind nicht immer vorhanden. Das Bettzeug besteht aus Fell- und wollenen Decken. Ein Tisch, einige niedrige mit Lederriemengeflecht bezogene Stühle, eine Truhe und allen-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

falls ein Schrank bilden das Mobilar des Bastardhauses. Der Herd oder die Feuerstelle ist in der Regel außerhalb des Hauses aufgestellt.

Die Bastards leben von der Viehzucht. Sie besitzen ansehnliche Herden von Rindern, Schafen und Ziegen. Auch die Pferdezucht wird von ihnen eifrig gepflegt. Ein großer Teil des Stammes ist als wohlhabend zu bezeichnen. Nicht geringe Einnahmen bringt den Bastards das Frachtfahren mit den Ochsenwagen, besonders in der jetzigen Kriegszeit. Die Bastardfrauen sind sehr geschickt in der Herstellung von Felldecken, Kissen und sonstigen Lederarbeiten. Mit diesen Artikeln, namentlich mit aus Angoraziegen-Fellen gefertigten Decken wird ein lebhafter Handel in Rehoboth getrieben.

Das Familienleben der Bastards ist nach dem, was wir hörten, ein gutes. —

Über Awasap, Tsumis, Robertsons Farm nach Kub am Fischfluß.

Gegen Sonnenuntergang stand die Kolonne wieder marschbereit. Es geht weiter nach dem Süden. Die Durchquerung des mit weichem Triebsand gefüllten, breiten Rehobother Riviers kostete harte Arbeit. Nur mit abwechselndem Vorspann, oft 20—30 Maultiere vor einem Wagen, gelang es, das andere Ufer zu gewinnen, auf dem der Weg wieder fester und besser wurde.

Am nächsten Morgen erreichten wir die Wasserstelle Awasap, die ebenfalls einen schönen Baumbestand besitzt. Leider ist nur sehr wenig und dabei schlammiges Wasser in den tiefen Wasserlöchern vorhanden. Bei sparsamer Einteilung gelingt es aber doch, sämtliche Tiere zu tränken und den für die Menschen notwendigen Bedarf zu sichern.

6*

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Wie wir am Nachmittag weiterziehen wollten, fehlte ein Lazarett-Gehilfe der Kolonne, der trotz ergangenen Verbots sich vom Lagerplatz heimlich entfernt hatte, um zu jagen. Trotz allen Suchens gelang es nicht, ihn aufzufinden. In dem mit dichtem Busch und Bäumen bewachsenen Terrain war seine Spur verwischt. Wir geben in Zwischenpausen Signalschüsse ab, doch niemand antwortet. In dem völlig unübersichtlichen Gelände war ein weiteres Suchen ausgeschlossen. Die Kolonne mußte weiter. Erstens sollte sie ihr Ziel so schnell als möglich erreichen, zweitens konnte sie nicht an der Lagerstelle warten, da kein Wasser mehr in den entleerten Brunnenlöchern vorhanden war.

Der Führer tat sein möglichstes, um den unbesonnenen Menschen zu retten. Er ließ eine Patrouille zurück, die an der Wasserstelle warten und nochmals versuchen sollte, die Spuren des Verschwundenen aufzufinden. Wer sich in diesem wege- und wasserlosen Lande von der Truppe entfernt, ist größtenteils verloren. Entweder fällt er den mordgierigen Eingeborenen in die Hände oder er findet einen schrecklichen Tod durch den Durst. —

Ein Unglück kommt selten allein.

In der folgenden Nacht entlaufen uns vom Lagerplatz einige Maultiere. Der Führer blieb selbst zurück, um die Durchbrenner wieder einzufangen. Die Kolonne marschierte weiter und lagerte an der Wasserstelle Tsumis. Kurz nach dem Beziehen des Lagers traf der Kolonnenführer mit den Flüchtlingen ein, die er sämtlich wiedergefunden und eingefangen hatte.

An der Wasserstelle wohnt ein deutscher Farmer. Sein kleines, aber aus festen Bruchsteinen gebautes Wohnhaus hatte er festungsartig verschanzt. Mit dem nötigen Wasser- und Munitionsvorrat versehen, kann er einer kleinen Belagerung durch Eingeborene trotzen. Er hatte bisher

Glück gehabt. Weder Herero noch Hottentotten, zwischen deren Gebiet er sitzt, hatten es gewagt, ihn anzugreifen, während die benachbarten Ansiedler fast sämtlich den Mordgesellen in die Hände gefallen waren. Ebenso war er noch im Besitze seiner stattlichen Viehherden. Hoffentlich hat er weiter Glück.

Wasser ist hier reichlich vorhanden. Ein tiefer, in den Fels gehauener Brunnen, mit aufgesetzter Pumpe, liefert das unentbehrliche Naß in köstlicher Reinheit und Frische. Ich habe selten im Lande so gutes Wasser wie hier gefunden.

Unter den schattigen Bäumen in der Nähe des Brunnens hatte ein Feldtelegraphenposten sein Lager aufgeschlagen. Die Station war in einem Anbau des Farmerhauses eingerichtet. Die Mannschaften des Postens hatten sich Hütten, ähnlich den Eingeborenen-Pontoks, gebaut und mit erfinderischem Sinne aus den Brettern von Konservenkisten das nötige Hausgerät, wie Tische, Stühle, sogar Bettstellen gezimmert. Neben dem Lager ist ein Kral aus Dornbüschen errichtet, der den kranken und schwachen Pferden des Telegraphenzuges als Erholungsheim dient. Weide ist in der Nähe reichlich vorhanden und das Wasser rein und gesund. Wohl 30—40 Tiere, die sich schon teilweise beträchtlich erholt hatten, waren zur Zeit in dieser Genesungs-Anstalt vorhanden. Einem Oberveterinär, der seinen Pontok in der Nähe des Krals aufgeschlagen hatte, lag die ärztliche Fürsorge für die vierbeinigen Patienten ob.

Während wir an diesem schönen Platze lagerten, liefen auf der Feld-Telegraphen-Station die Meldungen von dem blutigen Gefecht von Groß-Nabas durch. Der alte Fuchs Hendrik hatte sich mit seiner ganzen Macht auf die schwächste der unter Oberst Deimling gegen ihn vormarschierenden Abteilungen, die von Major Meister geführt wurde, ge-

worfen. In erbittertem Kampfe rang die kleine, nur 200 Gewehre und 4 Geschütze starke Truppe, gegen 1000 gut bewaffnete und gedeckte Hottentotten, die durch 200 Hereros verstärkt worden waren, drei Tage lang um den Besitz der Wasserstelle. Trotz glühenden Sonnenbrands, ohne Wasser, gepeinigt von des Durstes schrecklichen Qualen, hielt die kleine Schar todesmutig aus. Nach fünfzigstündigem Gefecht, in dem die Artillerie sich schon verschossen und auch die Infanterie-Munition knapp zu werden drohte, pflanzte sie das Bajonett auf, warf den übermächtigen Gegner, der bis dahin zähesten Widerstand geleistet, in wilder Flucht zurück und nahm die rettende Wasserstelle mit stürmender Hand.

„Hart war der Kampf, blutig der Sieg!“ 9 Offiziere und 60 Mann lagen tot und verwundet auf dem Gefechtsfeld.

Die ersehnte Hilfe unter Oberst Deimling traf erst nach Beendigung des Gefechts ein. Er hatte den Gegner, der sich zwischen ihn und die Abteilung Meister geworfen, erst nach hartnäckigem Gefechte schlagen müssen, ehe es möglich wurde, die Verbindung mit der bedrängten Abteilung Meister herzustellen.

Die dienstlichen Meldungen waren zwar nur kurz gehalten, doch ließ sich aus ihnen deutlich der furchtbare Ernst des Kampfes herauslesen.

So früh wie möglich wird heute nachmittag aufgebrochen. Vor uns liegt eine 80 Kilometer lange Durststrecke, in der kein Tropfen Wasser zu finden ist. Entweder muß dieselbe in 24 Stunden durchquert werden, eine Leistung, die uns immerhin einige Tiere kosten kann, oder wir biegen nach Westen aus und marschieren auf einem Umwege, auf dem wir jedoch noch einmal Wasser zu finden hoffen, nach Kub.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Wir ziehen den Umweg vor.

Heute wird mit kleinen Pausen bis 10 Uhr marschiert. In einer gut bestandenen Grasfläche wird gehalten und mit Wagen und Spannleinen ein großer, kreisförmiger Kral gebildet, in dem die Tiere weiden können. Um 2 Uhr geht es bereits weiter. Wir haben Mondlicht. Es ist so hell, daß man die Karte lesen kann. Das ununterbrochene Reiten im Schritt strengt außerordentlich an. So oft es der Weg erlaubt, steigt man aus dem Sattel, nimmt sein Rößlein am Zügel und marschiert zu Fuß.

Bei Sonnenaufgang stoßen wir am Ufer eines Riviers auf Sendlingsgrab, einen wohlerhaltenen, aus mächtigen Felsstücken errichteten Grabhügel eines Missionars, der hier Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts seine Ruhestätte gefunden hat. Wohl einer der ersten Glaubensboten mag er gewesen sein, der von der Kapkolonie kommend, in das damals noch völlig unbekannte Namaland vordrang.

An diesem Punkte wenden wir scharf nach Westen, auf der Höhe eines Bergrückens entlang marschierend. Tief unter uns zieht sich das breite, hübsch mit Bäumen eingefaßte Tal eines Riviers hin. Nur schwer erkennbar sind die Spuren der Pad, die anscheinend seit langer Zeit kein menschliches Wesen mehr betreten hat und gute Weide zeigt sich, so weit das Auge reicht. Es ist eine der schönsten Landschaften Südwestafrikas, die ich bisher gesehen.

Wiederholt stoßen wir auf kleine Trupps von Springböcken. Ein Rudel pürschen wir vorsichtig an. Oberleutnant P. feuerte auf 300 Meter auf das vorderste Tier. Das Geschoß ging etwas zu hoch, der Bock blieb jedoch ruhig stehen. Da ließ ein alter Reiter der Truppe, der unsere Pferde abgenommen hatte, ein leises Pfeifen hören. Der Bock lauschte aufmerksam. Ein zweiter Schuß krachte. Wieder zu hoch! Man sah, wie der Bock unter dem dicht

über seinen Rücken hinwegsausenden Geschoß zusammenzuckte, doch er witterte noch keine Gefahr und achtete nur auf das Pfeifen des Reiters. Seine Neugier kostete ihm aber das Leben. Der dritte Schuß saß. Tödlich getroffen stürzt das Tier zusammen. Das in seiner Nähe grasende Rudel erschreckt und eilt in wilden Sprüngen davon. Den Trick, durch Pfeifen einen Springbock auf der Jagd zum Stehen zu bewegen, hatte ich bis dahin als faulen Witz aufgefaßt. Jetzt konnte ich mich aber in geschildeter Weise von der Richtigkeit der Behauptung überzeugen.

Der frische Braten kam uns sehr gelegen. Er brachte willkommene Abwechselung in die ständige Konservenkost.

Die Landschaft dieses Bezirkes scheint allgemein wildreich zu sein. Wir stießen des öfteren noch auf Springböcke und sogar auf die sehr scheue, große, südafrikanische Trappe, von den Buren „Pau" genannt. Diese Tiere sind jedoch sehr furchtsam und vorsichtig. Spätestens in einer Entfernung von 300 Meter gehen sie hoch und steigen mit gewaltigem Flügelschlage davon. Leider können wir nicht mehr zum Schuß kommen.

Die großen Antilopenarten, wie Kudus, Säbelantilopen, Hartebeest usw., die vor einigen Jahren noch im größten Teile des Schutzgebietes anzutreffen gewesen sein sollen, bekommt man jetzt garnicht oder nur noch sehr selten zu Gesicht. Das Kriegsgetümmel scheint sie in die für uns unzugängliche Kalahari gescheucht zu haben.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir die schon seit Jahren verlassene „Robertsons Farm" erreichten. Eine halb zerfallene, elende Lehmhütte, ein Dornenkral und ein in den Felsen eingehauener Brunnen, dessen Wasserspiegel mit einer grünen Schicht überzogen war, repräsentieren die Farm. Gottlob ist aber eine ziemliche Menge Wasser in dem einige Meter tiefen Brunnen vorhanden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Es hat zwar eine undefinierbare Farbe und enthält kleine Fröschchen, Käfer und Wassertierchen in Menge, das schadet aber nichts, die Hauptsache ist die, daß es Wasser ist.

Mit Hilfe von Zeltbahnen und Steinen wird ein Trog hergestellt. Oberleutnant P. ist der erste, der zufaßt und nicht ruht, bis die Tränke ordnungsmäßig hergestellt ist. An langer Leine sausen die auf den Wagen mitgeführten Eimer in die Tiefe. Eine Kette von Reitern reicht dieselben von Hand zu Hand weiter und in kurzer Zeit können die durstigen Maultiere und Pferde abteilungsweise ihren Durst an der gefüllten Feld-Tränke löschen.

So früh es geht, wird am Nachmittag wieder aufgebrochen, ein weiter Weg liegt noch vor uns. Vor Sonnenuntergang passieren wir eine andere Farm, deren Besitzer von den Hottentotten ermordet sind. Das kleine Häuschen macht von außen einen sauberen Eindruck. Innen aber zertrümmerte Kisten, Schränke, Geschirr und Betten, zerrissene Bücher und Briefe liegen auf dem Erdboden zerstreut umher. Die Besitzer müssen, den Briefen nach, eingewanderte Buren gewesen sein. Wie die Bestien haben die Räuber hier gehaust. Ein Wunder, daß sie nicht das Anwesen in Brand gesteckt haben. Wahrscheinlich sind sie bei ihrer Raubarbeit gestört worden. Wir können uns jedoch nicht lange aufhalten und ziehen weiter. Es wird wieder bis nach 10 Uhr marschiert.

Die Nachtruhe ist sehr kurz. Obwohl wir schon um 2 Uhr aufbrachen, erreichen wir erst beim Sonnenaufgang die Hauptpad und treffen gegen 10 Uhr glücklich in Kub ein.

Die Etappe Kub.

Kub bestand bisher aus 3 am Fischfluß liegenden Burenhütten. Der Fischfluß ist einer der größten Flüsse im Innern unserer Kolonie. Von Norden kommend durch-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

strömt er das Namaland in fast südlicher Richtung und mündet in den Orange. Es ist der wasserreichste Fluß der Kolonie. Bei guten Regenjahren führt er mehrere Monate lang fließendes Wasser. Auch in der Trockenzeit sind in ihm ständig mit Wasser gefüllte Stellen vorhanden, die sogar zahlreiche Fische und Krebse enthalten. An den größeren Wasserstellen findet sich stets ein kräftiger Baumbestand und eine üppige Vegetation.

Beim Ausbruch des Hottentottenaufstandes wurde den vormarschierenden Truppen nach Kub ein Magazin und ein Feldlazarett nachgeschoben. Auf einem bis an den Fluß herantretenden und steil zu demselben abfallenden Hügel sind die Zelte des Feldlazaretts und des Magazins aufgeschlagen. Von den Spitzen derselben flattert die deutsche Flagge lustig im Winde. Rings um das Lager hat der fleißige Kommandant der Etappe starke Steinschanzen errichten lassen. Von der die Höhe desselben krönenden Schanze drohen 2 Geschütze. Man ist hier schon im Operationsgebiet und muß ständig auf der Hut sein.

Am 22. 11. 04 wurde die kleine, eben erst notdürftig eingerichtete Etappe, zu deren Sicherung eine Batterie bestimmt war, überraschend von Hendrik Witboi mit seiner ganzen Macht angegriffen. Die auf der Weide befindlichen Pferde der Batterie wurden im Morgengrauen von den Hottentotten abgetrieben und die Pferdewache größtenteils erschossen. Die schwache Besatzung, einschließlich des vorhandenen Lazarett- und Magazinpersonals und verstärkt durch eine Anzahl Buren, die sich von ihren Farmen hierher geflüchtet hatten, nahm, so gut es ging, den Kampf mit dem übermächtigen Gegner auf. Schon hatten Hendriks Krieger die das Lager beherrschenden Höhen besetzt und ging dieser mit seinen Leuten zum Angriff vor, als völlig unerwartet der Oberst Deimling mit zwei Kompagnien

und einer Batterie, die in Eilmärschen von Windhuk nach dem Süden rückten, in die Flanke der Hottentotten stieß. In wilder Flucht sausten sie davon, als die ersten Schrapnells und das Feuer der Kompagnie in ihre Reihen schlugen.

Das war wirklich Hilfe in der Not! Ohne Zweifel hätte der zehnfach stärkere Gegner die wenigen Leute der Batterie und die kleine Burenschar erdrückt. Das gefüllte Magazin wäre den gelben Halunken eine willkommene Beute gewesen. In diesem ersten Gefechte sind die Hottentotten das einzige Mal während des ganzen Feldzuges wirklich angreifend gegen uns vorgegangen. Sonst haben sie nur aus dem Hinterhalte oder der Verteidigung gekämpft.

Die Kolonne fährt nach Entladung wieder nach Windhuk zurück. Nach Gibeon gibt es vorläufig noch keine Verbindung. Wir müssen hier liegen bleiben.

Auf der Etappe Kub herrscht reges Leben.

Kommandant ist der energische Rittmeister Helm. Schon um 4 Uhr morgens tritt die Besatzung gefechtsmäßig gerüstet zum ersten Appell an. Derselbe dauert nur einige Minuten, dann geht es an die Arbeit. Immer noch werden Schanzen angelegt und ausgebaut. Aus dem harmlosen Zeltlager ist eine kleine Festung geworden, an der zum zweiten Mal die Hottentotten sich vergebens die Köpfe einrennen würden. Rastlos werden Bruchsteine herbeigeschafft, aus Lehm Steine geformt und gebrannt und schon ist der Bau mehrerer Häuser in Angriff genommen. Der Lagerplatz wird von Felstrümmern und Geröll gereinigt, Straßen werden innerhalb des Lagers gebaut und am Fischrivier sind Brunnen und ordnungsmäßige Viehtränken angelegt worden.

Emsige Tätigkeit macht sich auf jedem Gebiete bemerkbar.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

Nach kurzer Mittagspause wird bis zum Sonnenuntergange weiter gearbeitet. In der Nacht sind die Schanzen teilweise von Bereitschaftsabteilungen besetzt. Die Leute dürfen wohl ruhen, behalten jedoch den Patronengurt um, um sofort gefechtsfähig zu sein. Starke Posten und Patrouillen sorgen außerdem für die nächtliche Sicherheit des Lagers. Daß die Truppe in diesem Lager besonders auf der Hut sein mußte, hatte der 22. November bewiesen.

Wohl hatte Oberst Deimling den Gegner jetzt bei Zwartfontein und Gr. Nabas zersprengt, doch man weiß nie, wann und wo er wieder gesammelt auftreten wird.

Das Feldlazarett Kub hatte nach den Gefechten am Auob reichliche Arbeit erhalten. Mehrere Ochsenwagen mit Verwundeten trafen von dort ein. Die lange Fahrt, ungefähr 100 Kilometer auf den rüttelnden Wagen und schlechten Wegen, muß für die armen Leute besonders qualvoll gewesen sein. Trotzdem waren die Braven größtenteils noch guten Muts. Im Feldlazarett sind sie gut aufgehoben und es geschah alles, um ihnen den Aufenthalt in demselben so angenehm als möglich zu machen. An bester Verpflegung und Getränken wurde nicht gespart. Zwar verfügt das Lazarett als Unterkunftsräume nur über einige Zelte, jedoch sind dieselben mit Sonnensegeln, Lüftungsvorrichtungen und dergleichen reichlich ausgestattet, um allen gesundheitlichen Anforderungen zu genügen.

Ein dem Lazarette gehöriger Dampf-Kondensator sorgt für einwandfreies Trinkwasser des Lazaretts und der Etappe. Mit dem Ausbau des Lagers wird man für das Lazarett in erster Reihe feste Wohnräume schaffen.

An die Häuschen der schon vor dem Aufstande hier ansässigen Buren hat sich das Lager der nach Kub geflüchteten Buren angeschlossen. Einigen dient der noch gerettete Ochsenwagen als Wohnung, andere haben sich Zelte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

und Hütten gebaut. Es mögen wohl ungefähr 30 Familien sein, die hier hausen.

Manchen fehlte das Oberhaupt. Die Männer sind von den Hottentotten erschossen worden, während Frauen und Kinder von den Mördern verschont blieben. Wer Glück gehabt, hat auch noch sein Vieh oder wenigstens einen Teil desselben retten können. Der größte Teil der Männer war nicht im Lager, sondern draußen auf dem Viehposten, um mit dem Gewehr in der Hand die Herden zu bewahren.

Die im allgemeinen sehr bedürfnislosen Buren hatten sich so gut wie möglich hier eingerichtet. Jede Familie besitzt eine reiche Kinderschar. Teilweise war den Buren das schwarze Kaffernpersonal, welches die Herden hütet und den Haushalt besorgt, treu geblieben und hatte ihre Herren auch auf der Flucht nicht im Stiche gelassen, während die angenommenen Hottentotten dagegen sämtlich entlaufen und mit ihren Stämmen in den Orlog (Krieg) gezogen waren. In vielen Fällen sind gerade die eigenen Hottentotten-Diener verräterischer Weise die Mörder ihrer Herren geworden.

Mit der Patrouille über Geitsabis, Seeß-kameelbaum nach Gibeon.

Nach einigen Tagen faulen Wartens in Kub bietet sich uns Gelegenheit, nach Gibeon vorzudringen. Eine von Windhuk eintreffende Patrouille der Feld-Signal-Abteilung hatte den Auftrag, die Heliographen-Stationen zwischen Kub und Gibeon zu komplettieren und von Gibeon aus eine noch zu bestimmende Linie herzustellen. Führer der Patrouille war Lt. v. Plehwe.

Seine Kriegsmacht bestand allerdings nur aus sieben Gewehren. Der Etappen-Kommandant überläßt uns die Wahl, mitzumarschieren oder nicht, denn durch die nach den Gefechten am Auob in allen Richtungen zerstreuten

Hottentotten sei der Weg noch unsicher. Unser Entschluß steht jedoch fest, die Gelegenheit zu benutzen und mit der Patrouille zu reiten.

In der Nähe eines Gebüsches hat letztere ihr Lager aufgeschlagen. Die Reiter liegen neben einer Ochsenkarre, die mit Heliographenmaterial beladen ist. Etwas abseits sitzt der Führer auf einer Konservenkiste, im Begriff, die kurze Feldpfeife mit Plattentabak zu stopfen. In der einen Hand hält er die Pfeife, die andere schneidet mit dem Messer den zähen Tabak. Offizier und Reiter haben schon den Hereroseldzug hinter sich und tragen die Spuren desselben sehr deutlich an sich. Rock und Hosen sind mehr oder weniger zerrissen, die Stiefel bestehen zum großen Teile aus Löchern. Ständig auf dem Marsche, bietet sich nur wenig Gelegenheit zur Ergänzung oder Ausbesserung der Kleidung. Die gebräunten Gesichter ziert ein mehr oder minder schöner Vollbart oder doch wenigstens der Anflug eines solchen.

Der Offizier ist nicht weniger abgerissen wie seine Leute. Auch ihm stecken die Zehen vorne aus den Schuhen heraus. Ein mächtiges, schwarzes Halstuch vertritt die Stelle des weißen Kragens. Der Hut hat längst seine Einfassung, Farbe und Fasson verloren. Nur die Haltung kennzeichnet den Offizier. Abzeichen werden ja im Felde nicht getragen. Als einziges Stück ehemaliger Überkultur ist ihm ein Monocle verblieben, das er zuweilen aus der Hosentasche hervorholt. Wir haben uns später oftmals über den Kontrast gefreut. Der abgerissene Feldsoldat in Südwestafrika und ein — Monocle!

Lt. v. Plehwe freut sich, daß wir mitreiten wollen und heißt uns willkommen. Es sind zwei Gewehre mehr, und die kann man in diesen knappen Zeiten sehr gut gebrauchen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Herr v. Plehve hatte von Windhuk einen englischen Gast mitgebracht, Mr. Brandle, Berichterstatter der in Kapstadt erscheinenden „Captimes“. Dieser hatte die Absicht, sich in das Lager des Oberst Deimling zu begeben. In echt englischer Art und Weise kommt der Zeitungsmann zu einer deutschen Truppe, ohne auch nur ein Wort deutsch reden zu können. Er verlangt, daß man mit ihm englisch spreche. Mr. Brandle ist auch im übrigen eine sehr harmlose Natur. Mit Barmitteln ist er nicht versehen, und Waffen hält er in diesem Lande für überflüssig. Seine Ausrüstung ist auf ein Minimum beschränkt.

Ein Reittier besitzt er auch nicht; die guten Deutschen nehmen ihn schon mit. Selbstverständlich wird trotzdem auch unsererseits die Gastfreundschaft hochgehalten. Er teilt redlich unsere Mahlzeiten und unser Lager.

Am Abend wollen wir abmarschieren. Doch in Afrika kommt es immer anders, wie man denkt. Ein Karrenrad ist zusammengebrochen und muß erst geflickt werden. So setzt sich unsere kleine Abteilung, bestehend aus acht Gewehren, einem englischen Zeitungsmann und einer von zehn Ochsen gezogenen Karre erst in der Frühe des nächsten Tages in Bewegung. Der erste Marsch ist nur kurz. Eine gute Stunde unterhalb Kub durchqueren wir den Fischfluß und lagern uns an den zerstörten Häusern der ehemaligen Station Kuis.

Ein Polizei- und Stationshaus, zwei Wellblechstores von Händlern und etwas abseits, direkt unter den schattigen Bäumen des Fischriviers, eine zerstörte Farm gehörten dieser Station an. Äußerlich sind die erwähnten Gebäude noch ziemlich erhalten. Innen aber ist alles zerstört, ausgeraubt und verbrannt. Zwischen zerschlagenem Geschirr und Flaschen liegen in den Wohnräumen des Stores, unter dessen Veranda wir es uns bequem gemacht haben,

die Kadaver von erschlagenem Kleinvieh, Ziegen und Schafen. Die Leichen der ermordeten Ansiedler waren schon von Patrouillen beerdigt worden.

Auch hier zieht sich am Ufer des Flusses eine wirklich schöne Landschaft hin. Wasser ist reichlich vorhanden. Am späten Nachmittag brechen wir auf. Wir wollen vorsichtshalber nur die dunklen Nachtstunden marschieren und am Tage ruhen. Je weiter wir uns von Kub entfernen, um so mehr Vorsicht ist bei unserer kleinen Macht geboten. Die Ochsen sind in gutem Futterzustande und marschieren flott. Oft geht es mit der leichten Karre im Trabe vorwärts. Es ist erstaunlich, was ein guter, afrikanischer Ochse im Marschieren leisten kann. Nach einem drei- bis vierstündigen Marsche wird eine Stunde geruht, die Ochsen so lange ausgespannt und geweidet, dann wird nochmals ein gleiches Marschpensum bewältigt. Ein solcher Marsch wird ein „Trekk" genannt.

Mitternacht ist lange vorüber, als wir Halt machen. Doch die Ruhepause ist nur von kurzer Dauer. Bei Sonnenaufgang wollen wir an der Wasserstelle sein. In der Nacht haben wir eine beträchtliche Steigung überwunden, die sogenannte Rennhöhe passiert und befinden uns beim Morgengrauen am Fuße eines langgestreckten Gebirgsrückens, auf dessen Höhe vor uns wir die Heliographenstation Pforte sehen.

In der Nähe der Signal-Station liegt Böks Farm, auf welcher wir rasten. Sie ist, wie alle Farmen im Witboi-Land, ausgeraubt und außerdem noch durch Feuer zerstört.

Mit den vorhandenen Wellblechplatten schaffen wir uns auf den Trümmern des Wohnhauses eine schattige Lagerstätte. Wie die Hunnen müssen die Hottentotten hier gehauft haben. Alles, was nicht verbrannt ist, war in Stücke zerschlagen, der Besitzer von dem Raubgesindel ermordet worden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Gegen Abend verließen wir die unheimliche Stätte. Bei einer versuchten Abkürzung der Pad verloren wir die richtige Spur und kamen erst nach stundenlangem Suchen wieder auf den gesuchten Weg. Wir wollten, wenn irgend möglich, heute nacht noch die Wasserstelle Geitsabis erreichen. An derselben befand sich vor dem Aufstande die Werft Samuel Isaaks, des Schwiegersohnes des alten Hendrik Witboi. Geitsabis ist ein bekannter Hottentottenwechsel. Die Wasserstelle wird mit Vorliebe von ihnen bei ihren Zügen von Osten nach Westen und umgekehrt benützt. Eine Stunde vor unserem Ziele sahen wir in der Richtung auf dasselbe Feuer brennen, die nach einiger Zeit erloschen. Es können nur Hottentotten sein. Truppen haben die Strecke Kub-Gibeon seit Beginn des Aufstandes nicht mehr passiert.

Wir machen Halt. Zwei sich freiwillig meldende Reiter und ein mit der Gegend vertrauter, eingeborener Soldat, — ein Khauas-Hottentot — bekommen den Auftrag, vorsichtig die Wasserstelle und die alte Werft Samuel Isaaks zu erkunden. Lautlos reitet die kleine Patrouille ab. Die Ochsen bleiben an der Zugkette gefesselt, den Pferden wird nur der Sattel heruntergenommen. Ein Posten späht scharf aus, und wir übrigen ruhen mit dem Gewehr in der Hand.

Nach 1½ Stunden kommt die Patrouille zurück; die Wasserstelle und die Werft sind frei, verdächtige Anzeichen nicht wahrgenommen worden. Wir bleiben noch eine Weile liegen und brechen dann auf. Sicher sind wir von den Eingeborenen auch bemerkt worden. Während unseres kurzen Haltes stiegen ständig in der nächsten Umgebung des Lagers „Korane" mit ihrem widerlichen Geschrei auf. In der Nacht fliegt der Koran, — ein sehr scheuer Laufvogel — nur auf, wenn er Gefahr wittert. Es mußten also Menschen in der Nähe sein.

Kurz vor Sonnenaufgang kamen wir an die in einer tief eingeschnittenen Schlucht liegenden Wasserstelle. Einige Kaffernhunde kläfften uns an und am Rande der Schlucht bemerkten wir einige Stücke Kleinvieh. Die Sache ist verdächtig! Schleunigst müssen je zwei Reiter die Höhen rechts und links der Schlucht sichern. Richtig, am Wasser finden wir die Spuren einer teilweise berittenen Hottentottenbande, die höchstens eine halbe Stunde vor uns hier mit ihrem Vieh getränkt haben muß. Die Spuren führten weiter in die Schlucht hinein nach Osten zu.

Es steht fest, daß sie unser Kommen bemerkt, aber über unsere Stärke nicht unterrichtet sind. Wir lassen schleunigst Ochsen und Pferde tränken, füllen unsere Wassergefäße und verschwinden so schnell wie möglich aus dem gefährlichen Kessel.

Als wir den südlichen Höhenrand der Schlucht erreichten, atmen wir erleichtert auf. Vor uns liegt die offene Hochfläche. Jetzt konnte die Bande ruhig kommen, genügendes Schußfeld war vorhanden. Wir lagerten uns daher ruhig in nächster Nähe der Schlucht und beschlossen, erst bei Einbruch der Dunkelheit weiter zu trekken. Unsere Leute hatten zwar den sehnlichsten Wunsch, mit dem überlegenen Gegner anzubinden, doch der Führer der Patrouille hielt es für richtiger, erst dem ihm gewordenen Auftrage, die Verbindung der Heliographenlinie herzustellen, nachzukommen, als sich in ein zweckloses, die Erfüllung seines Auftrages vielleicht unmöglich machendes Patrouillengefecht einzulassen. In der Schlucht wären wir selbst von wenigen, gut gedeckten Hottentotten wie die Hasen abgeschossen worden.

Beim Hineingehen in dieselbe hatten wir Gelegenheit, die Kaltblütigkeit unseres Engländers zu bewundern. Während des Wasserschöpfens schlich er sich ohne Waffen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB DFG

und, obwohl er wußte, daß die Sache gefährlich war, nach dem im Hintergrunde weidenden Kleinvieh und trieb zwei Schafe auf uns zu. Wir haben dieselben nicht verschmäht. Zum Mittag gab es für alle eine reichliche Portion Hammelbraten.

Unsere Ruhe wurde nicht gestört. Die Bande hatte uns wohl für stärker gehalten, als wir es wirklich waren. Anscheinend war sie aus der Schlucht, die wir von der Höhe beobachten konnten, abgezogen.

Am Himmel stand einiges Gewölk und drückende Schwüle lag über der Steppe. Um die Mittagszeit war es kaum auszuhalten. Selbst die ausgespannte Zeltbahn, unter der wir lagerten, gewährte nur wenig Schatten. Die erfrischende Regenzeit, die in Windhuk schon Ende Dezember eintrat, will hier nicht beginnen. Die Sonne stand noch ziemlich hoch, als wir zum Weitermarsch aufbrachen. Lieber im Sattel sitzen, als sich in der sengenden Sonnenglut ruhelos auf dem heißen Erdboden herumwälzen.

Von der Höhe, auf der wir gelagert, hatten wir einen weiten Fernblick. Nach Süden senkte sich die grasreiche Steppe. Fern am Horizont, am Fuße der langgestreckten Nunabib-Berge, in deren Höhe wir uns befinden, sah man einige weißgestrichene Gebäude schimmern. Es ist die Farm Seeßkameelbaum, in der wir einen Ruhetag halten wollten. Wir marschierten aber noch gute drei Stunden, ehe wir das schon so lange sichtbare Ziel erreichten. Unser Weg führte an den Gräbern einiger tapferer Reiter vorüber, die auf einem Patrouillenritt in den ersten Aufstandstagen hier gefallen waren. Vorläufig bezeichnete nur ein schlichtes Konservekistenbrett, auf welchem die Namen der Gefallenen geschrieben, und das man an einen Dornbuschast genagelt hatte, die Ruhestätte der Braven.

Es wurde bereits dunkel, als wir uns den Gebäuden der Farm vorsichtig näherten. Die vorausgesandte Patrouille meldete: „Alles frei vom Feinde!" Leider ist auch diese einst sehr stattliche Farm jetzt nur ein Trümmerhaufen. Ausgeraubt und verbrannt, teilt sie das Schicksal so vieler anderen im Lande. Besitzer ist ein Bur De Wet, ein Neffe des aus dem Burenkriege rühmlich bekannten Christian De Wet. Aus Wellblechplatten und den stehengebliebenen Mauerresten schaffen wir uns so gut und schnell als möglich ein regensicheres Dach. Ein Gewitter zog am Himmel herauf, das jeden Augenblick loszubrechen drohte. Unsere Tiere konnten wir glücklicherweise in einem noch unversehrten Kral unterbringen, als auch schon mit sündflutartigem Regen das Unwetter hereinbrach. In einer Stunde hatte es aber ausgetobt. Friedlich schienen wieder Mond und Sterne von dem wolkenlosen, klaren Nachthimmel herab. Eine erquickende, frische, feuchte Luft hatte der Regen gebracht, die Mensch und Vieh mit vollen Zügen einsog.

Erst am Nachmittag des andern Tages marschierten wir weiter. Die Ruhe hatte unseren Tieren nach den beschleunigten Märschen vorher gut getan. Der Staub der Pad war vom Regen gelöscht worden. Es marschierte sich noch einmal so gut. Unser Weg führte jetzt allmählich bergan. Wir kamen in die schon genannten Nunanib-Berge. Nach und nach wird die Steigung stärker. An einzelnen Stellen müssen unsere Ochsen sich tüchtig ins Joch legen, um die Karre hoch zu schleppen. Gerade beim Sonnenuntergang erreichten wir die Paßhöhe.

Ein großartiges Panorama und eine Fernsicht, wie man sie wohl nur hier in der trockenen, dünnen Höhenluft haben kann, bot sich uns von diesem Gebirgssattel. Hinter uns, im Westen, lag die durchzogene Hochebene. Ungehindert schweifte

der Blick bis zu den fernen Zarries-Bergen am Rande der Namib. Die Gedanken wanderten weiter über die Namib, bis an die Ufer des Ozeans. Der rote, glühende Sonnenball war gerade im Begriff, hinter den Zacken des Gebirges zu verschwinden. In satten, tiefblauen, roten und leuchtenden Farben flammte der ganze Horizont. In wenigen Sekunden war aber die Sonne verschwunden. Doch längere Zeit noch erstrahlten die fernen Gebirgskämme in einem leuchtenden Feuergold. — Das in den wunderbarsten Farben spielende Bild zeigte sich so prächtig, daß das Auge sich kaum von demselben losreißen konnte. Eine wahre Farbensymphonie!

Vor uns und tief unter uns sahen wir das Tal des Fischflusses. Nach der Tiefe zu wurde es schon dunkel, die einzelnen Kuppen des Gebirgszuges verschwammen. Im fernen Osten hoben sich jedoch noch, schroff aus der Hochebene springend, die steilen, im Abendsonnenlicht weißaufleuchtenden Wände des Kalkrandes scharf von dem tiefblauen Horizont ab. Der Kalkrand ist der durchweg steil nach Westen abfallende Hang eines von den Karras-Bergen im Süden, sich nördlich bis nach Hoachanas ziehenden Kalkplateaus.

Doch wir müssen weiter. War der Aufstieg schon beschwerlich, so ist der Abstieg von der Höhe für Fahrzeuge nicht ohne Gefahr. Um Mitternacht kommen wir in das reichen Baumwuchs zeigende Tal des Fischflusses. Eine gute Stunde Wegs noch die sandigen Ufer des Flusses entlang und wir sind in Gibeon.

Einige kleinere und größere Häuser um einen weiten Platz herum sind das Bild, das wir zunächst von Gibeon erblicken.

An der Lisiere des Platzes schallt uns ein „Halt, wer da!“ entgegen. Man ist hier auf der Wacht. „Gut Freund!“ erwidern wir schleunigst. Bereitwillig führt uns der Posten zum Tränkbrunnen, den wir zunächst brauchen.

Gierig fallen unsere Pferde über das Wasser her. Der lange, anstrengende Marsch hatte sie durstig gemacht. Neun Stunden waren wir mit kurzen Pausen durchmarschiert.

In der Nähe des Brunnens satteln wir ab, hängen den Gäulen den Freßbeutel mit dem noch vorhandenen Haferresten um und strecken uns ermüdet in den weichen Sand. Der Woilach genügt als Decke. Unsere Karre, der wir vorausgeritten waren, kam erst später nach. Der Triebsand des Riviers hatte sie nur langsam vorwärts kommen lassen. In wenigen Minuten lag auch der Rest unserer ermüdeten Leute neben uns in tiefem Schlummer. Sie durften heute alle ruhig schlafen. Der tapfere Landsturm Gibeons wachte für uns.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

4. Abschnitt.

Kriegsbilder aus Gibeon und dem Hottentottenland.

Etappe Gibeon. — Unsere Reiter auf dem Marsche, — auf Patrouille, — Pferde- und Viehposten-Überfälle, — Überfall eines Wagentransports, — das Hauptquartier in Gibeon, — von unsern Kolonnen, — ein Patrouillengefecht, — von unsern übrigen Verbindungen hinter der Front, — dem Heliographen, — der Feld- und Funkentelegraphie.

Gibeon war eine der ältesten Hottentottenniederlassungen im Nama-Lande. Nach der Unterwerfung Hendrik Witbois im Jahre 1894 wurde demselben nebst seinem Anhang der wasserreiche Platz seitens der Regierung als Wohnsitz angewiesen. Ein Teil des Witboi-Stammes hatte schon lange Jahre zuvor hier gesessen. Auch eine Missionsstation war in Gibeon bereits seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts tätig, lange bevor wir Deutschen an Südwestafrika dachten.

Nach der Niederwerfung der Witbois wurde zu ihrer Überwachung in Gibeon eine schwache Abteilung der Schutztruppe stationiert, welche auf einer den Platz beherrschenden Höhe die kleine Feste erbaute. Gibeon erhielt außerdem ein Bezirksamt, dem das ganze ehemalige Witboiland unterstellt wurde. Vertreter der Regierung war der leider bei Beginn des Aufstandes von den Hottentotten meuchlings erschossene Hauptmann v. Burgsdorf.

Unter dem Schutze der Truppe hatten sich in den letzten Jahren einige Händler in Gibeon niedergelassen.

Die deutsche Ansiedlung war fertig. Nach und nach wurden am Platze ein Dienstwohngebäude für den Bezirksamtmann und eine deutsche Schule gebaut und an die Feste schlossen sich ein kleines Lazarett, einige Magazinbauten und mehrere kleine Wohngebäude für die Polizei, die wenigen Regierungshandwerker und Beamten an. Auch eine Postagentur erhielt Gibeon im Laufe der Zeit.

Die Hottentotten-Werften lagen teils am Ufer des Fischflusses, teils auf einer östlich an den Platz herantretenden Höhe. Hendrik besaß ein modern eingerichtetes, geräumiges Wohnhaus neben der den Hottentotten bezw. der Mission gehörigen Kirche.

Einige Großleute seines Stammes waren ebenfalls im Besitz von kleinen, aus Lehmsteinen erbauten Häusern. Die Werften sollen ziemlich zahlreich bevölkert gewesen sein und vor dem Aufstande über 1000 Einwohner enthalten haben.

In der Nacht zum 5. Oktober 1905, dem Tage des Ausbruchs des Aufstandes, verschwanden plötzlich sämtliche Eingeborene mit Weib und Kind, Hab und Gut aus Gibeon. Sie zogen nach Rietmont, der Sommerresidenz Hendriks, der schon längere Zeit vorher dorthin übersiedelt war. Am nächsten Tage fand der Hauptmann v. Burgsdorf auf dem Wege nach Rietmont meuchlings seinen Tod.

Boten Hendriks hatten ihm eine Kriegserklärung ihres Stammoberhauptes gebracht. Leider wurde der sonst hervorragend wirksame Bezirks-Chef von den Ereignissen völlig überrascht. Niemals hätte er an einen Treubruch des alten Hendrik geglaubt.

Hauptmann v. Burgsdorf steckte die Kriegserklärung Hendriks in die Tasche, er mochte und wollte nicht ernsthaft an den Abfall Hendriks glauben. Seinem Feldwebel Beck vertraute er aber die gefährliche Lage an und befahl ihm Einleitung aller Rettungs- und Verteidigungsmaßnahmen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

falls er von einer beabsichtigten Unterredung mit Hendrik nicht wiederkehren sollte. Mutig und mit Todesverachtung schwang er sich dann auf sein Pferd, um allein zu Hendrik nach Rietmont zu reiten. Durch die Macht seiner Persönlichkeit hoffte er, bei den durch religiöse Fanatiker aufgehetzten Witbois noch alles zum Guten zu wenden. Er wurde leider ein Opfer seiner Pflichttreue und seiner Täuschung.

Noch an demselben Tage wurden im Witboilande zahlreiche deutsche Ansiedler und Buren heimtückisch überfallen und ermordet. Der Hottentottenaufstand hatte blutig begonnen.

Der erste Besuch in Gibeon gilt dem Kommandanten des Platzes. Notdürftig vom Padstaub gereinigt steigen wir den Berg zur Feste hinan. Von den Zinnen des Turmes, der den Mittelpunkt der Feste krönt, weht stolz die deutsche Flagge im Morgenwind. Wie fast alle Militärstationen im Lande, besieht die Feste aus einem Viereck steinerner Gebäude, die zusammenhängend einen inneren Hof umschließen. Die Vorderfront der Feste besitzt eine schattige Veranda. Vor derselben ist ein freundliches Gärtchen angelegt, das jetzt zwar durch die Verteidigungsarbeiten zerstört worden war.

Von der kleinen Besatzung der Station und den hierher geflüchteten Ansiedlern und Buren war fleißig gearbeitet worden. Rings um die Feste waren Schützengräben ausgehoben, Drahtverhaue angelegt und vorgeschobene, für die Verteidigung wichtige Höhen mit Steinschanzen bewehrt worden. Selbst die einzelnen Häuser am Platze waren durch Sandsäcke verbarrikadiert und die Verbindungen zwischen denselben durch Verhaue und Gräben gesichert.

Auch bei einer geringen Anzahl von Verteidigern konnte die Feste, in ihrem jetzigen Verteidigungszustand, dem stärksten Hottentottenangriff getrost entgegensehen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bei Ausbruch des Aufstandes bestand die kleine Besatzung aber nur aus einem Feldwebel und vier Mann. Sofort nach dem Tode des Bezirkshauptmanns v. Burgsdorf übernahm der auf der Station befindliche Feldwebel Beck das Kommando. So weit es ihm möglich war, warnte er die in der Umgebung von Gibeon sitzenden Farmer, nahm die hereinströmenden Flüchtlinge in der Feste auf und reihte sämtliche waffenfähige Männer als Landsturm zur Verteidigung des Platzes ein. In wenigen Stunden verfügte er bereits über 30—40 Gewehre. Dazu kamen noch ein Dutzend gutbewaffneter Buren, die sich von ihren Farmen gerettet hatten. Unermüdlich wurde in den ersten, ernsten Tagen und Wochen an dem Verteidigungszustand der Feste gearbeitet, auch einige schneidig durchgeführte Aufklärungspatrouillen geritten, bei denen es zu blutigen Zusammenstößen mit dem Feinde kam. Nach allen Seiten hatten die Hottentotten die Verbindung Gibeons mit der Außenwelt abgeschnitten. Sogar die Heliographenlinie hatten sie betriebsunfähig gemacht. Die Besatzung einiger Signalstationen war von ihnen niedergemacht, während andere sich noch rechtzeitig retten konnten.

Gibeon anzugreifen haben die Hottentotten aber nicht versucht. Sie fürchteten die sicher eintreffenden, schweren Verluste im Falle eines Angriffs und beobachteten daher den Platz nur aus respektvoller Entfernung.

Einen besonders tiefen Eindruck scheint auf sie die Zerstörung ihrer Kirche und des Hauses von Hendrik in Gibeon gemacht zu haben. Beide Gebäude wurden zu Beginn der Abschneidung Gibeons von der Besatzung aus Verteidigungsrücksichten mittels Dynamit in die Luft gesprengt. Nur ein wüster Trümmerhaufen am Fuße der Feste zeugte noch von der entschwundenen Hottentottenherrlichkeit.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Fast sechs Wochen lang dauerte die Abschließung Gibeons. In den ersten vierzehn Tagen gelang es dem Leutnant d. R. v. Brandt, der von der Regierung als provisorischer Nachfolger v. Burgdorff's bestimmt war, sich mit einer Patrouille nach Gibeon durchzuschlagen und an Stelle des Feldwebels Beck das Kommando zu übernehmen.

Kurz vor Gibeon, bei Seeß Kameelbaum, hatten Hottentotten sich der kleinen Abteilung vorgelegt und überschütteten dieselbe aus dem Hinterhalt mit einem mörderischen Feuer, dem leider drei Reiter an der Spitze zum Opfer fielen. Nach hartnäckigem Gefechte gelang es aber der Patrouille, sich quer durch das Gebirge nach Gibeon einen Weg zu bahnen.

Ein besonders trauriger Tag für Gibeon war es, als die Hottentotten eines Tags einen Zug von ihnen gefangener Frauen und Kinder nach Gibeon hineinschickten, deren Männer und Väter ermordet waren. Herzzerreißend sollen die Szenen gewesen sein, die sich bei der Empfangnahme der Ärmsten, die den Ernährer und all ihr Hab und Gut verloren hatten, abgespielt haben.

Der Kommandant half den Flüchtlingen, so weit es ihm möglich war. Aus den Lagern der am Platze ansässigen Händler wurden die nötige Bekleidung und die sonst zum Leben notwendigen Sachen requiriert und so der Not gesteuert. Die zur Ernährung der Flüchtlinge erforderlichen Lebensmittel wurden vom Regierungsmagazin hergegeben.

Erst Ende November trafen Patrouillen der aus dem Hererolande kommenden Truppen des Oberst Deimling in Gibeon ein. Die Hottentotten zogen sich vor den vormarschierenden Truppen nach dem Auob zurück und Gibeon erhielt wieder Verbindung mit dem Norden der Kolonie.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Auf dem Platz vor der Feste herrschte heute reges Leben. Die berühmte alte Kompagnie Franke, jetzt von dem Oberleutnant Ritter geführt und die Halbbatterie Stuhlmann sind von den schweren Gefechten am Auob zurückgekehrt. In Gibeon wollen sie einige Zeit ruhen, sich komplettieren und dann das westlich Gibeons liegende Hudop-Gebiet, das von den aufständischen Nord-Bethaniern besetzt ist, vom Feinde säubern. Von Keetmannshoop kommend war am Morgen außerdem noch eine starke Patrouille, die der Abteilung Meister Ersatz für die bei Gr. Nabas gefallenen Offiziere bringt, eingetroffen.

Unter der Veranda der Feste sitzen der Kommandant und die Truppen-Offiziere beim Kaffee. Meldung und Vorstellung sind sogleich erledigt. An Stelle des Lt. d. R. v. Brandt war der Lt. d. R. Dr. Gelshorn zum definitiven Nachfolger des Hauptmanns von Burgsdorf ernannt worden und gleichzeitig ihm die Geschäfte als Etappenkommandant seitens des Hauptquartiers übertragen worden. G. war bisher Richter in Windhuk und hatte als Adjutant Leutweins mit Auszeichnung am Herero-Feldzug teilgenommen. Er war ebenfalls erst vor 24 Stunden in Gibeon behufs Übernahme des Kommandos eingetroffen.

Meine Hoffnung, in den Regierungsmagazinen Gibeons noch ausreichende Bestände zu finden, sollte sich leider nicht erfüllen. Nur noch geringe Vorräte an Reis, Kaffee, Mehl und Salz fanden sich in demselben vor.

Die Truppen, die hier zur Erholung hergekommen, müssen sich schon mit der wenig abwechslungsreichen Kost begnügen. Gottlob war aber dafür Schlachtvieh in genügender Menge vorhanden. Die Fleischportionen konnten erheblich heraufgesetzt werden.

In den Stores (Läden) der Händler, die behufs etwaigen Ankaufes von Lebensmitteln abgesucht wurden, fand sich

noch einiger Alkohol. Schleunigst wurde derselbe angekauft, um den braven Truppen wenigstens einige Tage die zustehende Rumportion zu sichern.

Mag man über den Alkoholgenuß denken was man will, hier im Felde ist er ein notwendiges Übel. Der schon über ein Jahr im Felde liegende Reiter verzichtet lieber auf sein Fleisch, als auf seine Rumportion.

Besonders mißlich ist das gänzliche Fehlen von Hafer. Schon seit Monaten sind die Haferbestände der Regierung geräumt. Der Hafernachschub nach dem Süden hatte bis jetzt versagt. — Auch nicht ein Haferkorn war im Magazin vorhanden und das Eintreffen der Verpflegungstransporte von Windhuk oder Kub her noch nicht abzusehen. Die armen Pferde müssen sich wieder einmal lediglich mit der spärlichen Weide begnügen. Daß sie mit einem solchen Futter sich nicht erholen und noch viel weniger etwas leisten können, ist erklärlich.

Die Kompagnie und Batterie setzte sogleich ihre gesamten Fahrzeuge nach Kub in Marsch, um aus dem dortigen Magazin so viel Verpflegung wie möglich heranzuschaffen. Zwar hatte uns Kub geblitzt, daß auch dort Mangel herrsche, doch die Wagen hatten strikten Befehl, nicht ohne Ladung wiederzukommen und eventuell das Eintreffen von Kolonnen in Kub abzuwarten.

Dem Etappen-Kommando und der Feldintendantur in Windhuk wird die vorgefundene Lage ausführlich geblitzt und dringend um Nachschub gebeten. Besonders wichtig sei die Haferzufuhr im Interesse der Gefechtsbereitschaft der Truppen.

Arbeit gibt es genug in Gibeon. Mit der Einrichtung einer Feldschlächterei und dem Bau einer Feldbäckerei wird sofort begonnen. Der Etappenkommandant läßt mit allen verfügbaren Kräften das in der Umgebung Gibeons im

Felde sich herumtreibende Vieh zusammenbringen und richtet auf einem günstigen Weideplatz einen Viehposten für die Etappe ein. In wenigen Tagen sind einige hundert Rinder und mehrere hundert Stück Kleinvieh glücklich zusammengebracht und damit ein Grundstock für den Viehbedarf der Etappe und Truppen gelegt. Teils stammt das Vieh von ermordeten Farmern, teils sind es den Hottentotten entlaufene oder auf der Flucht von ihnen zurückgelassene Stücke, die sie vorher gestohlen haben.

Auch einige Pferde der Etappe befinden sich auf dem eingerichteten Viehposten. Es ist der Rest von ca. 50 Stück guten Reittieren, die sich vor dem Aufstande auf der Station befanden. Die übrigen sind während der Einschließung entweder von den Hottentotten abgetrieben worden, oder durch Entbehrungen eingegangen. Das verbliebene Häuflein war aber so schwach, daß es zum Reiten nicht mehr benutzt werden konnte. Die notwendigen Pferde zum Zusammentreiben des Viehs hatten die Truppen gestellt. Beim Abzug der Truppen war die Etappenbesatzung nicht imstande, auch nur eine Patrouille zu reiten, weil sie kein brauchbares Pferd mehr besaß.

Auf der Feste wird ein Raum als Geschäftszimmer und Wohnung eingeräumt. Der liebenswürdige Kommandant stellt bereitwillig das erforderliche Hilfspersonal, so gut er es eben hat. Die notwendigen Meldungen und Telegramme sind bereits gefertigt, der regelrechte Dienst beginnt.

Aus vorhandenen Kistenbrettern wird von einem handwerkskundigen Reiter die notdürftigste Ausstattung des Raumes bewirkt und mit den geringsten Hilfsmitteln entsteht ein Schreibtisch, Stühle, Aktenregal und andere mehr oder weniger nützliche Möbel, welche unseren bescheidenen Feldansprüchen völlig genügen. Konservenkisten bezw. deren Bretter waren immer ein gefragter und begehrter Artikel

in Südwestafrika, denn das Holz der heimischen, eisenharten Dornbäume läßt sich kaum spalten, viel weniger noch zu Brettern oder dergleichen verarbeiten.

Die im Koffer verpackten erlassenen Bestimmungen und das erforderliche Schreibmaterial werden hervorgeholt, Listen, Bücher und Akten angelegt. So weit wäre alles ohne Schwierigkeiten eingerichtet und eingeleitet, wann aber werden die ersten Kolonnen mit der nötigen Füllung eintreffen?" — —

Der Geburtstag des obersten Kriegsherrn wurde auch in Gibeon trotz des Aufstandes nicht vergessen, sondern würdig gefeiert. Von der Station und dem Regierungsgebäude flatterten am Morgen des 27. Januar stolz die Reichsflaggen, auch die wenigen Häuser des Platzes hatten zur Feier des Tages sich mit der Heimatsflagge geschmückt. Auf dem freien Platze vor der Feste versammelten sich in den Morgenstunden die Halbbatterie Stuhlmann und die Offiziere und Mannschaften der Etappe. Oberleutnant St., als ältester anwesender Offizier, hielt eine der Bedeutung des Tages entsprechende kernige Ansprache. „Daß unsere Treue zum Kaiser eine wirkliche und feste sei, hätten wir bewiesen, und was die Zukunft auch bringen möge, diese Treue würde die gleiche bleiben," waren der Kernpunkt seiner in solcher Lage besonders eindringlichen Worte. Ein donnerndes Hurra, das von der Feste weithin in das bisherige Hottentottenland hineinschallte, besiegelte den Schluß seiner Rede.

Nach alter, deutscher Sitte vergißt man bei einem solchen Fest auch nicht seinen Herrgott, ganz besonders aber im Felde nicht. Feierlich riefen die Töne eines Glöckleins, das bei der Sprengung der Hottentottenkirche gerettet worden war und nun seinen Platz an der Feste erhalten hatte, zum Feldgottesdienst.

Der für die Truppe immer dienstbereite Missionar Berger hatte denselben übernommen. Am Ufer des Fischflusses, unter dem Schatten blühender Dornbäume, fand die würdige Feier statt. Die Stelle des Altars vertrat ein Tisch, bedeckt mit einer Missionsflagge, — die den Ölzweig bringende Taube auf blauem Grund, — welche den Hottentotten durch die Halbbatterie Stuhlmann im Gefecht bei Uibis abgenommen worden war. Auch von den Ansiedlern des Platzes hatte sich ein großer Teil zur Feier eingefunden.

Kurz und bündig war die Predigt des braven Missionars. Er selbst und ein Teil der anwesenden Ansiedler hatten die ersten blutigen Tage des Aufstandes persönlich erlebt und so mancher unter ihnen hatte sein Leben nur mit knapper Not retten können. Um so größer war die Freude, als die ersten Truppen nahten und sie aus ihrer wenig hoffnungsvollen Lage befreiten. Dankbar gedachten sie heute ihres Kaisers, der sofort für die Hinaussendung einer kräftigen, starken Truppe eingetreten war, um den bedrängten deutschen Landsleuten im Norden und Süden unserer Kolonie wirksame Hilfe zu bringen. Einige der nach Gibeon geflüchteten Buren waren ebenfalls zum Gottesdienst gekommen und folgten andächtig der Feier, so gut sie die deutsche Sprache verstanden. Diese einfache, aber ernste und würdige Feier des Geburtstages Sr. Majestät auf der kleinen, weltfern entlegenen Station, inmitten des in blutigem Aufstand befindlichen Hottentottenlandes, wird den Teilnehmern wohl noch lange Zeit erinnerlich bleiben. Selbstverständlich ruhte heute die Arbeit, und das Kriegshandwerk war soweit als angängig eingeschränkt worden. Am Abend fand für alle Truppen noch eine kleine Festlichkeit statt, zu der auch die Ansiedler und Flüchtlinge Gibeons eingeladen waren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Für das leibliche Wohl war nach besten Kräften gesorgt worden. Der Etappenarzt Dr. Wünn, ein sportsgeübter Weidmann und Fischer, hatte mit Hilfe des landeskundigen Missionars Berger an einigen passenden Wasserstellen des Fischflusses einen reichen Fischzug getan. — Zwei Säcke voll Fische waren erbeutet worden, fast ausschließlich stattliche Exemplare einer unserer heimischen ähnelnden Welsart.

Klingt es nicht eigenartig in diesem, sonst so wenig fließendes Wasser führendem Lande? Von kundigen Händen waren die Fische sauber zubereitet und angerichtet worden. So mancher Reiter, der das Gebiet des Fischflusses noch nicht kannte, dafür aber im Laufe des Feldzuges furchtbare Durststrecken kennen gelernt hatte, staunte heute ob des seltenen Mahles. Ebenso selten und wohl einzig bisher auf dem Kriegspfad waren die schönen frischen Blut- und Leberwürste, die zur Feier des Tages aufgetischt wurden.

Dem Magazin war es gelungen, von den am Platz ansässigen Ansiedlern einige recht stattliche Schweine-Exemplare aufzukaufen, die zur besonderen Freude unserer braven Reiter zu Wurst verarbeitet wurden.

Frische Wurst hatten sie alle nicht mehr seit dem Betreten des Landes gesehen. Der ihnen gebotene seltene Genuß wurde daher um so höher geschätzt. Leider war aber, das zur Hebung und Vervollständigung jeder Feier nach deutscher Art erforderliche Bier, nicht vorhanden. Selbst für schweres Geld war hier solches nicht zu bekommen. In Ermangelung dessen wurde unter Zuhilfenahme des noch aufgetriebenen Alkohols Punsch von Rum, Arrak, Kaptop und Brandy gebraut, der sowohl warm wie kalt getrunken werden konnte. Für Feinschmecker war das Getränk allerdings nicht berechnet; unsern nicht verwöhnten Reitern, die oft wochenlang infolge mangelnder Zufuhr auf die ihnen

zuständige Rumportion verzichten mußten, mundete er aber köstlich.

Bei sinkender Sonne nahmen Truppen und Ansiedler an den improvisierten Tischen, in der Nähe der am Fuße der Feste gelegenen Wohnhäuser, Platz. Auch die Buren waren zahlreich erschienen. Der kaiserliche Bezirksamtmann und gleichzeitige Etappenkommandant, Lt. d. R. Gelshorn, begrüßte alle Erschienenen herzlich. Seine kurze, gediegene Ansprache gipfelte in der Hoffnung, auf ein gedeihliches Zusammenarbeiten der Deutschen und Buren, im Interesse der Kolonie und des Reichs und auf eine baldige Niederwerfung des uns noch umgebenden Feindes. In das kräftige Hurra, in das auch die Buren einstimmten, krachte das Getöse einiger von der Feste geschleuderten Bomben, deren Echo von den Bergen des Fischflusses vielfältig widerhallte.

Bei Beginn des Aufstandes hatte die kleine Besatzung der Station, in Ermangelung von Geschützen, mit erfinderischem Geiste eine Anzahl gefährlicher Wurfgranaten oder Bomben hergestellt, die etwa anstürmenden Hottentotten auf die Schädel geworfen werden sollten. Größere und kleinere, leere Konservenbüchsen wurden mit Pulver, Dynamit und Blei gefüllt, und mit Schwefelfäden zur Zündung dieser gefährlichen Werkzeuge versehen.

Nachdem nunmehr die Gefahr eines etwaigen Hottentottensturmes vorüber und auch bereits Positionsgeschütze für die Feste von Windhuk in Anmarsch waren, war es das richtigste, sich der noch vorhandenen, selbstfabrizierten Bomben so bald wie möglich zu entledigen. Durch Unvorsichtigkeit konnten sie die Besatzung früher wie den Feind gefährden. Im Laufe des Abends flog dann noch manche Bombe von der Feste herunter, in den Felsen am Hange des Berges metertiefe Löcher reißend.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Zum Schlusse der Festlichkeit ließen es sich die schon in so manchen Gefechten erprobten Reiter nicht nehmen, auch das Tanzbein zu schwingen und die anwesenden Damen der Ansiedler kunstgerecht zum Tanze zu führen. Auch manch Burenmägdelein, das scheu und neugierig dem Treiben der deutscher Reiter zuschaute, wurde in den wirbelnden Kreis mit hineingezogen.

Es war schon ziemlich spät, als die letzten Reiter nach beendeter Feier ihr Lager aufsuchten. Der heutige Tag, mit allen hier besonders hoch einzuschätzenden Genüssen, war der Truppe, die schon fast neun Monate im Felde stand, wohl zu gönnen.

Auch die in der Nähe auf ihrem Pferdeposten lagernde 2. Kompagnie, die alte Kompagnie Franke, war nicht vergessen worden. Sie hatte den ihr gebührenden Anteil frischer Wurst und auch ein ganzes, schweres Schwein zum Schlachten erhalten. Obwohl es ein nicht mehr ganz junger Eber war, versicherte doch die Kompagnie, niemals einen so schönen Schweinebraten wie am 27. Januar 1905 gegessen zu haben.

Unsere Reiter auf dem Marsche.

5. Februar. Von Keetmannshoop kommend, trifft die 10. Kompagnie des 2. F.-R. heute hier ein. Der Himmel hängt voll schweren Gewölks, die Höhen der Fischflußberge haben sich in einen Nebelschleier gehüllt. Es regnet auch heute noch, zwar nicht stark, aber immerhin noch genügend, um beim Aufenthalt im Freien bis auf die Knochen naß zu werden. Die Luft ist warm, feucht und schwül. Die seit acht Tagen eingesetzte Regenzeit scheint es wirklich ernst zu nehmen.

Bei diesem Wetter ist die arme Kompagnie sechs Tage und Nächte unterwegs. Es ist zwar auch kein Genuß bei

anhaltender, sengender Hitze, besonders in den heißen Monaten der Trockenzeit ständig auf der Pad zu liegen, aber trocken zu marschieren und zu kampieren ist doch besser, als wenn auf dem Marsche und im Lager der Himmel ununterbrochen seine Schleusen öffnet. Kein trockener Faden am Leibe, kein trockenes Plätzchen ist beim Halten zu finden. Die mitgeführte Zeltbahn pro Kopf genügt gerade, um sie beim Schlafen über die wollene Decke zu breiten, damit diese vor dem Regen geschützt wird.

Zum Bau von Zelten hat man auf dem Marsche keine Zeit. In der stickigen Luft unter denselben würde es auch kein Mensch aushalten können.

Pudelnaß rückt die Kompagnie ein. Der immer noch strömende Regen hat sie arg mitgenommen. Besonders den armen Gäulen ist es schlecht gegangen. In Keetmannshoop gab es in den letzten Tagen keinen Hafer mehr. Er war ausgegangen. Die Kolonnen von der Lüderitzbucht versagten in der trostlosen Durst- und Dünenstrecke von 120 Kilometer Breite, die sich bis zur Wasserstelle Kubub, der ersten auf dem Wege nach Keetmannshoop, erstreckt. Wagen und Tiere bleiben im Sande liegen und gehen elend verloren. **Daß für den Wert der bereits und künftig noch weiter zugrunde gehenden Fahrzeuge und Tiere eine Bahn gebaut sein könnte, will leider unserm Reichstag nicht einleuchten.**

Kein Hafer und nur wenig Gras, dafür um so größere Anstrengungen, das hält selbst ein Pferd nicht aus! — Infolge des Regens verfault das bisher auf dem Halm gestandene trockene Gras. Das junge Grün kommt zwar verhältnismäßig schnell hervor, doch ist es den Pferden in der Übergangszeit wenig bekömmlich.

Vierzig Pferde hatte die Kompagnie auf dem Marsche verloren. Teils sind sie an Entkräftung, teils an der beim

Beginn der Regenzeit immer auftretenden Pferdesterbe eingegangen. Ein großer Teil der übrigen Pferde ist marschunfähig und weitere erhebliche Abgänge sind zu erwarten. Die meisten Leute der Kompagnie führen ihr Rößlein am Zügel. Nicht wenige müssen überhaupt zu Fuß laufen, weil sie keinen Gaul mehr haben.

Ein trostloses Bild! So geht es um diese Zeit nicht nur dieser einen Kompagnie, sondern auch andere, der im Süden im Felde liegenden Truppen, kämpfen mit gleichen Widerwärtigkeiten.

Leider kann man der Kompagnie und ihren armen Gäulen nicht helfen. Kein Körnchen Hafer ist im Magazin zu finden. Auch in unserer nächst benachbarten Etappe Kub (nur 120 Kilometer entfernt) sind die Magazine leer.

Immer das alte Lied: „Hätten wir doch Eisenbahnen im Lande!"

Nachschub ist schon und wird wieder dringend angefordert. Aber dadurch kommen die Kolonnen doch nicht schneller heran; jedes Ding erfordert in Afrika Zeit und nochmals Zeit.

Die Leute der Kompagnie sind trotz bösem Spiel munter und frisch. Der Mensch hält mehr aus, wie jedes Tier. Wir haben uns von dieser Wahrheit oft genug überzeugen können. Es ist bei dem anhaltenden Regen ein Trost für die Kompagnie, daß sie hier in bedeckten Räumen unterkommen kann. Die noch übrigen Pferde sind ca. sechs Kilometer von der Station entfernt auf einen Weideposten geschickt worden. Ein Zug der Kompagnie muß mit hinaus und die Tiere sichern.

Der Führer der Kompagnie hatte vom Hauptquartier den Befehl erhalten, im Verein mit der hier noch lagernden 2. Kompagnie F.-R. 1 und der Halbbatterie Stahlmann, so schnell wie möglich in den Hudop zu marschieren

und das Gebiet desselben von den dort herumstreifenden Hottentotten — zirka 300 Gewehre — gründlich zu säubern. Der Hudop ist ein tief eingeschnittenes, an Schluchten und steilen Hängen reiches Rivier, das von den westlich Gibeons liegenden Zarries-Bergen kommt und sich nicht weit von Gibeon in den Leberfluß, einen Nebenfluß des großen Fischflusses, ergießt.

Ohne Pferde, Verpflegung und genügende Ausrüstung, an welchen drei Artikeln es durchweg mangelt, ist aber nichts zu machen. Die Truppe muß zunächst die eintreffenden Ergänzungen abwarten. Der strömende Regen läßt außerdem einen Vormarsch nicht ratsam erscheinen. Die bisher trockenen, sandigen Flußbette sind in reißende Ströme verwandelt, deren Durchquerung zur Zeit ziemlich ausgeschlossen ist.

Endlich, nach vierzehn Tagen, treffen unsere sehnlichst erwarteten Ochsenwagen aus Kub ein. In dem durch die anhaltenden Regengüsse durchweichten Boden sind sie nur mühsam vorwärts gekommen. Haben ihnen von der Station frische Ochsen entgegen senden müssen, um die letzte Strecke Wegs bewältigen zu können. Es ist zwar nicht viel, was uns die Kolonne bringt, reicht aber gerade aus, um die nun schleunigst in Marsch zu setzende Abteilung Zwehl auf vierzehn Tage zu verproviantieren. Die größte Freude der Truppe war der seit langer Zeit nicht mehr gesehene Hafer für die Pferde.

Oberst Deimling hat in weiser Voraussicht für den Marsch der Abteilung einen Ochsenwagen mit Artillerie-Munition geschickt, die hier auch auszugehen drohte.

Durch den Heliographen blitzt er dem Führer, nun in aller Ruhe den Vormarsch anzutreten und wünscht gründliche Arbeit, Glück und Sieg.

Am nächsten Tage setzt sich die Abteilung in Marsch. An der Spitze reitet die in 21 Gefechten bewährte alte Kompagnie Franke, jetzt Ritter. Die Kompagnie sieht gut aus. Durch langjährige Erfahrung in Krieg- und Friedenszeiten in der Kolonie hat sie es verstanden, auch in der letzten, haferlosen Zeit ihre Pferde in leidlichem Zustande zu erhalten. Auch die Pferdesterbe ist mit geringer Einbuße günstig vorübergegangen.

Die 10. Kompagnie hat leider immer noch keinen Ersatz von Pferden erhalten können. Trotzdem von den wenigen Tieren der Etappe der letzte Schwanz in die Kompagnie gesteckt worden ist, hat dieselbe nur einen Zug Berittener. Alles übrige läuft zu Fuß. Was das bei dem mit Steinen übersäten Gelände, der brennenden Sonne und der dünnen Höhenluft heißen will, kann eigentlich nur der verstehen, der in diesem Lande zu weiten Fußmärschen gezwungen worden ist.

Als dritte im Bunde marschiert die Batterie. Sie bietet einen besonders eigenartigen Anblick. Jedes Geschütz ist mit 20 Ochsen bespannt, die angefeuert durch die langen Peitschen der Treiber munter vorwärts kommen. Ursprünglich waren die Geschütze mit Maultieren bespannt. Ein Teil derselben ist den Anstrengungen erlegen und eingegangen. Ersatz ist nicht gleich zur Hand gewesen, und so hat man sich dann mit Trekkochsen geholfen, die leichter aufzutreiben waren.

Die in diesem Lande so unentbehrlichen und sich immer wieder als bestes Transporttier erweisenden Ochsen, haben auch als Geschützbespannung sich durchaus bewährt. Sie marschieren zwar nicht so schnell wie die Maultiere. Im Dünensand des Auob, während der schweren Gefechte anfangs Januar, haben sie jedoch die Batterie nicht im Stich gelassen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und die helfenden Geschütze an solchen Stellen vorgebracht, wo Pferd und Maultier versagten.

Die langen Ochsenreihen, die schwarzen zerlumpten Treiber, das betäubende Geschrei derselben und das Knallen der riesenhaften Peitschen sind zwar kein militärisches, dafür aber ein echt südwestafrikanisches Kriegsbild.

Hinter den Geschützen reitet die Bedienung. Ein Reiter hat ein Maultier, der andere ein Pferd. Zum Schlusse folgt der Troß mit dem notwendigen Proviant, Hafer und der Munition. An Gepäck wird für jeden Offizier höchstens ein kleiner Blechkoffer mitgeführt. Schwer beladene Ochsenwagen wechseln mit leichten, zweirädrigen Maultier- oder Eselkarren in bunter Reihe ab. Eine mächtige Staubwolke entzieht die Kolonne unseren Blicken, sie in einen dichten, fortschreitenden Schleier hüllend. — Wer wird bei der Wiederkunft von den braven Gesellen fehlen?

Dreiundzwanzigster Februar. An Abwechslung fehlt es hier nicht. Kaum ist die Abteilung Zwehl abmarschiert, so trifft heute vom Auob kommend, die zweite Gebirgsbatterie ein, die nach Keetmannshoop beordert ist, um mit den Truppen des Oberst Deimling in die Karrasberge gegen unsern verschmitzten Freund Morenga zu ziehen. Die kleinen, mit Maultieren bespannten Gebirgsgeschütze werden in der Regel auf dem Marsche gefahren, sie lassen sich aber auch auseinander nehmen und auf die Bespannungstiere verpacken. Klein und winzig aussehend, können sie doch tüchtig beißen. Besonders in den wilden Karrasbergen ist ein Vorwärtskommen anderer Geschütze wohl nicht immer möglich.

Die Batterie hat auf ihrem Marsche nach hier an Überfluß gerade nicht gelitten. Verpflegt war sie bis zum 15. d. M. — heute ist der 23. — also hat sie acht Tage keinen Proviant mehr gehabt. Auf der Etappe Stamp-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

rietfontein, wo sie Verpflegung zu finden hoffte, waren Bestände nicht mehr vorhanden. Sie mußte ihre Wagen bis nach dem entfernten Kub senden und versuchen, so schnell wie möglich Gibeon zu erreichen, sich während der Zeit mit etwas erspartem Proviant, so gut oder schlecht es eben ging, durchschlagend. Der Patronengurt mußte wieder einmal recht enge geschnallt werden.

Glücklicherweise treffen zu derselben Stunde einige für das Magazin bestimmte Ochsenwagen mit Verpflegung aus Kub ein. Den Leuten können wir helfen, auch für ihr Weiterkommen bis Keetmannshoop gewissenhaft sorgen.

Auf ein bezügliches Telegramm, das die Etappe über das Eintreffen der Batterie an das Kommando in Windhuk richtete, erfolgt die telegraphische Anfrage bei der Batterie, „von was sie denn in der Zeit vom 15. bis zum 23. Februar gelebt hätte?" — „Von einem gesparten Sack Graupen und einigem Beutevieh," war die kurze, die Verhältnisse bezeichnende Antwort des Batterieführers.

Von der Batterie fehlt noch eine starke Offizierspatrouille. Durch plötzlichen Regenfall scheu geworden, war ein Teil der Pferde der Batterie in wilder Flucht von dem Weideplatze der Truppe, während einer Marschrast davongesprengt. Eine undankbare Aufgabe, den Spuren der flüchtigen Tiere in dem wilden Gelände zu folgen. Es dauert oft tagelang, ehe man die erschreckte Schar wiederfindet und muß von Glück begünstigt sein, will man sie vollzählig zurückbringen.

Sechsundzwanzigster Februar 1905. Die Gebirgsbatterie hat sich zwei Tage bei uns erholen können. Ihre Wagen sind aus Kub herangekommen und auch die zurückgebliebene Patrouille ist mit fast allen der entflohenen Tiere wiedergekehrt. Gleich nach ihrem Abmarsch zieht die 2. Maschinen-Gewehrabteilung in Gibeon ein.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Diese war bisher im Hererolande tätig gewesen, hatte den ganzen Hererofeldzug hinter sich und marschiert nun, von Windhuk kommend, ebenfalls nach Keetmannshoop, um die Truppen des Oberst Deimling zu verstärken.

Man sieht es der Abteilung an, daß sie aus unserer Haupt-Etappe kommt. Der Mannschafts- und Pferdebestand ist vollzählig ergänzt. Sämtliche Zug- und Reittiere befinden sich in bestem Zustande. Die Leute sind neu bekleidet und ausgerüstet, Gepäck und Verpflegungsfahrzeuge sind gefüllt.

Gut, daß die Abteilung Zwehl schon abmarschiert ist, sie hätten mit Neid auf ihre so gut versorgten Kameraden von der anderen Waffe schauen können.

Zu meinem Erstaunen erblickte ich einen kleinen Zahlmeister bei der Abteilung, den ich in Windhuk als Rekonvaleszent nach schwerem Typhus kennen gelernt hatte. Blutige Ruhr und Skorbut hatte er im Herero-Feldzug kaum vorher überstanden. Heute marschierte er schon wieder mit seiner Abteilung auf einem neuen Kriegspfade. Auf die Bemerkung, daß er doch noch recht krank aussehe, antwortete er: „Ich bin zwar noch nicht ganz gesund, aber ich will meinen Führer nicht im Stiche lassen, er ist immer gut zu mir.“ — Deutsche Pflichttreue bis zum Tode! — Die Maschinengewehr-Abteilung verläßt uns bereits am nächsten Morgen, um so schnell als möglich ihren Bestimmungsort zu erreichen.

Auf Patrouille.

Achtundzwanzigster Februar. Die Etappe bekommt vom Hauptquartier den Befehl, eine gut berittene Patrouille der Abteilung Zwehl, von der man einige Tage nichts wieder gehört hatte, behufs Überbringung eines Auftrags nachzusenden. Leider hat aber die Etappe kaum noch ein

brauchbares Pferd. An Leuten mangelt es ebenso. Was hier von den Truppen zurückgelassen worden ist, ist mehr oder weniger krank oder dienstunfähig. Die noch im Dienste der Etappe befindlichen Landwehr- oder Landsturmleute, seit Beginn des Hottentottenaufstandes einberufene Ansiedler oder Regierungsangestellte, sind größtenteils alle Familienväter, die man von derartigen Patrouillen nach Möglichkeit verschont.

Ein alter Schutztruppengefreiter und ein einberufener Landsturmreiter, seines Zeichens Ingenieur von der Fischflußexpedition, die sich freiwillig zu dem befohlenen Patrouillenritt melden, ersparen die Auswahl. Mehr Leute können wir auch nicht gebrauchen, da nur noch zwei einigermaßen brauchbare Pferde aufzutreiben sind. Beide Reiter sind im Hudopgelände bekannt und werden, als alte Afrikaner, es nicht an der nötigen Vorsicht fehlen lassen. In der Dunkelheit reiten sie ab. —

Fünfter März 1905. Die braven Leute haben leider ihr Ziel nicht erreicht. Von der nächsten Heliographenstation kommt die Trauerkunde, daß die Patrouille in einen Hinterhalt geraten und von den Hottentotten abgeschossen worden ist. Der Landsturmreiter Lang ist tödlich getroffen gefallen, der Gefreite Wilke, obwohl durch vier Schüsse verwundet, ist entkommen und hat sich nach der Station gerettet.

Allgemeine Teilnahme erweckte die Botschaft auf der Etappe, besonders unter den Ansiedlern des Platzes, die dem nun den Heldentod gestorbenen, ehrenwerten Ingenieur Lang, persönlich nahestanden. Trauernd um den toten Kameraden senkte sich die Flagge der Feste auf Halbmast.

Der schwerverwundete Gefreite Wilke wurde von der Heliographenstation abgeholt und in unser Lazarett aufgenommen, in dem ihm die beste Behandlung zu teil wird,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dem Ärmsten ist der Mittelfinger der rechten Hand abgeschossen worden, einen Schulterschuß, einen Brustschuß und einen Streifschuß über den Rücken hat er außerdem noch erhalten.

Nach seiner Aussage hatten die beiden Reiter, als sie im Morgengrauen des zweiten Tages der gefundenen Spur der Abteilung Zwehl folgten, plötzlich aus einem dichten Gebüsch überraschendes Feuer erhalten. Ingenieur Lang fiel sofort tödlich getroffen vom Pferde, während das Pferd des Gefreiten Wilke unter seinem Reiter zusammenstürzte.

Es gelang dem letzteren aber, hinter seinem erschossenen Pferde Deckung zu nehmen und das Feuer der noch im Hinterhalte liegenden Bande zu erwidern. Ein feindlicher Schuß zerschmetterte jedoch das Schloß seines Gewehres und reißt ihm den Mittelfinger der rechten Hand weg. Er kann nicht weiterfeuern, das Gewehr ist unbrauchbar geworden.

Ein weiterer Kugelregen durchsiebt den toten Gaul, hinter dem er liegt. Er rührt sich jedoch nicht. Die Hottentotten, die nach der Verstummung seines Feuers annahmen, der Reiter sei tot, kommen vorsichtig aus ihrer Deckung heraus und nähern sich ihrer sicheren Beute.

Da hebt Wilke plötzlich sein zerschossenes Gewehr über den Pferderücken, als ob er feuern wollte. In panischem Schrecken stürzt die feige Bande zurück. Den Moment benutzt Wilke und rennt, so schnell ihn seine Füße tragen können, im Zickzacklauf nach dem in der Nähe befindlichen zerrissenen Hudopflußbett, umsaust von den ihn verfolgenden Hottentottengeschossen.

In dem wilden Fels- und Buschlabyrinth findet er vorläufig Deckung. Den ganzen Tag wird er ruhelos von der Bande, die immer wieder seine Fährte aufzuspüren weiß, weiter gehetzt. Verschiedene Male fegt noch ein Kugel-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

regen hinter ihm her, glücklich entgeht er jedoch seinen Verfolgern. In der Nacht passiert er eine schlafende Hottentottenwerft, die er mit Gefahr seines Lebens durchkreuzt, um zu der Wasserstelle zu gelangen, an welcher er seine im Wundfieber brennenden Lippen kühlen kann. Verschiedentlich läuft er hierbei Gefahr, auf einen der auf dem Boden liegenden braunen Schläfer zu treten und dadurch in die Gewalt der Bande zu fallen.

Erst gegen Abend des zweiten Tages erreicht er die rettende Heliographenstation, nachdem er beinahe nochmals in die Hände der gelben Halunken gefallen wäre.

Seelisch und physisch völlig erschöpft, brach der grausam gehetzte Reiter an der Schwelle der Station zusammen. Nach Angabe des Arztes wird der Brave in nicht allzulanger Zeit glücklicherweise wieder hergestellt werden können. Seine Wunden sind zwar schwer, aber nicht besorgniserregend.

Sechster März 1905. Als Trost über den Verlust unserer Patrouille läuft folgendes erfreuliche Telegramm von der gesuchten Abteilung Zwehl ein:

„Abteilung überfiel am 1. März bei Nuams nach Südwesten abziehende Hottentotten. Feind floh unter Zurücklassung sämtlichen Hab und Guts. Erbeutet drei Ochsenwagen, 250 Stück Großvieh, 400 Stück Kleinvieh, 20 Pferde.“ Kurz darauf ein zweites Heliogramm: „Griff am 2. März nachmittags etwa 100 Witbois und Bastards in Hudop an. Feind floh nach allen Richtungen. Vier

Anmerkung: Zwar wurde der arme Wilke von seinen Wunden geheilt, die nervenzerreißenden Aufregungen hatten ihn jedoch derartig mitgenommen, daß er in Tobsucht verfiel. Er ist später dem Feldlazarett Kub überwiesen worden und soll dort nach längerer Zeit wieder einigermaßen geheilt worden sein.

Tote gefunden, vier Wagen, drei Karren erbeutet. Diesseits keine Verluste. Nach Aussagen von Gefangenen wollen Witbois in Hudop auf Hendrik warten. Überall große Banden. Ich folge, so lange Proviant reicht, den Spuren nach. Gelände überaus schwierig. Fast sämtliche Pferde und Ochsen Fußweh. Mannschaften zerrissenes Schuhzeug. Am Abend frische Leiche eines Weißen und zwei Pferdekadaver, anscheinend eine Patrouille aus Gibeon, gefunden." —

Ja, das war der arme Lang und die Pferde unserer Patrouille!

Etappendienst, Pferde- und Viehposten-Überfälle.

Der schon lang erwartete Ersatz an Mannschaften und Pferden für die Gibeoner Truppen trifft gegen Abend unversehrt ein. Fünfzig Mann, 70 Pferde und Maultiere für die Truppen und zwei Schnellfeuergeschütze nebst Eselbespannung für die Etappe. Der Ersatz war in noch größerer Stärke von Windhuk abmarschiert. Unterwegs hatte aber eine Kompagnie, der es an Leuten und Pferden mangelte, kurzerhand einen Teil der Ersatzleute und Pferde an sich genommen.

Noch eine unangenehme Botschaft. Von dem Viehposten der Kompagnie Ritter, die ihre schonungsbedürftigen Pferde und einen Teil ihrer Wagen und Ochsen in der Nähe Gibeons zurückgelassen hatte, sind 14 Ochsen durch Hottentotten abgetrieben worden. Der Unteroffizier des Postens ist mit zwei Reitern den Spuren der Räuber gefolgt.

Kaum haben die gelben Halunken den Abmarsch unserer Truppen bemerkt, so wagen sie sich schon mit größter Frechheit bis in die Nähe der Station.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Siebenter März 1905. Der pflichttreue Unteroffizier ist den Spuren seiner Ochsen und der Hottentotten 30 Kilometer weit nach Osten nachgeritten. In einer Schlucht des Kalkrandes stieß er plötzlich auf eine Hottentottenwerft, bei welcher 40—45 gut bewaffnete und berittene Hottentotten lagerten. Seine gestohlenen Ochsen weideten friedlich in der Nähe der Werft.

Nur unter großer Vorsicht gelang es dem Unteroffizier, unbemerkt mit seinen Reitern nach Gibeon zurückzukehren.

Der Etappenkommandant rafft sofort alle verfügbaren Gewehre der Etappe zusammen. Der eingetroffene Ersatz kommt uns zu statten. Mit 45 Gewehren und zwei Geschützen marschiert die kleine Kriegsmacht in der Abenddämmerung ab, um die feindliche Werft zu nehmen. Viel Glück! Ein Händedruck, Reiter und Geschütze verschwinden in der Dunkelheit. —

Die Vertretung des Kommandanten übernimmt der an Malaria schwer erkrankte Oberleutnant Stuhlmann, der infolge seiner Erkrankung an der Hudop-Expedition nicht teilnehmen konnte. Trotzdem er zu Bett liegen soll und mit einem Fieber von 39 bis 40 Grad behaftet ist, läßt er es sich nicht nehmen, persönlich die Anordnungen über die Sicherheit des Platzes zu treffen und zu überwachen.

Unsere Etappe ist durch den Abmarsch des Kommandanten fast völlig entblößt. Die am Platze befindlichen Weißen müssen beim Wachtdienst aushelfen. Es ist ganz einerlei, ob sie sich in irgend einem militärischen Verhältnis befinden, oder nicht. Bereitwilligst muß anerkannt werden, daß in solchen Lagen die Ansiedler, auch Buren, ohne Säumen die Waffe in die Hand nahmen und den militärischen Anordnungen Folge leisteten. Handelte es sich doch stets um die Sicherheit aller.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Ordnungsmäßig treten die wenigen Reiter und die Bürger des Platzes vor der Feste an, die Wachen werden eingeteilt, und gemeinsam beziehen Soldaten und Zivilisten ihre Posten, scharfe Wacht gegen einen Feind haltend, von dem zu jeder Stunde Überraschungen irgend welcher Art zu erwarten sind.

Zehnter März 1905. Der brave Etappenkommandant kommt von seinem Kriegszuge zurück. Leider hat die Hottentottenbande in der Schlucht am Kalkrand den Abmarsch der Truppe bemerkt und sich rechtzeitig verduftet. Das Nest war leer, der Vogel ausgeflogen. Eine Verfolgung der flüchtigen Gesellschaft hätte zu keinem Resultat geführt, unsere Leute mußten den Rückmarsch antreten.

Am nächsten Morgen kehrt auch die Abteilung Zwehl aus dem Hudop zurück. Am 7. März war sie nochmals auf eine Hottentottenbande gestoßen. Der Gegner hielt jedoch nicht stand, sondern floh in wilder Flucht quer durch das kaum zu passierende Gebirge. Nur die Batterie konnte zum Schuß kommen. Einige wohlgezielte Schrapnells sollen der Bande 26 Tote gekostet haben, wie einige gemachte Gefangene aussagten.

Zwanzig Tage war das Detachement beständig den Spuren der Hottentottenbande gefolgt. Total zerrissen und zerfetzt kommen die Leute wieder, wie die Räuber sehen sie aus. Kein Stiefel ist mehr heil, die Füße sehen aus den zerrissenen Spitzen heraus, einige Leute haben sich Fellstreifen von dem geschlachteten Vieh um die Füße gewickelt. Aus den Hosen und Röcken haben die Dornen und scharfkantige Felsen und Klippen große Stücke herausgerissen. Hunger haben die armen Leute wie die Wölfe. Der auf vierzehn Tage mitgeführte Proviant hat wieder einmal zwanzig Tage reichen müssen. Durch die fortwährende

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Kletterei in dem steinübersäten Gelände sind Pferde und Ochsen fußlahm geworden und können nicht weiter.

Proviant ist zwar durch eine eingetroffene Kolonne glücklicherweise vorhanden, aber an Bekleidung und Schuhzeug hapert es. Die geringen Bestände genügen kaum, um ein Drittel der Leute einigermaßen wieder zu bekleiden.

Die Abteilung ist noch nicht mit allen Leuten eingerückt, da erhält der Führer die dringende Aufforderung vom Hauptquartier, sofort oder so schnell als möglich wieder die Verfolgung aufzunehmen. Die Ausführung dieses Befehls ist aber vorläufig, selbst beim besten Willen, nicht möglich.

Sechsundzwanzigster März 1905. Fast vierzehn Tage sind seit der Rückkehr des Detachements Zwehl aus dem Hudop und der energischen Aufforderung des Hauptquartiers zur Wiederaufnahme der Verfolgung verflossen. Die Truppe liegt noch hier. Sie kann nicht vorwärts. Erst in einigen Tagen wird der ersehnte Ersatz an Bekleidung und Ausrüstung eintreffen, ohne den ein Vormarsch ausgeschlossen ist.

Es ist Sonntag. Drückende Schwüle lagert über dem Gelände des Fischflusses, am Horizont scheint ein Gewitter heraufzuziehen. In den Morgenstunden hatte der Missionar B. am Fuße der Feste einen Feldgottesdienst abgehalten. Friedlich ruht am Nachmittag die Etappe in beschaulicher Sonntagsstimmung.

Der Sonntagsfrieden wird jedoch jäh unterbrochen. Vom Pferdeposten der Batterie kommt ein Unteroffizier auf schweißtriefendem Pferde in die Feste gesprengt. Ungefähr 100 Hottentotten haben den Posten der Batterie überfallen. Zwei Reiter und zwei Buren sind erschossen, zwei Mann verwundet worden. Es ist ihnen gelungen, sämtliche Bespannungsochsen der Batterie, ca. 60 Stück, abzutreiben. Die Nachricht wirkt wie ein aus heiterem Himmel einschlagender Blitz!

Sofort wird die Kompagnie und der Rest der hier liegenden Batterie mobil gemacht. Eine starke Offizierpatrouille sprengt sofort davon. Die übrigen Truppen beeilen sich mit den Vorbereitungen zum schleunigen Abmarsch.

Der Viehposten der Batterie bestand aus 30 Mann. Der größere Teil der Leute bewachte die weidenden Pferde, der Rest, darunter eine Anzahl als Treiber angenommener Buren, die Ochsen der Batterie.

Ochsen und Pferde weideten auf räumlich getrennten Plätzen. Täglich wurden von der Batterie um das ganze Weidegebiet Patrouillen geritten, die das benachbarte Gelände sorgfältig nach Spuren des Feindes abzusuchen hatten.

Bei Ausführung des Rittes hatte eine der Patrouillen aus nächster Nähe, von dem wie immer gut versteckten Gegner, überraschendes Feuer erhalten und auf den ersten Anhieb sofort zwei Mann verloren. Durch das Feuer alarmiert, stürzen die übrigen Leute des Postens zu Hilfe herbei und treiben trotz des Schnellfeuers der Hottentotten die weidenden Pferde der Batterie zusammen und in den befestigten Kral, der von ihnen verteidigt wird.

Zu gleicher Zeit hat die entfernte Ochsenwache von einer anderen Hottentottenbande Feuer erhalten. Bedauerlicherweise bestand heute die Bewachung der Ochsen nur aus Buren. Zwei derselben wurden aus dem Hinterhalt erschossen, die übrigen liefen davon und ließen die ihrer Obhut anvertrauten Tiere im Stich. Wie die Reiter der Batterie auch der Ochsenwache zu Hilfe kamen, war es schon zu spät. Die Ochsen waren von den flinken Hottentotten bereits abgetrieben worden. Eine Verfolgung der Räuber verhinderte das noch immer kräftige Feuer der übrigen, dem Viehposten weit überlegenen Hottentottenbande.

Die Kompagnie auf der Station braucht natürlich Zeit, um fertig zu werden. Ihre Pferde weiden auch anderthalb

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Stunden von der Feste entfernt und müssen zunächst herbeigeholt werden.

Doch, wie so oft in Südwestafrika, kommt es immer anders, wie man denkt. — Das schon am Morgen drohende Gewitter zieht herauf und bricht plötzlich mit betäubenden Donnerschlägen herein. Es wird dunkel wie in der Nacht, und vom Himmel stürzt der Regen, als wie mit Eimern gegossen. Sechs Wochen lang war kein Tropfen mehr gefallen und heute, wo wir den Regen am wenigsten brauchen können, scheint er sich gegen uns verschworen zu haben.

Die Folgen des Unwetters sollten zunächst die hilfsbereite Kompagnie treffen. In gestrecktem Galopp waren Leute derselben mit einigen zufällig im Etappenkral anwesenden Pferden zu ihrem Pferdeposten hinausgesprengt, hatten denselben alamiert und schon glücklich mit diesem die weidenden Pferde zusammengetrieben, als das Unwetter hereinbrach. Der plötzlich auf sie niedersausende Wasserguß, die zuckenden, grellen Blitze und die furchtbaren Donnerschläge erschreckten die ängstlich gewordenen Tiere derart, daß sie mit angelegten Ohren und hochgehobenem Schweife in wahnsinniger Flucht auseinanderstieben.

Da gibt's kein Halten; jedes Hindernis wird von den rasenden Tieren genommen! Kaum gelingt es der im Sattel sitzenden Pferdewache ihre Pferde zurückzuhalten, die mit aller Gewalt den davonsausenden Gefährten zu folgen versuchten.

Vergeblich wartet die Kompagnie auf die Pferde. Traurig kommt nach stundenlangem Warten der Pferdeposten herein und meldet das Unglück. Dagegen ist nichts zu machen, als abzuwarten. —

Inzwischen droht noch von anderer Seite Unheil. Die schon sehnlichst erwartete Kolonne, die uns Ersatz an Bekleidung und Ausrüstung für die Abteilung Zwehl und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

reichliche Proviantzufuhr für das Magazin heranbringen soll, ist nicht mehr weit von Gibeon entfernt und läuft Gefahr, von der Hottentottenbande, die heute morgen uns so schweren Schaden zugefügt hat, abgefangen zu werden. Die Bedeckung der Kolonne ist nur eine sehr schwache. Von der Feldtelegraphenstation Falkenhorst wird bereits gemeldet, daß die Hottentotten in der Wegerichtung der heranziehenden Kolonne abgezogen sind. Schleunigstes Handeln tut auch hier not. Eine Patrouille von 20 Reitern, die mit allen noch aufzutreibenden Gäulen beritten gemacht wird, reitet dem bedrohten Wagentransport entgegen.

In dem noch immer herniederströmenden Regen und der herrschenden tiefen Finsternis wird es nicht leicht sein, das Rivier zu passieren und die Spuren der Pad zu finden. Hoffentlich kommt die Hilfe nicht zu spät.

Erst nach Mitternacht läßt der verwünschte Regen nach. Beim Beginn der Morgendämmerung begibt sich die Kompagnie auf die Verfolgung ihrer entflohenen Reittiere. Bis zum Mittag ist sie so glücklich, fast alle der Ausreißer wieder einzufangen. An die Haferfütterung gewöhnt, die sie in der letzten Zeit regelmäßig auf dem Pferdeposten erhielten, hatten sich die Tiere nach und nach wieder auf dem Posten eingefunden, um das gewohnte Futter zu empfangen.

Schleunigst werden die Flüchtlinge dingfest gemacht und gesattelt; um ein Uhr rückt die Kompagnie zum überfallenen Viehposten der Batterie ab. Der Regen hat aber draußen jede Hottentottenspur verwaschen. Trotz allem Suchen gelingt es der Kompagnie nicht mehr, die Fährte der Hottentotten festzustellen. Da der Himmel außerdem wieder seine Schleusen öffnet, bleibt der Truppe nichts übrig, als unverrichteter Sache zurückzukehren. Bei dem von den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Hottentotten gewonnenen Vorsprung von 24 Stunden wäre sowieso jede Verfolgung nutzlos gewesen.

Die der Kolonne in das Gebirge entgegengeschickte Patrouille kehrt nach erledigtem Auftrage zurück und bringt die Wagen mit. Sie hatte dieselben in der Nacht getroffen. Von den Hottentotten war nichts mehr bemerkt worden.

Achtundzwanzigster März 1905. Ausrüstung und Bekleidung sind nun in genügender Menge vorhanden. Dem Abmarsch der Abteilung, der von oben herab nunmehr energisch gefordert wird, steht nichts mehr entgegen. Doch halt, — die Geschützbespannungen der Batterie haben ja die Hottentotten geholt. Wo dieselben hernehmen? Auf der Etappe sind überflüssige Zugochsen längst nicht mehr vorhanden.

Meldung an das Hauptquartier, das von dieser neuen Verzögerung nicht sehr erbaut ist. Es befiehlt, die Ochsen der Wagenkolonnen herzugeben und die Wagen liegen zu lassen.

Ein schwerer Verlust für unsere mangelhaften Zufuhrverhältnisse. Von Windhuk soll aber bereits eine neu aufgestellte Kolonnenabteilung im Anmarsch sein, die dem Süden die nötige Hilfe bringen wird. Schweren Herzens müssen wir den Buren 60 Ochsen abnehmen und sie der Batterie übergeben.

Dreißigster März 1905. Wenn der Mensch Pech haben soll, dann hat er es gründlich. Heute will die Abteilung den schon so lange befohlenen Vormarsch antreten. Es regnet jedoch lustig weiter und infolgedessen ist der Fischfluß so stark angeschwollen, daß an ein Passieren desselben heute nicht gedacht werden kann. „Verwünschtes Land", flucht der Führer, „jeder Tag bringt uns ein neues Hindernis, dem man völlig wehrlos gegenübersteht."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Erster April 1905. Zwei Tage lang mußte die Kompagnie noch warten, ehe sie endlich im Verein mit der Batterie Stuhlmann wieder in den bekannten Hudop abrücken konnte. Von Westen aus, von der Station Maltahöhe, war eine andere Abteilung ihr behufs gemeinschaftlicher Operation bereits entgegenmarschiert. Zur Herstellung der Verbindung sandte sie eine Patrouille, bestehend aus einem Feldwebel und vier Mann, den Hudop hinab. Der Feldwebel und ein verwundeter Mann der Patrouille treffen heute in Gibeon ein, die drei anderen Leute sind von den Hottentotten abgeschossen worden. Es ist dieser Patrouille aus Maltahöhe genau so ergangen, wie unseren Gibeoner Reitern vor vier Wochen. Aus dem Hinterhalte in nächster Nähe tödliches Feuer, dem zu entrinnen man schon Glück haben muß. Der Feldwebel und der Verwundete hatten sich nach schwerem Feuergefecht, zusammen auf einem geretteten Pferde, nur mühsam durchschlagen und retten können.

Dritter April 1905. Oberst Deimling, der bisher mit der Führung im Süden betraut worden war, verläßt uns. Er geht krank in die Heimat zurück. Energisch hat er Hendrik und Morenga gepackt und geschlagen. So weit es möglich war, hat er auch den anderen noch im Felde stehenden Banden das Leben schwer gemacht. Wenn es ihm auch nicht gelungen ist, den Gegner zu vernichten, so hat er doch erreicht, was unter den schwierigsten Verhältnissen nach menschlichem Ermessen zu erreichen möglich war. Das Scheiden des verdienten und oft bewährten Führers weckt bei der ganzen Truppe lebhafte Teilnahme.

Beim Abmarsch von Keetmannshoop zur Küste drahtet er an uns:

„Bei meiner Abreise nach der Heimat nehme ich von den braven Gibeoner Truppen herzlichen Abschied und wünsche ihnen recht baldige und völlige Niederwerfung des Feindes.

Deimling.“

Der Hottentottenfeldzug war nach Zersprengung der größeren Hottentottenbanden zu einem regelrechten Guerillakriege ausgeartet. In dem Abschießen von Patrouillen, dem Überfall kleiner Postierungen und namentlich schwach besetzter Viehposten erwiesen sich die Hottentotten als Meister. Die Etappe Gibeon hat manche Erfahrungen auf allen diesen Gebieten erlebt.

Achtundzwanzigster April 1905. Die braunen Gesellen sind wieder einmal recht frech. Obwohl sie wissen, daß Gibeon zur Zeit recht ansehnliche Streitkräfte beherbergt, wagen sie sich in die Nähe des Platzes und treiben den Ansiedlern und Buren ca. 40 Rinder von der Weide ab. Natürlich kümmert sich keiner der Herren Buren persönlich während des Tages um das Vieh. Ein oder zwei Kaffernjungen oder -Weiber sind zwar zur Aufsicht mit dem Vieh hinausgezogen, sie werden aber wohl wieder geschlafen haben.

Vierundzwanzig Stunden sind gewöhnlich verstrichen, wenn endlich der Bur seinen Schaden sieht und dann jammernd zum Kommandanten stürzt, damit die Truppe sein Vieh wiederbringt. Sofort auf die Spur gesetzte Patrouillen versuchen ihr möglichstes, um der Räuber habhaft zu werden. Der gewonnene Vorsprung derselben ist jedoch zu groß, an ein Einholen ist nicht zu denken.

Zwar ist es den Buren zur Pflicht gemacht, ihr Vieh nur bei dem Truppenvieh weiden zu lassen, das wenigstens einigermaßen durch Posten gesichert wird, sie können sich aber an Unterordnung nicht gewöhnen.

Neunundzwanzigster April 1905. Gestern ist eine zehn Reiter starke Patrouille der Abteilung Manger von hier nach Maltahöhe abgeritten, um eine Anzahl Exemplare, der von Sr. Exzellenz an die Hottentotten erlassenen Proklamation, der Station daselbst behufs weiterer Verteilung zu überbringen. Trotzdem die Patrouille nicht schwach ist, scheint sie doch, wie dies nun so häufig hier vorkommt, in einen Hinterhalt geraten und ziemlich abgeschossen zu sein. Ein Reiter derselben kommt mit ermattetem Pferde zurück und meldet, daß sie plötzlich überraschendes, starkes Feuer erhalten hätten. Zwei Mann seien sofort gefallen, er selbst sei durch Hottentotten seitlich abgedrängt worden und habe sich nach rückwärts durchschlagen können.

Drei Reiter der Patrouille, die mit schlappen Pferden auf der Feldtelegraphenstation Seeßkameelbaum zurückbleiben mußten, sind dem Überfall entgangen.

Die guten Hottentotten haben wahrscheinlich die Proklamation persönlich in Empfang genommen, uns aber leider dafür schlecht gedankt.

Erster Mai 1905. Das schon einige Wochen in Gibeon weilende Hauptquartier erfährt heute aus eigener Erfahrung, wie unsicher noch die Lage um Gibeon ist. Zwar hat Oberst Deimling Hendrik und Morengas Hauptmacht geschlagen und zersprengt, die Vernichtung der zersprengten Banden, die sich außerdem ohne große Mühe überall wieder vereinigen können, wenn sie es wollen, kann aber noch recht lange dauern.

Der Führung wäre es sicher angenehmer, wenn die Hauptmacht des Gegners noch nicht zersprengt worden wäre. Dann könnte man sie doch einmal gehörig fassen. Der sehr lästig empfundenen vielen kleinen, aber außer-

ordentlich beweglichen Banden Herr zu werden, ist eine Herkulesarbeit. —

Es ist Sonntag vormittag. Wenn nichts besonderes oder eiliges vorliegt, wird auch hier der Sonntag geheiligt. Früh waren einige Ochsenwagen von Frachtenfahrern der Truppe angekommen, die ihre Gespanne einige 100 Meter von der Feste entfernt am Ufer des Fischflusses weideten.

Plötzlich knallt's vom Rivier. Erst vereinzelte Schüsse, dann lebhaftes Feuer. Wie der Blitz steigt eine Patrouille von der Feste herunter. Schwarze Treiber von den Wagen kommen mit ihren Ochsen der Patrouille schreiend entgegengelaufen. Eine kleine Hottentottenbande hatte versucht, ihnen die Ochsen heimlich abzutreiben. Die bewaffneten Kaffern (angeworbenes Personal aus der Kapkolonie) hatten jedoch aufgepaßt und sofort auf die frechen Räuber gefeuert, die dann natürlich mit gleicher Münze dienten. Beim Nahen der Patrouille verschwinden sie in den stark durchschnittenen Fischflußbergen.

Das nur in geringer Entfernung lagernde Hauptquartier war durch das Feuer ebenfalls alarmiert worden. In wenigen Minuten saßen die Herren des Stabes nebst ihren Leuten im Sattel und ließen es sich nicht nehmen, der Bande energisch nachzusprengen. Das mit Felsen, steilen Hängen und fußhohem Steingeröll bedeckte Gebirge setzte der Verfolgung aber bereits nach wenigen Stunden ein Ende. Die Spuren der Hottentotten hatten sich in diesem, für ihre Unternehmungen wie geschaffenen Gelände, verloren.

Achter Mai 1905. Wieder eine kleine Sonntagsabwechslung. Wie wir am gemeinsamen Mittagstische sitzen, um unser bescheidenes Mahl einzunehmen, kommt atemlos ein Kaffer unseres Viehpostens hereingestürzt und berichtet in einem Kauderwelsch von englisch, deutsch und holländisch, daß ein halbes Dutzend gut bewaffneter Hottentotten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

30 Rinder von der Weide abgetrieben hätten. Leider sind die Pferde der Etappe größtenteils im Felde und Eile tut Not, will man die flüchtigen Burschen einholen.

Bei Tische ist zufällig Leutnant Sixt v. Arnim anwesend, ein alter Schutztruppler, der mit einer kleinen ihm unterstellten Abteilung besondere Aufträge des Hauptquartiers ausführt und mit seinen Leuten seit einigen Tagen nach Gibeon herangezogen worden war. v. Arnim hat die Meldung des Vorfalls an den Kommandanten, der wütend ist, daß ihm nur noch einige kaum brauchbare Gäule zur Verfügung stehen, mit angehört. Bedächtig zieht er seine Uhr heraus und erklärt: „In 15 Minuten reite ich mit meiner Abteilung ab und bringe das Vieh wieder."

Alles zweifelte an seinen Worten, denn eben noch sah man seine Leute mit ihren Gäulen zur Tränke ziehen. Kaum waren aber 10 Minuten vergangen, als seine kleine Schar herantrabte, von den Pferden sprang und vor unserer Feste Aufstellung nahm.

„Stillgestanden! — Richt Euch! — Augen links!" schallt das Kommando. „Zwei Unteroffiziere 20 Reiter zur Stelle", meldet der kleine, vollbärtige Sergeant der Abteilung.

v. Arnim steht ruhig auf, hängt seinen Patronengurt um und ergreift seine ausgezeichnete, kleinkalibrige Jagdbüchse, die er immer an Stelle des Gewehrs mit sich führte. In wenigen Sekunden ist der Führer mit seinen flinken Reitern aufgesessen und in einer Staubwolke verschwunden. Ehrlich bewundern wir die Schnelligkeit der gut geschulten Truppe.

Sixt v. Arnim hat Wort gehalten. In kurzer Zeit hatte er die Fährten der räuberischen Hottentotten gefunden. Nach den ersten, unter die mit dem gestohlenen Vieh eiligst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

abziehende Bande einschlagenden Kugeln, läßt diese die geraubte Beute im Stich und flüchtet nach allen Richtungen davon. Nach einigen Stunden kehrt der erfolgreiche Offizier nebst dem zurückgeholten Rindvieh wieder nach Gibeon zurück, ohne daß die Hottentotten Widerstand geleistet hätten.

Achter Juni 1905. Heute in aller Frühe große Aufregung in der Etappe. Unser ungefähr 7 km den Fischfluß abwärts liegender Vieh- und Pferdeposten ist in der Nacht von Hottentotten gründlich geleert worden. Ein Glück für uns, daß wir sämtliche brauchbaren Pferde nachts stets in einem Krale auf der Feste unterbringen, sonst wären auch die letzten brauchbaren Tiere verschwunden gewesen.

Sofort nach Eintreffen der wenig erfreulichen Meldung wird jedes noch vorhandene verwendungsfähige Pferd der Etappe gesattelt, eine eiserne Portion für 4 Tage nebst etwas Hafer in die Packtaschen gesteckt und mit ca. 30 Reitern kann der Etappen-Kommandant in der Morgendämmerung die Verfolgung aufnehmen.

Auf unserm Viehposten standen einige Tausend Stück Kleinvieh, ungefähr 100 Rinder und 20 Pferde. Für die Sicherheit des wertvollen Viehes war nach Möglichkeit gesorgt worden. Bei Tage wurde das im Felde zerstreut weidende Vieh durch einige Posten und Patrouillen gesichert, bei Einbruch der Dunkelheit aber die Herden zusammengetrieben und gattungsweise in den aus Dornbuschverhauen hergestellten Kralen untergebracht, die verschlossen werden können.

Neben den Kralen hatten sich die Leute des zur Sicherung der Herden dienenden Postens häuslich eingerichtet. Ein aus Baumästen gezimmertes und mit Zeltbahnen bespanntes Häuschen schützte sie vor den Unbilden

der Witterung. Geschickte Reiter-Hände hatten zur Vervollständigung der Einrichtung Sattelständer, Gewehrstützen, Tische und Bänke aus Brettern von leeren Konservenkisten und Baumholz gefertigt. Auch ein Kochherd und ein Backofen aus Felsklippen gebaut, fehlten nicht diesem südwestafrikanischen Kasernement. Um das Häuschen zieht sich bis zur Brusthöhe eine kräftige Steinschanze.

Während am Tage der größte Teil der Leute sich stets auf Posten und Patrouille befand, wurde nach dem Eintreiben der Herden in die Krale, das Lager in der Regel nur durch einen patrouillierenden Posten geschützt, weil man einen nächtlichen Angriff der Hottentotten nicht fürchtete. —

Die verflossene Nacht war dunkel und etwas stürmisch gewesen, wie dies beim Mondwechsel gewöhnlich der Fall ist. Der gegen Mitternacht patrouillierende Posten hatte einmal seine Runde um die Viehkrale gemacht, als er vom Fischfluß her verdächtiges Geräusch zu bemerken glaubte. Er entfernte sich einige Schritte von den Kralen und spähte in das Dunkel des baumbestandenen Flußufers hinein. Diesen Moment schienen die den Posten wohl schon lange beobachtenden Hottentotten, welche in der schützenden Dunkelheit wie die Schlangen herangeschlichen waren, benutzt zu haben.

Vorsichtig hatten sie vom Pferde- und Rinderkral einige Dornbüsche nach außen gezerrt und so eine genügende Öffnung in der dichten Dornumwallung geschaffen. Aalglatt und geräuschlos drangen sie in den Pferdekral, halfterten die wenigen Pferde auf und führten sie vorsichtig aus der geschaffenen Öffnung heraus. Die dunkle Nacht und der weiche Boden begünstigten ihr Werk.

Andere Hottentotten schlichen in den ebenso geöffneten Rinderkral und trieben so geräuschlos wie möglich die Ochsen

heraus. Hier ging die Sache nicht so glatt von statten. Ochsen sind störrischer wie Pferde. Es entstand Geräusch. Ein Hund der Viehwache schlägt an.

Der nach dem Flusse beobachtende Posten wurde stutzig, hörte jetzt deutlich das Geräusch vom Kral, sieht verdächtige Gestalten, reißt blitzschnell sein Gewehr an die Backe und feuert auf die sich zwischen den Kralen bewegenden Räuber.

Im Nu ist die ganze Wache alarmiert! Gewehr in der Hand stürzt sie herbei und sieht die Bescherung. Zwar sind die Hottentotten in ihrer besten Arbeit gestört worden, denn der Kral mit dem Kleinvieh ist noch unversehrt, doch die Pferde sind bereits bis auf zwei Stück und von den Ochsen schon der größte Teil verschwunden. Einen völlig neuen Pferdezaum haben die Hottentotten beim Feuern des Postens, in aller Eile, bei den noch im Kral befindlichen beiden letzten Gäulen liegen lassen.

Im Galopp jagt sofort ein Reiter zur Etappe, die übrigen Leute des Postens versuchten indessen in der noch herrschenden Dunkelheit die Spuren der Räuber festzustellen.

Der patrouillierende Posten hatte jedenfalls nicht mit der hier bedingten Aufmerksamkeit gewacht, auch anscheinend nicht die ihm eingeschärften Instruktionen befolgt. Der arme Kerl wird sich vor einem Kriegsgericht verantworten müssen.

Die so schnell wie möglich beim Beginn der Morgendämmerung aufgenommene Verfolgung hatte Erfolg. Bis zum Mittag war den waghalsigen Halunken bereits wieder das ganze Rindvieh abgejagt. Auch einen Teil der Pferde bekamen wir wieder. Ein Dutzend derselben aber ist in den Händen der Hottentotten geblieben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB DFG

Diesen Verlust können wir aber verschmerzen; es waren derartig abgetriebene und heruntergekommene Tiere, die auch bei bester Pflege voraussichtlich nicht mehr dienstfähig geworden wären.

Wenn sie uns Elias oder Cornelius nur nicht, als wirklich zu schlecht, wiederschickt?

Leute von Elias Bande waren es, die den kühnen Raub ausführten. Unsere Reiter, die spät in der Nacht zurückkehrten, hatten zwei der Räuber zur Strecke gebracht. Einer derselben hatte vor seinem Tode noch ausgesagt, daß sie zur Bande des Elias gehörten, die durch von Norden gekommene Hereros verstärkt sei. Tatsächlich waren bei Verfolgung der Diebe die großen Hererofüße deutlich von den kleinen Hottentottenspuren zu unterscheiden.

Neunzehnter Juni 1905. Mit der Beute des letzten Unternehmens scheinen die Hottentotten wirklich nicht zufrieden gewesen zu sein. Heute haben sie unserm Viehposten abermals einen Besuch abgestattet, diesmal aber nicht wie feige Diebe in der Nacht, sondern am hellen Tage mit einer verwegenen Kühnheit. Wie dies immer so gewesen, haben sie sich einen Tag ausgesucht, an dem sämtliche Truppen von Gibeon abwesend und die kleine Etappenbesatzung, durch Entsendung einer stärkeren Streifpatrouille, unter der Führung des Kommandanten erheblich geschwächt, nur noch aus wenigen Leuten bestand.

Es ist vormittags 9 Uhr. Auf der Feste ist es ziemlich still. Kaum eine Reiterseele zeigt sich, die wenigen von der Patrouille und den abmarschierten Truppen zurückgelassenen Leute sind entweder mit dem Rest der Etappen-Pferde zur Weide gezogen, oder sie holen aus dem baumreichen Fischrivier Brennholz.

Plötzlich hört man in der Richtung unseres Viehpostens dumpfes Geräusch. Sollte das Gewehrfeuer sein?

Ringsum ist aber alles ruhig und friedlich, es war wohl eine Täuschung.

Wenige Minuten später nähert sich ein Reiter in rasendem Tempo auf ungesatteltem Pferde der Feste. Der baumlange Reiter H. . . . ., wohlbestallter Koch des Viehpostens seit letzter Zeit, springt von dem triefenden Gaule herunter und kann in seiner Aufregung und dem tollen Ritt nur kaum verständlich hervorbringen: „Hottentotten haben uns überfallen und treiben das Vieh ab, die übrigen Leute liegen im Gefecht.“

Nette Bescherung! Ein Glück, daß zufällig mein Gaul zur Hand ist.

„Gefreiter Horaczeck, reiten Sie was das Zeug hält, zu unsern in der Nähe des Viehpostens weidenden Pferden und bringen Sie die Gäule mit der Wache rein, wenn sie nicht schon abgetrieben sind.“ Horaczeck saust davon, daß die Funken sprühen. Alle auf der Etappe noch vorhandenen Leute machen sich unterdessen schleunigst fertig, um beim Eintreffen der Pferde sofort nach dem bedrängten Viehposten abreiten zu können.

Zufällig erhalten wir in diesem kritischen Moment Verstärkung. Von Keetmannshoop naht ein schon lange erwarteter Transport mit 400 Ochsen. Die Bedeckung desselben ist gut beritten und nähert sich eben der Station. Die zuerst eintreffenden Reiter der Spitze müssen sofort in schärfster Gangart zu dem angegriffenen Posten jagen und ihm die erste Hilfe und uns nähere Meldung bringen.

Ein Glück, daß die Hottentotten nichts von diesem Transport gewußt haben, er wäre sonst unfehlbar verloren gewesen. Wäre er nur einen Tag früher eingetroffen, so würde er auch auf dem Viehposten mit verloren gegangen sein.

Gott Lob, die Etappenpferde kommen an, sie sind noch nicht abgetrieben worden. Im Nu werden die Tiere ge-

sattelt, die Reiter sitzen auf und im Galopp geht's unter Führung, des ebenso zufällig von einer Patrouille zurückkehrenden Leutnants Fischer, zum Viehposten hinaus.

Seit den letzten Ereignissen in unserer Etappe waren die Viehwachen so weit verstärkt worden, als es bei unsern schwachen Streitkräften nur irgend möglich war. In Berücksichtigung der Weide- und Geländeverhältnisse weideten auf der einen Seite des Fischriviers 80 Rinder, 30 Pferde und 80 Esel und auf der andern Seite des Riviers das Kleinvieh, rund 2500 Stück. Neun Reiter bildeten die Bedeckung des gesamten Viehs. Auf übersichtlichen Höhenpunkten waren sie am Tage über das ganze Weidefeld verteilt. Bei der Ausdehnung des wenig übersichtlichen Geländes war die Wache zwar immer noch als sehr schwach zu bezeichnen, jedoch mehr Leute waren zu diesem Zwecke nicht verfügbar.

Es war in den ersten Stunden des Vormittags, als die das Großvieh bewachenden Posten, völlig ahnungslos, von allen Seiten mit einem rasenden Schnellfeuer überschüttet wurden. Eiligst verschwanden die Reiter in ihren Deckungen, die sie, vorsichtig gemacht aus den Erfahrungen des bisherigen Kriegslebens, an ihren Postierungen sich angelegt hatten. Ihr Leben wäre andernfalls innerhalb einiger Minuten sicher beendet gewesen.

Während die wenigen Reiter des Postens unter dem andauernden Feuer, der versteckt herangeschlichenen und in dem unübersichtlichen Gelände fast unsichtbar eingenisteten Hottentotten, niedergehalten wurden, sprengten ca. 30 berittene Hottentotten in schnellster Gangart unter das Großvieh und trieben Rinder und Pferde ab.

Die Posten nahmen zwar aus ihren Deckungen sofort das Feuer auf, konnten aber den übermächtigen Gegner nicht an der Abtreibung des Viehes hindern. Das Feuer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

der gelben Bande hielt so lange kräftig an, bis die Berittenen in dem durchschnittenen Terrain mit der Beute verschwunden waren. —

Wie unsere Verstärkung beim Posten eintrifft, waren die Hottentotten bereits abgezogen und hatten einen Vorsprung von zwei Stunden gewonnen.

Ungesäumt wird die Verfolgung aufgenommen. Nach den Spuren müssen es außer den Berittenen wohl noch 30—40 Fußgänger gewesen sein.

Lt. Fischer ritt mit seiner 20 Gewehre starken Patrouille scharf hinterher und bekam die Bande gegen 3 Uhr nachmittags in Sicht. Man bemerkte in der Ferne den Rauch von Feuern. Die Hottentotten schienen ihrer Sache ziemlich sicher zu sein, sonst würden sie nicht gehalten und sich gelagert haben.

Der Feind ist in der Nähe, vorsichtig wird weiter geritten. Trotz aller Vorsicht erhält die Spitze der kleinen, verfolgenden Schar aber dennoch aus nächster Nähe Feuer. Die Hottentotten hatten sich nach bewährter Taktik wieder einmal vorgelegt. Glücklicherweise schießen heute die Kerle schlecht, denn keiner unserer Reiter wird getroffen, obwohl unsere Spitze bis auf 50 Schritte an den sorgfältig gedeckten Gegner herangeraten war. Beinahe wäre die Abteilung in die gestellte Mausefalle hineingeraten. Halbmondförmig hatte der Feind die vorliegenden Höhen besetzt. Nach dieser überraschenden Einleitung entspann sich ein hartes Feuergefecht.

Wohl 50 Hottentottengewehre lagen unseren 20 Reitern gegenüber. Nicht allein in der Front, sondern auch in beiden Flanken wird die Patrouille scharf unter Feuer gehalten. Als das feindliche Feuer sich auch im Rücken immer stärker bemerkbar macht, bleibt der Patrouille nichts übrig, als nach Stunden das Gefecht abzubrechen und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

zurückzugehen, um von dem überlegenen Gegner nicht völlig abgeschnitten zu werden. Mit einem Verlust von zwei im Gefecht erschossenen Pferden, kehrte Lt. F. mit seinen Reitern in später Abendstunde, verstimmt und erbittert, wieder in die Mauern der Feste zurück.

Verstärkungen hatte er leider nicht erhalten können. Ein Ansturm mit seinen wenigen Reitern, auf die in bester Position befindlichen, weit überlegenen Hottentotten, würde nur zu einer Niedermetzlung seiner Leute geführt haben. Und dennoch wurmte es die braven Reiter, daß sie ohne Erfolg den Rückzug anzutreten gezwungen waren.*)

Überfall eines Wagentransportes.

Einundzwanzigster Juli 1905. Heute morgen wird das Eintreffen eines Wagentransportes aus Kub erwartet. Die Kolonne sollte schon in der Nacht ankommen, ist aber immer noch nicht zu sehen. Stundenweit überblickt man von der Feste aus die sich am Hange des Fischflußberges bis zur Höhe hinaufwindende Pad. Kein Staubwölkchen macht sich aber bemerkbar.

Merkwürdigerweise ist auch seit gestern abend 10 Uhr die Feldtelegraphenleitung, die sich an dieser Pad bis nach Kub hinzieht, wieder einmal gestört worden. Das kommt aber sehr häufig vor. Einzelne herumstreifende Hottentotten und auch kleinere Banden, die in letzter Zeit wieder recht häufig beobachtet werden, erlauben sich des öfteren das Vergnügen, die Leitungsdrähte zu zerstören, trotzdem sie wissen, die Deutschen reparieren

*) Nach späteren Gefangenenaussagen war es Hendrik selbst, der überraschend aus der Kalahari hervorgebrochen und uns diese Antrittsvisite abstattete, obwohl damals niemand an ein unbemerkbares Durchbrechen unser Postierungen am Kalaharirande, seitens Hendrik Witbois, glaubte.

den Draht doch sogleich wieder. Hendriks Banden scheinen nun doch tatsächlich bereits durch unsere Linie am Rande der Kalahari gebrochen zu sein, um sich im Gibeoner Gebiet zu versammeln.

Zwei Reiter, der nur aus 5 Mann bestehenden Bedeckung des Transportes, trafen gestern Abend bereits in Gibeon ein. Sie waren den Wagen vorgeritten, um der Etappe die ersehnte Post zu überbringen. Das lange Ausbleiben der Kolonne fällt auf. Gegen Mittag ist die zerstörte Telegraphenleitung wieder hergestellt und als erste Nachricht meldet der Apparat von der nächsten Feldtelegraphenstation: „Kolonne heute nacht gegen 10 Uhr halbwegs zwischen Station Seeßkameelbaum und Gibeon von ca. 150 Hottentotten überfallen und genommen. Von der Bedeckung der Transportführer Unteroffizier Gl. sich hierher gerettet. Leitung war an der Überfallstelle von den Hottentotten zerschnitten. Abgesandte Telegraphenpatrouille hat an der Überfallstelle Leitung hergestellt und einen verwundeten Reiter der Bedeckung gefunden. Zwei Treiber tot. Die Wagen sind sämtlich bis auf die Eisenteile verbrannt. Die Ladung, soweit sie nicht von den Hottentotten mitgeschleppt, ist ebenfalls verbrannt. Die Patrouille hat 54 Esel von der Bespannung im Felde zusammengetrieben, 26 Esel lagen erschossen bei den Wagen."

Jetzt haben wir den Beweis, daß Hendriks Scharen tatsächlich da sind. Uns hatte die Nachricht des Überfalles nicht sonderlich überrascht, es war vorauszusehen, daß, nachdem Hendriks Abmarsch nach dem Westen gemeldet war, ein derartiger Schlag unsere lange, dünne und nur wenig geschützte Etappenlinie treffen mußte.

Der Transport bestand aus fünf je mit 20—24 Eseln bespannten Wagen und hatte außer einigen tausend Portionen und Haferrationen, auch reichliche Bekleidung für die Ab-

teilung des Major v. Estorff, die von letzterer sehnlichst erwartet wurde, geladen.

Unsere schwachen Truppenkräfte gestatteten keine stärkeren Bedeckungen. Trotzdem über die Hälfte aller im Schutzgebiet befindlichen Truppen lediglich im Kolonnen- und Etappendienste Verwendung findet, müssen die Kolonnen-Abteilungen dennoch in der Verwendung ihrer Kräfte sehr sparsam sein.

Die Kolonne befand sich gestern abend gegen 10 Uhr auf dem Marsche und hatte gerade den Aufstieg zu dem sich längs des Fischflusses hinziehenden Gebirgszuge begonnen. Die Pad zieht sich hier teilweise zwischen tief und steil eingeschnittenen Päſſen hin. Beim Eintritt in den ersten dieser Päſſe ging gerade der Mond auf. Es war bis dahin ziemlich dunkel gewesen, sodaß man kaum die Spuren der Pad erkennen konnte.

Wie der letzte Wagen des Transports in die Schlucht einbiegt, hagelt plötzlich von allen Seiten aus nächster Nähe ein schreckliches Feuer auf die Wagenkolonne herab. Hinter jeder Klippe, hinter jedem Stein leuchtet das Feuer der Hottentottengewehre auf. Hundertfach bricht sich das Echo des betäubenden Lärms an den steilen, engen Felswänden. Ein Teil der Zugtiere stürzt tot zusammen, ein anderer zerreißt in wahnsinniger Angst die Geschirre und rast davon. Selbst der sonst so faulen und gleichgültigen, langohrigen Grautiere bemächtigt sich eine furchtbare Panik, die sie zu rasenden Tieren werden läßt.

Zwei schwarze Treiber fallen, die übrigen und einige Buren retten sich in wilder Flucht. Gleich nach dem ersten Höllenfeuer springen aus dem Dunkeln die Hottentotten hervor und nehmen in Sturm die Wagen.

Von der Bedeckung der Fahrzeuge waren im Moment des Überfalles nur 3 Reiter zugegen. Einer bricht schwer

verwundet zusammen, kann sich jedoch noch in das rettende Gebüsch schleppen, während der andere sich zu seinem Unteroffizier durchschlägt, der am Ende des Zuges ritt und versuchte mit diesem, da nichts mehr zu retten war, die letzten Wagen in Brand zu stecken, was ihnen auch gelang.

Um bei den stets drohenden Überfällen auf alles gefaßt zu sein, verteilten in der Regel die Transportführer solcher Ochsenwagenkolonnen, vor ihrem Abmarsch aus den Etappen, auf den einzelnen Wagen einige gefüllte Petroleumkannen, die im Falle der Not ein rasches Anzünden, der sonst dem Feinde in die Hände fallenden Ladung, ermöglichten sollten. Unteroffizier und Reiter schlagen sich dann rückwärts durch und erreichen beim Morgengrauen die Telegraphenstation Seeßkameelbaum. Sofort geht von hier eine Telegraphenpatrouille vor, um die Leitung herzustellen und zu helfen, soweit sie es kann.

Die Hottentotten waren beim Eintreffen der Patrouille bereits abgezogen. Sie fand den schwer verwundeten Reiter in nächster Nähe der Überfallstelle.

Der arme Verwundete! Schwer verletzt hatte er sich in das in der Nähe befindliche rettende Gebüsch geschleppt. Hier mußte er während der ganzen Nacht dem wüsten Treiben der Mordgesellen zuschauen und dabei jeden Augenblick befürchten, daß ihm einer, der durch den gefundenen Alkohol zu Bestien gewordenen Hallunken, auf mehr oder minder grausame Weise vollends den Garaus machen würde.

Wie die Raubtiere waren die räuberischen Gesellen auf die Wagen gestürzt, Kisten und Kasten erbrechend und durchwühlend. Der vorgefundene Alkohol wurde mit besonderer Freude von ihnen begrüßt. Kurzer Hand schlugen sie den Flaschen den Hals ab und veranstalteten mit dem erbeuteten Rum ein wüstes Saufgelage.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Treiben der betrunkenen Witbois, denn diese waren es, die seit ihrem Verschwinden in der Kalahari keinen Tropfen des von ihnen besonders geliebten Rums mehr gesehen hatten, im Scheine der brennenden Wagen und dem Gestöhne und melancholischem Geheul der angeschossenen Eselbespannung, in dem von steilen, düsteren Felswänden eingerahmten Engpaß, war würdig einer Scene der Wolfsschlucht im „Freischütz".

Nachdem die Bande ihren brennenden Durst befriedigt hatte, ging es an das Verteilen der übrigen Beute. Namentlich waren ihnen die Säcke mit Bekleidungsstücken nicht minder willkommen, als der gefundene Schnaps. Von Kopf bis zu Fuß kleidete sich die ganze Bande neu ein. Die alten Lumpen zogen sie aus und hängten sie zum Hohn an die Dornbüsche, zu beiden Seiten der Pad auf.

So stattlich, wie diese Hottentottenbande nach dem Überfall sich repräsentiert haben muß, sah keine der im Felde stehenden deutschen Abteilungen aus.

Nachdem die trunkene Bande an den geraubten Lebensmitteln sich ordentlich gestärkt, bepackte sie ihre Pferde und eine Reihe eingefangener Esel mit allem, was ihnen wertvoll zur Mitnahme erschien, soviel die Tiere tragen konnten. Erst beim Morgengrauen verließ die Gesellschaft den Platz des Überfalles. Zuvor steckte sie die noch unversehrten Wagen und die nicht mitgeschleppte Ladung völlig in Brand.

Von Gibeon rückte sofort nach Eintreffen des Telegrammes, mit größter Beschleunigung eine Kompagnie und eine halbe Batterie zur Verfolgung der Bande ab. In der Nähe der Überfallstelle fand die verfolgende Abteilung noch einen Verwundeten, der im Schutze der Nacht, obwohl nicht unerheblich verletzt, den Hottentotten entronnen und sich in der Nähe der Pad verborgen hatte. Am Orte der Tat waren inzwischen die Fahrzeuge bis auf die Eisenteile

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

niedergebrannt. Nur einige Säcke mit Hafer, zwar schon etwas angeräuchert, waren dem allgemeinen Verderben entgangen. Sie wurden sogleich als willkommener Zuschuß den Pferden der Truppe verfüttert.

Besonders schmerzlich war es uns, daß mit den Wagen einige Kisten mit frischen Kartoffeln, den ersten die wir nach fast einem Jahre in S. W. bekommen sollten, verbrannt waren. Wochenlang hatten wir uns auf diesen köstlichen Genuß schon im voraus gefreut, der so kurz vor dem Ziele dennoch zu Wasser bezw. Asche werden sollte.

Was aber an Kartoffeln nicht völlig verbrannt war, holten unsere braven Reiter sorgsam aus der Brandstätte hervor und stopften mit den angebratenen Knollen, die sie nicht sogleich verzehren konnten, sich die Packtaschen voll. Dergleichen herrliche Genüsse gab es in S. W. A. nicht sobald wieder.

Nach kurzem Aufenthalt setzte die Abteilung sich auf die Spur der Bande. Von den Packtieren gestürzte Mehlkisten, Reissäcke und Konservenbüchsen zeigten diese deutlich. Man sah, daß die störrischen Grautiere sich einfach der auf sie gepackten ungewohnten Lasten entledigt hatten und fand die langohrigen Gesellen, hier und da ruhig im Felde weidend. Die Hottentotten hatten in der Eile ihres Abzuges die Tiere nicht mitschleppen können.

Nach vier Tagen kehrte die verfolgende Abteilung leider ohne Erfolg zurück. Wohl war sie der Bande hart auf den Fersen gewesen, doch hatte sie dieselbe in dem beschwerlichen Gelände des Hudop, in das die Hottentotten geflüchtet waren, nicht mehr einholen können.

Das Hauptquartier in Gibeon.

Karfreitag! Von der heimatlichen Stille dieses Feiertages ist bei uns heute nichts zu spüren. Regste Tätigkeit

herrscht seit frühstem Morgen im Etappen-Lager. Das Hauptquartier trifft heute in Gibeon ein, um hier längere Zeit zu bleiben Mit allen verfügbaren Kräften wird an der Reinigung der Feste und des ganzen Bergplatzes gearbeitet. Exz. ist sehr scharf in Bezug auf Sauberkeit.

Dieser Druck von oben ist auch durchaus erforderlich, denn das andauernde Feldleben verwildert selbst die beste Truppe.

Jeder alte Soldat weiß aus Erfahrung, wie bereits nach ein oder zwei Tagen aufeinander folgender Biwaks, während der großen Herbstübungen, die Sauberkeit des Menschen und die sonst peinlich gepflegte Ordnung in Bezug auf Bekleidung und Ausrüstung leidet. Nun denke man sich eine Truppe, die bereits 3—400 Biwaks hinter sich hat und zwar ein großer Teil von Biwaks, bei denen nicht einmal das notwendige Wasser zum Trinken, viel weniger noch zum Waschen vorhanden war. Es fällt naturgemäß den braven Reitern schwer, die nach solchen Zeiten einmal wieder auf der Etappe und in geordneten Verhältnissen sich befinden, sich in diese wieder hineinzuleben. Wo es irgend möglich ist, wird aber auch im Feldlager auf Sauberkeit und strengste Ordnung gehalten.

Mit dem Kommandanten reiten wir dem Hauptquartier entgegen. Pferde und Sattelzeug sind bestens geputzt, der Patronengurt mit eingestecktem Seitengewehr wird umgehängt. Es ist ein heißer, staubiger Tag. Da nach einem scharfen Ritt von 2 Stunden noch immer nicht das Nahen des Kommandos sich bemerkbar macht, satteln wir an einer schattigen Wasserstelle im Fischfluß ab und lassen unsere warm gewordenen Tiere verschnaufen.

Endlich zeigen sich am Horizont, in der Richtung der Pad, Staubwolken. Rasch wieder aufgesattelt und weiter geritten. Wir haben aber noch eine tüchtige Wegestrecke

zurückzulegen, ehe wir die Spitzen, der das Kommando begleitenden Kompagnie Ritter, erreichen. Rechts und links der Pad sichern starke Patrouillen den Marsch des Hauptquartiers. „Vorsichtig vorreiten, daß wir nicht als Witbois angeschossen werden", scherzen wir, denn es ist schon alles dagewesen.

Hinter dem der Spitze folgenden Vortrupp der Kompagnie reitet Exz., neben ihm sein Stabschef Major v. Redern, hinter ihm die übrigen Herrn des Stabes.

Würde der fast weiß gewordene, starke Vollbart ihn nicht als ältesten Offizier erkennen lassen, an seiner Uniform würde man unsern Kommandeur nicht erkannt haben, ebensowenig die übrigen Offiziere des Kommandos. Derselbe arg mitgenommene Schlapphut, derselbe schlichte Kakhirock, dieselben Reithosen und Stiefel wie der Reiter. Jeder hat den Patronengurt umgehängt und führt am Sattel das unvermeidliche Gewehr. Abzeichen sind nicht vorhanden. Die Pferde sind wie die der Reiter vorschriftsmäßig bepackt und an der linken Packtasche, selbst Sr. Exz., hängt das unvermeidliche Koppi (Kaffeetasse) aus Emailleblech, das kein im Felde erfahrener Reiter mitzuführen vergißt.

Vorschriftsmäßig erfolgt die Meldung bei dem verehrten Führer, der mit kurzem Händedruck dankt. Der Marsch wird dabei nicht unterbrochen, die Sonne steht schon sehr hoch und Roß und Reiter sehnen sich nach dem kühlenden Schatten. Beim Kreuzen des Fischflusses werden noch einmal die Pferde getränkt und dann gehts nach Gibeon hinein.

Von der Feste grüßt die deutsche Flagge, auch die wenigen Häuser des Platzes haben die Heimatsflagge gehißt. Die Mannschaften der Etappe sind im Marschanzuge vor der Feste angetreten. Stramm meldet unser mit dem schwarz-weißen Bande geschmückte Wachtmeister, ein alter

Schutztruppler, die Besatzungstruppe. Exz. reitet dicht an die aus den verschiedensten Kompagnien und Batterien zusammengesetzte Abteilung heran, jeden scharf ins Auge fassend. Er ist zufrieden. „Na, ich sehe Euch noch öfter," — die Reiter können wegtreten.

Es ist bereits Mittag. Exz. hat seit heute früh schon 46 km hinter sich und begibt sich in sein Quartier, das der liebenswürdige Bezirksamtmann bereitwilligst dem Stabe zur Verfügung gestellt hat.

Jedoch nur Exz. und die ältesten Herren vom Stabe nehmen das Anerbieten an, die übrigen Offiziere schlagen ihr kleines Zelt unter den Bäumen des Fischfluß-Ufers auf, um die sich das Lager der Stabswache gruppiert.

Von einem Vorstoß in die Kalahari.

Fünfundzwanzigster April 1905. Die schon seit einigen Tagen vom Auob her erwartete 1. und 2. Komp. Feld-Regiments Nr. 2 rückten heute mittag unter Führung des Hptm. Manger ein. Sie sollen im Hudop-Gebiet und Nord-Bethanien, in Gemeinschaft mit der Abteilung Zwehl, gehörig aufräumen und dieses — immer noch von feindlichen, größeren und kleineren Banden durchschwärmte Gebiet — gründlich säubern. Leider ist die Weide um Gibeon herum schon stark abgefressen, die Kompagnien müssen am Nachmittag noch nach dem 14 Kilometer entfernten Farmplatz Hanaus abmarschieren. Leute und Tiere der Abteilung sind erschöpft. Beide Kompagnien kommen direkt aus der Kalahari, in welche sie vorgestoßen waren, um gewaltsam den Verbleib Hendriks und seiner Stämme festzustellen.

Einen mir von Windhuk her bekannten Zahlmeister, dessen Bart infolge der Aufregungen und Strapazen in kurzer Zeit fast völlig ergraut war, treffe ich nach langer

Zeit bei dieser Abteilung wieder. Er ist selbstverständlich mein Gast, und beim Dampfe einer von ihm lange entbehrten Zigarre, die wir uns nach dem üblichen afrikanischen Kaffee anzünden, erzählte er mir folgendes über diesen Zug in die Kalahari:

„Wir waren von Harruchas am Auob aufgebrochen, um nach Osten zu in die Kalahari zu stoßen. Hendrik Witboi sollte nach Aussage einiger Buschleute mit einem großen Teil seines Volkes an einem Wassertümpel sitzen, der ungefähr 2—3 Tagesmärsche vom Auob entfernt sei.

Des langen Wartens am Kalaharirande müde, waren wir froh, endlich einmal zu einem Schlage gegen den verschmitzten „Alten" ausholen zu können. Unsere Aufgabe war nicht leicht, das wußten wir und schwere Tage standen uns bevor, doch lieber neuen Strapazen entgegengehen, als zur Untätigkeit verdammt an den nackten Ufern des Auob noch lange liegen zu müssen.

Die Regenzeit ging dem Ende zu und offene Wasserstellen waren in der Kalahari kaum zu erhoffen. Mit Wasser mußten wir uns daher vor dem Abmarsch so reichlich, wie möglich, versorgen. Im Lager wurden alle aufzutreibenden Gefäße mit Wasser gefüllt und auf den mitzuführenden Ochsenwagen verladen. In praktischer Weise ließen wir unsere wasserdichten Zeltbahnen zu Wasserschläuchen zusammennähen und als solche verwerten. Alles überflüssige Gepäck blieb im Lager zurück.

So gut als möglich ausgerüstet, marschierten wir — zwei Kompagnien und eine halbe Batterie — der aufgehenden Sonne entgegen. Unser Weg führte beständig über die quer zu unserer Marschrichtung sich erstreckenden Dünen, die wellenförmig die Kalaharisteppe, im Westen beginnend und nach Osten sich allmählich verflachend, durch=

ziehen. Sie geben dieser Steppe, die alles andere als eine Wüste ist, ihr charakteristisches Gepräge.

Schwer haben die Ochsen zu ziehen, um die Höhen der Dünenkämme mit den schweren Fahrzeugen, deren Räder bis an die Achsen in den losen Sandboden eindringen, zu erklimmen. Oft müssen die begleitenden Reiter in die Speichen der Räder greifen, um die Fahrzeuge vorwärts zu bringen. Ist eine Düne glücklich genommen, dann winkt nicht weit entfernt eine zweite, die wieder dieselbe harte Arbeit kostet. Auch für die Pferde ist das ständige Auf- und Abklettern der Dünen äußerst anstrengend, obwohl die Reiter stets absteigen und ihre Tiere am Zügel führen.

Zwischen den einzelnen Dünen liegen langgestreckte, muldenförmige Täler, die in der Regel reichlich mit gutem Weidegras bestanden sind. Die Dünen-Hänge und Kämme sind fast ausnahmslos mit Busch und Bäumen bewachsen. Wie der oft reiche Gras-, Busch- und Baumwuchs der Kalahari beweist, muß in den Tiefen derselben doch genügende Feuchtigkeit vorhanden sein, das Wasser tritt nur nicht zu Tage.

Während der Regenzeit bilden sich in geeigneten Vertiefungen der Steppe Tümpel und Wasserlöcher, jedoch der durchlässige Boden und die heißen Sonnenstrahlen lassen in kurzer Zeit das feuchte Element bald wieder verschwinden.

Menschenleer und unübersehbar dehnte sich die ungeheure Steppe vor uns aus, die sonst nur von wenigen, vereinzelt herumstreifenden Buschleuten bewohnt wird. Um so reicher zeigte sich in ihr das tierische Leben. Zahlreiche Herden von Springböcken und Rudel der größeren Antilopenarten, wie Gemsböcke und Kudus, konnten wir während unseres Marsches beobachten. Selbst der scheue Strauß,

den wir sonst nie zu Gesicht bekamen, kreuzte wiederholt einzeln und in kleinen Trupps unsern Weg.

Wohl brannte uns das Jagdfieber des öfteren in den Adern, es war der Nähe des Feindes wegen aber jedes Jagen streng verboten.

Die Kalahari ist heute wohl noch der Tummelplatz des südafrikanischen Wildes. Sie ist das Eldorado des Jägers, dem es gelingt, in die wege- und wasserlose Steppe einzudringen. Zum Glück für das reiche Tierleben, das hier noch einen sicheren Zufluchtsort vor beutegierigen, weißen und farbigen Aasjägern besitzt, schreckt der Wassermangel der Steppe den fremden Eindringling zurück.

So waren wir zwei Tage und Nächte mit möglichster Beschleunigung vormarschiert. Von der Höhe jeder Düne zeigte sich immer dasselbe Bild und das gleiche Gesicht der Steppe. Wehe dem Reiter, der hier von der Truppe abkommt. Er findet sich in der völlig gleichförmigen Landschaft nicht wieder zurück.

Unsere Spitze begleiteten zwei aufgegriffene, landeskundige Buschleute, die uns an die Wasserstelle Hendriks führen sollten. Als wir in der zweiten Nacht das breite Bett eines trockenen Riviers passierten, es war der Elefantenfluß, mußten wir nach Angabe der Buschleute in der Nähe der „Vley" angekommen sein.

Vorsichtig wurde im Morgengrauen weitermarschiert. Der Gegner sollte überrascht werden. Alles harrte gespannt der kommenden Dinge. Wie die ersten Sonnenstrahlen über dem östlichen Horizont auftauchten, steht unsere Spitze an einem völlig ausgetrockneten Tümpel. Nur Reste ehemaliger Pontoks zeugen noch davon, daß Hendrik hier mit seinem Orlog gesessen, den Platz aber vor längerer Zeit bereits verlassen haben muß.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

Wieder eine Enttäuschung nach harter Arbeit, wie so manche andere in diesem Lande!

Während wir unter uns über unser Pech noch weidlich schimpfen, bringt eine Patrouille einige Buschleute an, die sich in der Nähe des verlassenen Hottentottenlagers wie die Schakale herumgetrieben hatten. Durch einen unserer eingeborenen Treiber wird rasch eine Verständigung mit den kleinen, braunen Leuten bewirkt, die bis auf einen schmalen Schurz völlig nackt und nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren. Allerdings sind die in einem Lederbeutel auf dem Rücken getragenen Pfeile, mit künstlich gefertigten Knochenspitzen, und mit einem fast auf der Stelle tötenden Gifte versehen, recht gefährliche Waffen. Eine gespendete Tabakplatte unterstützt wirksam ihren guten Willen uns Auskunft zu geben. Sie bekunden, daß die Witbois etwa noch einen Tagesmarsch an einer weiter südöstlich gelegenen Vley säßen.

Unter Führung dieser Gesellen wird der Marsch wieder angetreten. Noch einmal sinkt die Sonne hinter den Dünen, die wir überwanden, und eine weitere sternenhelle, kühle Nacht marschieren wir in die schweigende Kalahari hinein, in deren Tiefe nur ab und zu das helle Gekläff eines Schakals oder das Schwirren einer aufgescheuchten Kette von Laufhühnern ertönt. Am Morgen sind wir wieder dicht vor dem ersehnten Ziele.

Von einer Düne aus sehen wir zu unserer großen Freude eine ausgedehnte Werft mit hunderten von Pontoks vor uns liegen.

Es ist zwar ziemlich still in dem weiten Hottentottenlager, doch sieht man einige Gestalten sich in demselben bewegen.

Die Abteilung hält, läßt die Ochsenwagen aufschließen und vorsichtig die Geschütze auf dem Dünenkamme in Po-

sition bringen. Die beiden Kompagnien nähern sich indessen, so weit als möglich von beiden Seiten und gegen Sicht gedeckt, der Werft. Auf ein Zeichen jagen die Reiter, die letzten hundert Meter im Galopp, von allen Seiten in die feindliche Werft hinein.

Doch kein Feind macht sich bemerkbar. Nur einige alte Weiber und ein alter kampfunfähiger Hottentott stürzen ängstlich aus den Pontoks. Im übrigen ist das Nest leer und der Vogel ausgeflogen.

Wir erwischten nur die in erschreckender Häßlichkeit und Schmutz erstarrenden alten Nachzügler, die zum Auflesen von Heuschrecken, einem Leckerbissen der Hottentotten, hier zurückgeblieben waren. In Süd-West-Afrika kommt eben immer alles anders, wie man denkt!

Die Gefangenen sagten aus, daß Hendrik die Werft bereits einige Tage verlassen habe und weiter südlich an einer anderen Wasserstelle säße, die aber auch nur wenig Wasser habe und die er deshalb in Kürze aufgeben werde.

Unser energische Führer kam aber nach reiflicher Überlegung zu dem Entschluß, der Spur Hendriks nicht weiter zu folgen, sondern am Abend den Rückmarsch anzutreten, so schmerzlich die Tatsache auch war, so nahe dem Ziele, das wohl einen vollen Erfolg versprach, wieder umzukehren.

Andererseits war zu bedenken, daß die gefundene Vley fast völlig ausgetrocknet und das erhoffte Wasser nicht mehr vorhanden war. Nur eine schlammige, übelriechende Brühe deckte den Boden der Wasserstelle, die selbst unsere nicht verwöhnten Ochsen nur mit Widerwillen und vom quälenden Durste getrieben, vorsichtig annahmen. Die armen Pferde aber ließen die Köpfe hängen und bliesen mit weit aufgerissenen Nüstern in das ekelhafte Naß, das

sie größtenteils unberührt ließen, obwohl sie nicht minder durstig wie die Ochsen waren.

War vorwärts kein Wasser zu finden und das war voraussichtlich anzunehmen, so waren Mensch und Tier verloren. Der Weg nach Harruchas zurück war weit und wohl an 140 Dünen mußten mit entkräfteten Reitern und Tieren wieder passiert werden. Wie sehr wir uns auch auf einen eventl. Erfolg unseres Zuges freuten, der Entscheidung des stets beherzten Führers mußten wir völlig beipflichten. Er hatte die Verantwortung und tat, was allein richtig war.

Abseits der Hottentottenwerft, die wir in Brand steckten, damit sie unserm verschlagenen Feinde nicht wieder ein willkommenes Obdach gewährte, schlugen wir unser Lager auf, um bis zum Abend zu rasten. In der Nähe des Lagers weideten unsere Tiere.

Als am Nachmittage unsere Ochsen von der Weide angetrieben wurden, um rechtzeitig die Fahrzeuge für den Rückmarsch zu bespannen, fielen plötzlich aus der Richtung von der Wasserstelle her einige Schüsse.

Das können nur Hottentotten sein! Sofort eilt eine Patrouille unter Führung des Leutnants Wimmer vor, um die angriffslustigen Hottentotten abzufangen. Wir glaubten bestimmt, es seien nur einige Nachzügler, die uns am Morgen bei der Überraschung der Werft entschlüpft waren.

Wie der vorwärts eilende Offizier sich mit seinen Reitern der Düne an der Wasserstelle nähert, schlägt ihm ein heftiges Schnellfeuer entgegen. Der ganze Dünenkamm verwandelt sich in eine feuerspeiende Schanze. In wenigen Sekunden war der brave Offizier eine Leiche, neben ihm fallen zwei Reiter, während es den übrigen, etwas zurückgebliebenen Leuten der Patrouille gelingt, Deckung zu finden

und das Feuer des auf dem überragenden Dünenrücken eingenisteten Gegners zu erwidern.

Beim ersten Krachen des Schnellfeuers war es uns allen im Lager klar, daß wir einen starken Feind vor uns hatten, der völlig überraschend auftauchte. Sicher hat Hendrik unsern Anmarsch bemerkt, uns unbelästigt in seine Werft gelassen und sich in den Hinterhalt gelegt, waren die ersten Gedanken, die uns blitzschnell durchzuckten.*)

Im Nu waren die zum Glück schon an das Lager herangetriebenen Pferde gesattelt, die Ochsen eingespannt, die Fahrzeuge marschfertig gemacht. In wenigen Minuten eilte eine Kompagnie mit einem Geschütz der im Gefecht liegenden, hart bedrängten, kleinen Abteilung zur Hilfe, während die andere Kompagnie und das zweite Geschütz vorläufig zum Schutze des Lagers zurückblieben, denn jede Sekunde mußte man einen überraschenden Angriff des Lagers erwarten.

In breiter Front schlug der voreilenden Kompagnie das Feuer der Hottentotten von der stark besetzten Düne entgegen. Es mußten mehr wie hundert Gewehre sein, die duraus nicht sparsam mit ihrer Munition umgingen.

Unsere braven Reiter ließen jedoch den Gegner, der nun so überraschend dennoch erschienen war, nachdem man ihn lange vergeblich gesucht hatte, nicht weiter in seiner gut gewählten Stellung sich ausdehnen. Energisch wurde der Feind rechts und links in der Flanke angegriffen und zurückgedrängt. Besonders das durch den Oberleutnant v. Bredow kaltblütig geleitete Geschütz verfehlte nicht seine Wirkung.

*) Nach späteren Gefangen-Aussagen war es tatsächlich Hendrik selbst, der mit etwa 150 Orlogleuten von der erst kürzlich aufgesuchten Wasserstelle zurückgekehrt war und nun bei seiner verlassenen Werft überraschend auf die deutsche Abteilung stieß.

Nach kurzer Zeit räumten die Hottentotten die Stellung und jagten auf ihren bereit gehaltenen Pferden in schnellstem Tempo davon. Das Geschütz sandte ihnen zum Abschied noch einige Granaten nach, die in die durch die Reiter aufgewirbelten Staubwolken hinein sausten.

In der verlassenen Stellung fanden wir die Leichen von 6 Hottentotten, die übrigen Toten und Verwundeten hatten sie in üblicher Weise mitgeschleppt, um die Verluste dem Gegner möglichst zu verbergen. Zahlreiche Blutspuren zeigten, daß ihnen der Angriff schwere Verluste gekostet hatte.

Leider hatten auch wir den Verlust von sieben Toten und vier Verwundeten zu beklagen. Unter den Verwundeten befand sich auch unser stets hilfsbereite Stabsarzt, der unserer zunächst ins Feuer geratenen Patrouille zu Hilfe eilte und hierbei durch einen Schuß durch beide Beine schwer verwundet wurde. Trotz seiner eigenen schweren Verletzungen behandelte er unsere Verwundeten von der Krankenbahre aus, seinem Unterpersonal die nötigen Weisungen und Anleitungen gebend.

Wenn sonst im allgemeinen die Hottentotten unsern Verwundeten gegenüber nie grausam waren, so machten sie diesmal eine traurige Ausnahme. Einer unserer Reiter, der beim Vorgehen des Leutnants Wimmer bis in die feindliche Stellung gelangt war, stürzte vor dieser verwundet zusammen. Hottentotten schlichen sich an den Wehrlosen heran und bohrten ihm das eigene Seitengewehr in den After. So fanden ihn die zur Hilfe geeilten Kameraden. Mehrere Tage litt der schrecklich Verletzte an seiner qualvollen Wunde, auf dem Rückmarsch erlöste der Tod ihn von seinen schweren Leiden.

Unter einem großen Dornbaume begruben wir unsere Gefallenen, ihnen als letzten Gruß eine Salve über das

gemeinsame Grab in der stillen, weltfernen Kalahari sendend. Es war eine schlichte und doch ergreifende Toten-Feier, die uns unvergeßlich bleiben wird.

Eine Verfolgung des geworfenen Feindes war aus den schon gesagten Gründen ausgeschlossen.

Beim Aufgehen des Mondes traten wir den Rückmarsch an. Zwar waren wir mit Hendriks Macht dennoch zusammengestoßen und hatten ihn mit schweren Verlusten geworfen, ein voller Erfolg wars aber wieder nicht, das las man von jedes Reiters Gesicht.

Fast lautlos zog die Kolonne in der schweigenden Nacht dahin. Kein Gespräch, kein aufmunterndes Wort war in den langsam dahinziehenden Reihen zu hören. Müde nickte ein Teil der Reiter im Sattel, andere ließen die Bilder des letzten Tages stumm an ihrer Seele vorübergleiten.

Beim Halt am anderen Morgen gab es den Rest unseres Wasservorrates zum Kaffeekochen. Nur für die Verwundeten und Kranken war noch eine kleine Reserve aufgehoben worden.

Den Pferden wurden „Schamas", eine bittere, aber äußerst wasserreiche Melonenart, die häufig ganze Strecken der Steppen mit ihren gelben, runden Früchten bedeckt, gesucht und ihnen diese zerschnitten im Freßbeutel gereicht. Die Ochsen suchen die Früchte bei eintretendem Durfte selbst auf der Weide, schlagen sie mit den Hufen auf und fressen sie in großen Mengen.

Auch unsere Reiter griffen notgedrungen zu der gelben Melone, die wie eine bittere Gurke schmeckt. Dem Europäer ist sie aber in der Regel wenig bekömmlich, sie erzeugt Magenbeschwerden und ruhrartigen Durchfall. Der an die Schamas gewöhnte Hottentott kann dagegen sich wochenlang mit denselben ohne Wasser behelfen.

Am zweiten Tage unseres Rückmarsches erreichten wir wieder das trockene Bett des Elefantenflusses und fanden hier, freudig von uns begrüßt, die halbe 7. Batterie, die uns von Harruchas mit gefüllten Wasserwagen entgegengekommen war. So gut als an diesem Tage hat mir bisher in S. W. kein Tropfen Wasser gemundet.

In der guten Weide am Rivier hielten wir einen Rasttag zur Erholung von Mensch und Vieh und konnten dann, sichtlich gestärkt, die letzte Durststrecke von zwei Tagen bis zu unserm alten Lagerplatz ohne Schwierigkeiten zurücklegen. Trotz aller Strapazen und dem dauernden Wassermangel hatten wir, außer unserm Gefechtsverlust, nur den Abgang von etwa einem Dutzend Pferde zu beklagen."

Ganz ohne Erfolg wird auch dieser Vorstoß nicht bleiben. Hendrik ist mit seinem Anhange immer tiefer in die wasserlose Steppe gedrängt und nach dem Austrocknen der letzten Vley wird auch so mancher Hottentott den qualvollen Durst kennen lernen, obwohl das Volk, an den Genuß der Schamas gewöhnt, längere Zeit auch ohne Wasser leben kann.

Ein großer Teil der Gefolgschaft Hendriks ist, nach Nachrichten zuverlässiger Eingeborener, bereits der ständigen Verfolgung durch die deutschen Truppen müde und würde sich ergeben, wenn sie nicht ihren Kapitain fürchteten, vor dem sie eine geradezu abergläubische Furcht hegen.

Das Hauptquartier hält es an der Zeit, jetzt den Hottentotten eine Aufforderung zur freiwilligen Ergebung zugehen zu lassen. Folgende Proklamation wird vom Kommando gefertigt und in zahlreichen Exemplaren in deutscher und in Nama-Sprache hergestellt:

An
die aufständischen Hottentotten.

„Der große mächtige deutsche Kaiser will dem Volk der Hottentotten Gnade gewähren und hat befohlen, daß denen, die sich freiwillig ergeben, das Leben geschenkt werde. Nur solche, welche bei Beginn des Aufstandes Weiße ermordet, oder befohlen haben, daß sie ermordet werden, haben nach dem Gesetz ihr Leben verwirkt.

Dies tue ich Euch kund und sage ferner, daß es denjenigen, welche sich nicht unterwerfen, ebenso ergehen wird, wie es dem Volke der Herero ergangen ist, das in seiner Verblendung auch geglaubt hat, es könne mit dem mächtigen deutschen Volke erfolgreich Krieg führen. Ich frage Euch: wo ist heute das Volk der Herero, wo sind heute seine Häuptlinge? Samuel Maharero, der einst Tausende von Rindern sein Eigen nannte, ist gehetzt wie ein wildes Tier über die englische Grenze gelaufen, er ist so arm geworden, wie der ärmste der Feldhereros und besitzt nichts mehr. Ebenso ist es den anderen Großleuten, von denen die meisten das Leben verloren haben, und dem ganzen Volk der Herero ergangen, das teils im Sandfeld verhungert und verdurstet, teils von deutschen Reitern getötet, teils von den Owambos gemordet ist.

Nicht anders wird es dem Volk der Hottentotten ergehen, wenn es sich nicht freiwillig stellt und seine Waffen abgibt. Ihr sollt kommen mit einem weißen Tuch an einem Stock, mit Euren ganzen Werften und es soll Euch nichts geschehen. Ihr werdet Arbeit bekommen und Kost erhalten, bis nach Beendigung des Orlogs der große Kaiser die Verhältnisse für den Frieden neu regeln wird. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Wer hiernach glaubt, daß auf ihn die Gnade nicht Verwendung finden könne, der soll auswandern, denn wo er sich auf deutschem Gebiet blicken läßt, da wird auf ihn geschossen werden, bis alle vernichtet sind.

Für die Auslieferung von an Ermordungen Schuldigen — ob tot oder lebend — setze ich folgende Belohnung:

für Hendrik	5000	Mark
„ Stürmann	3000	„
„ Cornelius	3000	„

Für die übrigen schuldigen Führer je 1000 Mark.

Der General der Deutschen
und des mächtigen großen Kaisers.
gez. v. Trotha.

Es wäre zu wünschen, daß dieser Erlaß Erfolg hat. —

Sechsundzwanzigster April. Der Generalstabschef Major von Redern besichtigt eingehend die Feste und die Magazine. Es ist nicht ausgeschlossen, daß von Gibeon aus auch Keetmannshoop und der Süden verpflegt werden muß. Der Baiweg, das ist die Zufuhrstraße von der Lüderitzbucht nach Keetmannshoop, versagt immer mehr. Nur unter Opferung von zahllosen Zugtieren ist es bisher möglich gewesen, der Etappe Keetmannshoop den erforderlichen Nachschub zuzuführen. Der größte Teil der im Süden operierenden Truppen ist aber auf die Zufuhr aus der Kapkolonie und die Gnade und Ungnade der Engländer angewiesen. Ein trauriger Zustand. Der oft genug geforderte Bahnbau wird aber daheim immer abgelehnt.

Machen die Engländer uns Schwierigkeiten in der Zufuhr von der Kapkolonie aus, dann bleibt nichts übrig, als auch den Süden auf der schon bis Gibeon 350 Kilometer langen Etappenstraße, zu verpflegen. Bis Keetmannshoop müßte dann jedes Pfund Mehl, jedes Korn

Hafer 550 Kilometer und bis zur Südgrenze oder dem Orange, gar 8—900 Kilometer per Achse befördert werden. Welch ungeheurer Fuhrpark dann erforderlich sein wird, kann man sich kaum vorstellen. Ob es praktisch überhaupt durchführbar ist, wäre eine andere Frage. Jedenfalls könnte man für die in solchem Falle entstehenden Kosten zwei Eisenbahnen von Windhuk bis zum Orange bauen. —

Gegen Abend trifft einer der Söhne des im ganzen Süden unserer Kolonie bekannten Löwenjägers Duncan*) bei uns ein. Die Familie sitzt schon lange Jahre vor der deutschen Besitzergreifung, einige hundert Kilometer scharf östlich von Gibeon, an der Wasserstelle Persib, die bereits zur Kalahari gehört. Der Vater ist ein Engländer, die Mutter eine Bastardsfrau.

Vater Duncan ist, außer seinem eigentlichen Metier als Viehzüchter, ein eifriger Nimrod. Jährlich zog er mit seinen Söhnen zur Regenzeit in die Kalahari und kehrte stets mit reicher Jagdbeute zurück. Selbst Löwen gab und gibt es außer zahlreichem anderen Großwild in derselben noch genug. So mancher reiche Engländer ist im Laufe der Jahre aus der Kap-Kolonie gekommen und hat den weiten Weg zur Wasserstelle Persib nicht gescheut, um mit Duncan in der Kalahari zu jagen.

Der alte Duncan ist wohl der älteste weiße Ansiedler, der im Namalande sein dauerndes Heim aufschlug. Ursprünglich nur als nomadisierender Jäger in das Land gekommen, hatte er sich im Laufe der Zeit seßhaft gemacht

*) Nach einem Kriegstelegramme Ende Juni 07 ist einer der Duncan'schen Söhne, von aus der Kalahari hervorgebrochenen Simon Kopper Hottentotten, bei der Wasserstelle Daberas — in der Nähe Gibeons — ermordet worden.

und die Tochter eines vermögenden Bastards zur Frau genommen. Weiße Frauen gab es damals noch nicht im Lande.

Duncan war mit allen Hottentottenstämmen bekannt und befreundet. Die Eingeborenen achteten und fürchteten ihn zugleich, den weißen Jäger mit der nie fehlenden, schweren Repetierbüchse.

Als das Deutsche Reich vom Namalande Besitz ergriff und in den neunziger Jahren die Kämpfe mit den Witbois und anderen Stämmen unvermeidlich wurden, war es wohl erklärlich, daß Duncan, der geborene Engländer, nicht sympathisch der deutschen Regierung gegenüber stand, die nun Herr des Landes wurde. Bis dahin war er selbst Herr und König des weiten Jagdfeldes am Kalaharirande, das keiner europäischen Macht gehörte, gewesen.

Mit Recht oder Unrecht beschuldigten die später sich niederlassenden deutschen Ansiedler den alten Jäger, offen oder insgeheim, gemeinschaftlicher Umtriebe mit den Eingeborenen. Man konnte dem Alten jedoch nichts beweisen. Nach und nach befreundete sich Duncan aber mit den neuen Verhältnissen unter der deutschen Regierung. Seine Tochter heiratete sogar einen deutschen Schutztruppen-Reiter, der sich als Farmer in der Nähe des Auob ansiedelte.

Beim Ausbruch des Aufstandes war es dem erfahrenen Eingeborenenkenner sogleich klar, das es sich diesmal nicht nur um einen Streich gegen die Deutschen handelte, sondern es dem Leben aller Weißen galt. Als dazu in den ersten Aufstandstagen sein deutscher Schwiegersohn eins der ersten Opfer der Hottentotten wurde, waren seine Symathien für den Stamm, mit dem er so oft während fast eines Menschenalters Freud und Leid geteilt hatte, für immer dahin.

Seine Tochter hatte sich zu uns nach Gibeon geflüchtet, mit seinen Söhnen, ihres Vaters würdigen unerschrockenen

Jägern und Reitern, blieb der Alte zunächst ruhig auf seiner Farm sitzen. Er fürchtete die ihm am besten bekannten Hottentotten nicht, denen er Rache für den Tod seines Schwiegersohnes geschworen. So mancher der gelben Gesellen, die sich im Umkreise der Duncan'schen Besitzung spüren ließen, mußten ihren Vorwitz mit einer sicheren Büchsenkugel des Alten oder seiner Söhne büßen.

In der letzten Zeit hatte jedoch Duncan seine Farm geräumt und war nach Keetmannshoop gezogen. Zwar hatten die stets schußsicheren Gewehre des Alten und seiner Söhne die Hottentotten bisher vor einem Angriff abgeschreckt, auf die Dauer konnte die ständige Beunruhigung durch einen so verschlagenen Feind aber auch der alte Löwenjäger nicht vertragen. Seine Söhne waren größtenteils bei den die Kalahari bewachenden deutschen Abteilungen, als landeskundige Führer eingetreten, um sich gegen die nun bestens gehaßten Feinde zu betätigen.

Der soeben Angekommene hatte die Abteilung Manger von Gochas nach hier begleitet. In der letzten Nacht war ihm bei einer Marschrast sein Pferd entlaufen. Er hatte beim Morgengrauen die Spur desselben aufgenommen und sich dabei von der Abteilung entfernt. Plötzlich stößt er auf einen bewaffneten Kaffer, dem er als geübter Jäger aber zuvor kam und ihn herunterschoß. Der tödlich getroffene Schwarze konnte noch aussagen, daß er von Gibeon entflohen sei und sich der Bande Samuel Isaaks angeschlossen habe, die nicht weit vom Kalkrande, an einer verborgenen Wasserstelle säße.

Als Bestätigung der Aussage erhielt Duncan in demselben Moment Feuer von 6—7 Hottentottengewehren. Nur mit Mühe schlug er sich durch die ihn bedrängenden Hottentotten hindurch und kam nach mehrstündigem Marsche und ziemlich erschöpft, ohne Pferd in Gibeon an.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Er meldet sich aber sogleich beim Hauptquartier, bekommt sofort wieder ein Pferd und reitet noch in der Nacht mit einer Patrouille nach dem Auob zurück, für den Major v. Estorff wichtige Aufträge mitnehmend.

Major v. Estorff hatte gemeldet, daß sich am südlichen Auob Spuren zeigten, die auf ein Durchbrechen der in der Kalahari sitzenden Hottentotten nach dem Westen schließen ließen. Die Wasserstellen werden schärfer besetzt. Alles ist gespannt, an welcher Stelle der alte Fuchs Hendrik erscheinen wird. Anscheinend wird auch ihm das Wasser knapp und unentbehrlich.

Vierter Mai 1905. Das Hauptquartier setzt alle verfügbaren Kräfte ein. Die als Bedeckung dienende Kompagnie Ritter marschiert heute von hier nach dem Tsub, von welchem Banden gemeldet werden. Ein Geschütz der Etappe schließt sich der Kompagnie an.

Am nächsten Morgen trifft die kleine Abteilung v. Arnim hier ein. Sie wird mit allen entbehrlichen Leuten der Stabswache und der Etappe nach dem Kalkrand marschieren, um die gemeldete Bande Samuel Isaaks aufzuheben. Von Osten her kommend werden zwei Kompagnien der Abteilung Estorff mitwirken. Wenn die Gesellschaft nur nicht verschwunden ist, ehe unsere Reiter herankommen.

Neunter Mai 1905. Die Abteilungen sind abmarschiert. Das Hauptquartier hat in anerkennenswerter Weise die letzten Leute der Stabswache hergegeben. Auch auf der Etappe sind nur einige nicht entbehrliche Leute zurückgeblieben. Ziel der Truppen ist eine Wasserstelle bei Goamus, an der Samuel Isaak noch sitzen soll. Der Abteilung hat sich der Missionar Spellmeyer aus Gibeon angeschlossen, der mit den Hottentotten unterhandeln will, falls sich

Gelegenheit hierzu bieten sollte. Am 11. soll von allen Seiten die gemeldete Werft angegriffen werden.

Vierzehnter Mai 1905. Vom Kalkrand trifft die erste Meldung unserer Abteilungen ein. Die von verschiedenen Seiten angesetzten Truppen waren am 11. früh an der Wasserstelle zusammengetroffen, fanden jedoch wie gewöhnlich das Nest leer und den Vogel ausgeflogen.

Die Spuren zeigten, daß Samuel Isaak wenige Stunden vorher abgezogen sein mußte. Die Truppe verfolgte die gefundene Fährte und erreichte am 13. an dem Brunnen von Mukorob die geflohene Bande. Die Wasserstelle liegt am Fuße des Kalkrandes.

Trotzdem die angreifende Abteilung in der Morgendämmerung und mit größter Vorsicht vorging, wurde sie von den Wachen der Hottentotten erspäht. Einige Alarmschüsse fielen und wie der Wind sausten die Hottentotten den steilen Kalkrand hinauf, in den eingeschnittenen Schrunden desselben wie die Katzen emporklimmend. Den beiden Geschützen der Truppe gelang es zwar noch aufzufahren und den Höhenrand unter Feuer zu nehmen. Ein halbes Dutzend der Flüchtlinge blieb im Feuer liegen.

Die Flucht der Bande war eine derartig panikartige, daß sie ihr ganzes Vieh, ihre wenigen Habseligkeiten und ihr Lagergerät im Stiche ließen. Siebzehn Weiber, ein Kerl und ein Haufen Kinder fielen uns bei der Verfolgung in die Hände. Es ist kein großer Erfolg, trägt aber dennoch dazu bei, die Hottentotten mürbe zu machen.

Sechszehnter Mai 1905. Unsere kleinen Abteilungen kehren vom Kalkrand zurück. Eine der von Osten gekommenen Kompagnien ist der geflohenen Bande auf den Fersen geblieben. Leider sind die armen Pferde so ermattet, daß sie die mit der Geschwindigkeit eines Springbockes fliehenden Hottentotten wohl nicht einholen werden.

Gott Lob haben wir aber bei diesem Zuge keine Verluste gehabt.

Die mitgebrachten Gefangenen sehen furchtbar heruntergekommen aus. In der Kalahari und auf der ständigen Flucht vor den Deutschen muß es ihnen recht schlecht gegangen sein. Nur wenige zerrissene Fetzen bedecken ihre Blößen. Die Kinder sind völlig nackt. Ihre aufgetriebenen Leiber stechen von den spindeldürren Gliedern erschreckend ab.

Käfer, Raupen, Wurzeln und Beeren der Dornbüsche sind in letzter Zeit wohl fast ihre einzige Nahrung gewesen.

Die Gesellschaft ist froh, sich in der Gefangenschaft der Deutschen zu befinden, jetzt brauchen sie wenigstens nicht mehr zu hungern. Sie erzählen, daß ein Teil der Männer in der Kalahari den Versuch gemacht hätte, dem Kapitain und seiner Gewalt zu entfliehen. Hendrik hätte sie aber einholen lassen und dann höchst eigenhändig mit dem Schambock furchtbar gezüchtigt. Sie seien größtenteils des Krieges überdrüssig.

Zwanzigster Mai 1905. Die von Mukorob verjagte Bande Samuel Isaaks schien sich nach Osten, dem Auob zu, gewendet zu haben. Dort stieß am 16. Mai eine Patrouille der 5. Batterie, auf dem Wege von Gochas nach Harruchas, auf etwa 40 Hottentotten, die von Westen kamen.

Von den 4 Reitern der Patrouille kehrte leider nur der Führer nach Harruchas zurück.

Der armen Patrouille ist es genau so gegangen, wie es in dem von unseren Reitern am Lagerfeuer oder auf dem Marsche gesungenen Liede heißt:

In Afrikas Gefilden,
Auf wildem Klippensteg,
Durch Dornbusch bahnt sich mühsam
Patrouille ihren Weg.

Den Feind gilts zu erspähen,
Rings lauert die Gefahr.
Mög Gott der Herr dich schützen,
Du brave Reiterschar.

Da plötzlich kracht's und knattert's,
Es tobt und heult und lärmt;
Der Feinde wilde Bande
Die Reiterschar umschwärmt.

Wie Hagel prasseln Kugeln,
Ein Stöhnen, Ächzen, Schrein!
Das muß ein heißes Ringen
Ein hartes Kämpfen sein.

Zurück, und bring die Meldung:
„Der Feinde Schar in Sicht! —
Es gilt ein wildes Reiten,
Zurück und zaudre nicht."

Wie da der Reiter jaget
Ein Todesritt ist das,
Der Felsenweg zeigt schaurig
Die Spur, — ein blutig Naß.

Der Feind auf seinen Fersen,
So geht's durch Blut und Graus.
Die Meldung kommt zur Stelle,
Die Treue, die hielt aus.

Von unsern Kolonnen.

Dreiundzwanzigster April. Mit der Auffüllung unseres Magazins wird es ernst. Die Tätigkeit des bei der ersten Kolonnen-Abteilung in Kub neu aufgestellten Fuhrparks von 110 Ochsenwagen, macht sich bemerkbar. Heute, am ersten Ostertag, trifft eine Staffel desselben mit 15 Wagen Hafer ein. Das lohnt sich schon. Jeder Wagen hat 80 Ctr. ge-

laden, die Ochsen sind noch frisch und leisten etwas. Führer der Staffel ist Lt. v. Schweinichen. Ein zweiter ihm unterstellter Transport trifft morgen früh ein.

Man kann die Ochsenwagen nicht in größeren Trupps marschieren lassen. Fünfzehn Wagen à 20 Ochsen sind 300 Ochsen. Sind diese recht durstig, so saufen sie eine kleine Wasserstelle völlig leer. Für die übrigen wäre dann kein Wasser mehr vorhanden. v. Sch. meldet sich bei Sr. Exzellenz, der ihn von Windhuk aus kennt.

„Na, Schweinichen, wo stecken Sie denn jetzt?“ fragte er den direkt von der Pad gekommenen Offizier. „Bei der schweren Reiterei, Exzellenz“ war die prompte Antwort. „Was“, sagte der erstaunte Kommandeur, „schwere Reiterei? — Wie soll ich das verstehen?“ „Ich bin bei der Ochsenwagen-Kolonne kommandiert, Exzellenz!“ Der liebenswürdige Führer, der auch in ernsten Lagen einen schlagfertigen Witz nicht übel nahm, mußte in das Gelächter der Anwesenden mit einstimmen. „Sind ein verfl...... Kerl, Schweinichen,“ brummte er und ladet den braven Sch. zum Frühstück ein.

Genau so wie dem Lt. v. Sch.*) gehts so manchem ehemaligen Kavallerie-Offizier. Mit dem sehnlichsten Wunsche, an die Front zu kommen, nach dem fernen Südwestafrika hinausgezogen, muß ein großer Teil unserer Offiziere bei den Kolonnen Dienste tun. So mancher Garde-Kavallerist führt hier, statt eines Zuges bunter Reiter, den ihm anvertrauten Transport Ochsen- oder Eselwagen.

Mit Buren und farbigem Gesindel schlägt er sich monatelang durch das Land. In der Armee sieht man in der Regel verächtlich auf den Train herab und zwar mit

*) Lt. v. Sch. starb am 27. 11. 05. bei der Verfolgung einer Hottentottenbande den Heldentot.

großem Unrecht. Hängt schon in Europa außerordentlich viel von der Leistungsfähigkeit dieses Heeresapparats ab, in Südwestafrika währen wir ohne die vollste und ausdauerndste Pflichterfüllung seitens desselben, verloren.

Die Leistungen unserer Kolonnen werden hier von den Truppen voll und ganz anerkannt. Es gehören feste Nerven und ein gestählter Körper dazu, um Tag für Tag und Nacht für Nacht auf der Pad zu ziehen. Nicht wenige Reiter und Offiziere haben nun schon ein Jahr lang ununterbrochen Kolonnendienst getan. Stillschweigend und ohne Aussicht auf kriegerische Lorbeeren, die ihren Kameraden an der Front winken, erfüllen sie, rastlos weiter ziehend, ihre schwere Pflicht. —

Einundzwanzigster Mai, Sonntag. Wieder eine Kolonne in Sicht. Es sind 12 Ochsenwagen, die von Windhuk kommen. Eine halbe Stunde vor dem Ziel seiner langen Fahrt, bleibt der Transport am Ufer des Fischflusses liegen. Er kann nicht mehr, die Ochsen sind völlig ermattet. Heute sollen die Tiere ruhen, morgen früh wollen sie versuchen hereinzukommen. Der Führer des Transports bringt die wenig erbauliche Meldung, daß seine Ochsen wahrscheinlich an der Lungenseuche erkrankt sind. Einige Tiere seien in den letzten Tagen bereits eingegangen. — Das fehlte uns noch gerade hier im Süden zu allen anderen Schwierigkeiten Die Lungenseuche der Rinder überträgt sich furchtbar schnell und würde bei einem vollen Ausbruch unsere ganzen Ochsenwagen lahmlegen.

Ein Veterinär reitet sofort zu der verdächtigen Kolonne heraus, kann aber trotz eingehendster Untersuchung Lungenseuche nicht feststellen. Gott Lob! Die Ochsen des Transports sind sämtlich überanstrengt und die gefallenen Tiere ein Opfer der andauernden Strapazen geworden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Am nächsten Morgen kommen die Wagen glücklich auf der Station an. Die Fahrzeuge werden hier liegen bleiben und die Bespannung sich einige 14 Tage auf unserm Viehposten erholen.

Gleichzeitig trifft ein zweiter Transport von Kub kommend ein, dessen Wagen mit Eseln bespannt sind. Es ist der kleine südafrikanische Esel, der hier zum Unterschied von den Maultieren und Mauleseln „Donky“ genannt wird. 24—26 Tiere sind vor einen leichten Ochsenwagen gespannt, der 50 Ctr. geladen hat. Für die kleinen Tiere ist das eine erstaunliche Leistung. Zwanzig schlechte Ochsen leisten nicht mehr wie eine gleiche Anzahl dieser Esel. Allerdings trekkt (zieht) eine Eselkolonne furchtbar langsam. Oft kommt sie nicht mehr wie 10 km am Tage vorwärts. Die Tiere aber sind sehr genügsam und brauchen wenig Wasser, zwei Umstände, die den Esel in diesem Lande wertvoll machen. Wo der Ochse keine Weide mehr findet, da wird der Esel immer noch satt. Er frißt alles, selbst Dornen, Disteln und Wurzeln.

Ein wüster Spektakel tobt um die anmarschierende Esel-Kolonne. Das farbige Treibergesindel läuft an der langen Reihe der paarweise hintereinander gespannten Esel auf und ab, hier schimpfend und schreiend, dort mit den Peitschen in roher Weise auf die kleinen Esel einhauend. Mit Sanftmut bringt man allerdings keinen Eselwagen vorwärts. Der Esel ist, wie allgemein bekannt, ein sehr störriges Tier und paßt es der Bespannung aus irgend einem Grunde nicht mehr anzuziehen, so bleiben die biederen Esel steifbeinig stehen und lassen sich eher totschlagen, als daß sie einen Schritt weiter gehen. Wehmütig lassen sie die langen Löffel hängen, erdulden gleichgültig die auf sie niederhagelnden Prügel, rühren sich aber nicht vom Flecke. Endlich kommt ihnen dann plötzlich der Gedanke, weiter zu marschieren. Mit

einem Rucke ziehen sie gleichzeitig an und es geht so lange vorwärts, bis einem oder mehreren die Lust anwandelt, nicht mehr mit zu machen, dem sich die große Masse dann alsbald willig wieder anschließt. —

Am Magazin angelangt, fährt Wagen neben Wagen ordnungsmäßig auf und wird sofort entladen. Die Ladung eines jeden Wagens wird auf Grund der mitgeführten Ladeverzeichnisse genau geprüft. Der Führer ist immer froh, wenn alles gestimmt hat und er mit einer bezüglichen Bescheinigung den Rückmarsch antreten kann. Auch die Esel scheinen es zu ahnen, daß sie ihrer Lasten ledig sind. Mit melancholischem I-a, I-a fängt einer an zu schreien, der ganze Chor setzt alsbald dem guten Beispiel folgend ein, so, daß der ganze Platz erdröhnt. Ein solcher Eselsang von mehreren hundert Tieren, prägt sich dem Ohre für immer ein.

Achter Juni. Früh um 5 Uhr kommt schon ein Teil einer Kolonne hereinmarschiert. Es sind wieder Eselwagen. Einige Fahrzeuge können aber nicht durch den tiefen Sand am Fischfluß kommen. Sie sind stecken geblieben und sollen später folgen. Doch Stunde auf Stunde vergeht, und die Wagen kommen immer noch nicht. Man hört das Geschrei der Treiber bis in der Feste, die Kolonne ist aber in dem dichten Gebüsch, am Ufer des Riviers, nicht zu sehen. — Wie mir die Sache doch zu langweilig wird, lasse ich meinen Gaul satteln und reite hinunter. Richtig, die Wagen stecken bis an die Achsen in dem weichen Sand des Flußbettes und, trotzdem an einem Fahrzeug nach und nach 60 Esel vorgespannt sind, kommen sie nicht vorwärts.

Dieses Bild! Die lange Reihe von Tieren vor dem Wagen, und um denselben ein Haufen wüster Treiber, Kapgesindel, Kaffern, Hottentotten und Bastards, eine wahre Musterkarte farbigen Gesindels. Man haut mit Peitschen,

Knüppeln und allem möglichen Werkzeug auf die armen Tiere ein, die sich nicht von der Stelle rühren.

Verwundert betrachtet mich die Bande, der ich, mit dem Schambock in der einen, mit dem Revolver in der andern Hand, in sehr kurzer Zeit das Handwerk lege. Zwei Reiter der Bedeckung, die bei den Wagen zurückgeblieben, waren diesem Troß gegenüber machtlos. Nachdem man den ermatteten Grautieren eine kleine Pause gegönnt und die Räder der Wagen mit dem Spaten herausgegraben hatte, zogen die Tiere ohne Schwierigkeiten an und ohne besondere Mühe durch die schlechtesten Stellen der Pad hindurch. —

Die trockene Zeit hat jetzt eingesetzt, die Weide wird mit jedem Tage schlechter. Den Zugtieren kann leider nicht die erforderliche Ruhe gegönnt werden. Trotzdem sie von den andauernden Märschen matter und matter werden, müssen sie immer wieder vorwärts. Es mangelt überall an dem notwendigen Nachschub. Die Kräfte der Kolonnen werden daher bis zum äußersten angespannt. Was an Tieren zusammenbricht, bleibt liegen. An den Etappenstraßen reiht sich Kadaver an Kadaver. Tote Ochsen wechseln mit Maultieren, Pferden und Eseln in bunter Reihe. Es ist ein Glück, daß die trockene Luft die Kadaver in kürzester Zeit austrocknet und mumifiziert. Schakale, Hyänen und Aasgeier helfen bereitwilligst an dem Aufräumungswerk. Vom Etappen-Kommando ist zwar die Verbrennung des Aases längs den Etappenstraßen befohlen worden, aber woher Leute und Petroleum zu diesem Zwecke nehmen?

Sechster August. Nach Gibeon sind drei Kolonnen der 5. Proviant-Kolonnen-Abteilung verlegt worden. Die Abteilung ist die letzte der formierten Kolonnen. Während die Fahrzeuge der übrigen Proviant-Kolonnen mit Maultieren bespannt sind, hat diese Kolonnen-Abteilung für sämtliche Wagen Esel als Bespannung erhalten. Denselben

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

kleinen Esel — Donky — wie ihn die Wagen des Fuhrparks der 1. Kol.-Abtlg. führen.

Soeben trifft die erste Staffel der Abteilung unter Lt. v. Hundelshausen, von Windhuk kommend, ein. Sie hat zu dem Marsch nur 15 Tage gebraucht. Es ist dies eine Leistung, die so leicht keiner dem Führer der Staffel, mit gleichem Material nachmachen wird. Dabei befinden sich die Staffel und die Tiere in bester Verfassung. Allerdings bekommen die Esel dieser militärischen Proviantkolonne täglich eine kleine Haferration. Es ist zwar nicht viel, aber immerhin ausreichend, um die genügsamen Tiere bei Kräften zu erhalten.

Vor jeden Proviantwagen sind 10 Esel gespannt. Jeder Wagen ladet 20 Centner. Rechnet man aber ein Drittel der Ladefähigkeit für den eigenen Proviant der Begleitmannschaft und der Zugtiere, so bleibt nicht mehr viel übrig, was an das Magazin abgegeben werden kann.

Die Leute der Esel-Kolonnen haben einen schweren Dienst. Während die Maultiere vom Bock gefahren werden können, müssen die Fahrer der Eselwagen größtenteils neben den Tieren laufen und dieselben antreiben und führen. In der dünnen Luft und der sengenden Sonnenglut, werden unsere Reiter das nicht lange aushalten. —

Siebzehnter August. Die langen Monate der trockenen Zeit machen sich bei unserm Kolonnen-Verkehr immer betrübender bemerkbar. Die in diesem Jahre etwas knappe Weide ist längs der Kolonnenstraßen, infolge des außerordentlichen Verkehrs, ziemlich aufgefressen. Das Gras wird dürrer und dürrer und verliert immer mehr an Nährkraft. Ochsen und Esel, die lediglich auf die Weide angewiesen sind, werden jeden Tag matter. Ochsenwagen, die früher in vier Tagen von Kub nach Gibeon fuhren, brauchen jetzt 8—10 Tage zur Zurücklegung derselben Strecke.

Eine der zuletzt von Windhuk angekommenen Kolonnen hat sogar volle 6 Wochen zur Bewältigung des Marsches gebraucht. Die Tiere sind mager wie die Skelette und erliegen nach und nach den ungeheuren Anstrengungen. Das Material ist durch die Dauerleistungen völlig verbraucht und geht nun ein. Von sechzig Stück Ochsen, eines Wagentransports von Kub nach hier, sind achtzehn Stück unterwegs eingegangen, d. i. fast ein Drittel.

Mit den Esel-Kolonnen geht es ebenso. Trotzdem die Grautiere sehr genügsam sind, reicht die abgefressene Weide aber auch für sie nicht mehr aus. Den andauernden Anstrengungen im schweren Zuge sind sie nicht gewachsen. Massenhaft geht auch dieses arme Viehzeug zu Grunde.

Heute erhalten wir Ersatz von Zugochsen, sie kommen diesmal von der Lüderitzbucht. Es sind 250 Stück, die für unsern Fuhrpark bestimmt sind. Als die Tiere in der Lüderitzbucht landeten, waren sie sicher alle gut und brauchbar. Bei uns trifft aber ein wirklich auserlesener Schund von schlappen und völlig unbrauchbaren Ochsen ein.

Auf dem weiten Wege, von der fernen Bucht nach hier, hat jede Truppe, die den Transport kreuzte, ihre schlappen und schlechten Ochsen, — „der Not gehorchend und nicht folgend eigenem Triebe," — kurzerhand umgetauscht. Die Truppe muß vorwärts, sie hilft sich eben, wie und wo sie kann.

Nun haben wir den ganzen Truppenschund hier, von dem unterwegs eine Reihe stattlicher Exemplare eingegangen ist und sollen damit die Lücken unserer Fahrzeuge ergänzen. Zum Trekken ist aber kein Stück mehr brauchbar. Wir werden sie der Reihe nach als Schlachtochsen verwerten und aufessen müssen.

Viel Fettaugen werden allerdings auf der Bouillon nicht zu sehen sein.

Einige Tage später. — Zur Überwindung des Wüstengürtels von der Lüderitzbucht bis zur ersten Wasserstelle im Innern, Kubub, sind schon seit einigen Monaten Kamele verwendet worden. Sie haben sich gut bewährt. Im allgemeinen wurden sie dazu benutzt, Gras und Wasser an solche Stellen der Namib zu tragen, an denen die Wagentransporte bei der Durchquerung derselben rasten. Den Kolonnen ist es dadurch möglich geworden, ohne große Verluste an Zugtieren, die ca. 120 km breite Durststrecke zu überwinden. Auch im Innern der Kolonie sind bei den Truppen mehrfach Kamele zur Verwendung gelangt. Bei einigen, in das Sandfeld und dem Ovamboland ausgeführten Erkundungsritten, haben sie wertvolle Dienste geleistet. Die Abteilung des Major v. Estorff bekam einige dreißig Stück, um mit Hülfe derselben in die Kalahari vorzustoßen. Hendrik ist nun aber bereits aus derselben herausgekommen und sitzt nicht weit von uns im Hudop-Gebiet. v. Estorff ist ihm gefolgt. Er schickt uns heute sein Kamelkorps, um Hafer für seine Abteilung zu holen.

In langer Reihe, ein Kamel hinter dem andern, kommt die eigenartige Kolonne heranmarschiert, mit Riesenschritten ausschreitend. Den Zug eröffnet ein alter Oberleutnant zu Pferde, hinter ihm trabt ein vollbärtiger Sergeant auf einem weißen Maultier, das auf einem Auge erblindet ist; mit Räude sind beide Tiere behaftet. Nun folgen die Kamele, langbeinig, im schaukelnden Paßgang, auf dem Höcker hier und da ein schwarzer Führer oder einer unserer Reiter tronend. Zehn Kameele sind immer durch ein Leitseil verbunden. Ein Dutzend Reiter, das als Bedeckung der Kolonne dient, hat die Abteilung, der es an Pferden mangelt, auf den kleinen Eseln beritten gemacht, die nur im ständigen Trabe den weitausschreitenden Kamelen folgen können. Für die Reiter ist es aber keine leichte

Arbeit, die störrischen Esel im Trabe zu erhalten. Einige der Leute haben derartig lange Beine oder kleine Esel, daß sie mit den Füßen den Boden berühren.

Es ist ein unglaublich drastisches Bild, wie es im Leben nicht oft geboten wird. Der Kontrast der verschiedenen Gestalten, Menschen und Tiere wirkt derartig, daß die ganze Besatzung der Etappe zusammenläuft und sich vor Lachen krümmt. Die riesenhaften Dromedare, die kleinen Esel, die schwarzen und weißen Reiter, — alles ausgesprochene Gegensätze.

Die Kolonne hält. Die Kamele folgen dem Zuruf ihrer Führer. Brummend und mit den Zähnen fletschend, knien sie sich nieder und werden abgesattelt. Der Fremde darf sich ihnen nicht vertrauensvoll nahen, sie sind bissig und heimtückisch. Wie der Führer erzählte, ist erst vor einigen Tagen ein Schwarzer von einem wütenden Kamele völlig zerrissen worden.*)

Auch die Kamele haben durch die andauernden Anstrengungen gelitten. Der Fetthöcker ist ziemlich zusammengeschrumpft und verschiedene Tiere haben durch die ihnen aufgebürdeten Lasten sich schwere Druckstellen zugezogen. Je nach Leistungsfähigkeit wurden die eingetroffenen Kamele mit 3—4 Sack Hafer à 1 Zentner beladen, nachdem sie einige Stunden geruht und geweidet hatten.

Das Aufladen der Lasten ertragen die Dromedare höchst unwillig. Es ist gut, bei solcher Gelegenheit den Tieren möglichst aus dem Wege zu gehen. Unter fortwährendem Geschrei und Gestöhne erheben sie sich schwerfällig nach fertiger Beladung und werden erst wieder ruhig, sobald sie

*) In einer der letzten Verlustlisten wurde ein Feldwebel aufgeführt, dem durch Kamelbisse Luft- und Speiseröhre zerrissen und das Rückgrat gebrochen worden war.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

sich in Marsch setzen. Die flott ausschreitende Kamel-Kolonne verschwand bald unsern Blicken hinter dem nächsten Höhenzuge.

Ein Patrouillen-Gefecht.

Sengend und dörrend strahlte der glühende Sonnenball, an einem schönen Sonntag nachmittag, der letzten Märztage des Jahres 1905, vom wolkenlosen, tiefblauen, südafrikanischen Himmel, auf Gibeon herab. Die Regenzeit ging dem Ende zu. Der Fischfluß, der mehrere Wochen in einer Breite wie der Elbstrom seine gelben, hoch angeschwollenen Wassermassen brausend zu Tal sandte, war bereits wieder auf das Niveau eines kleinen Flüßchens zusammengeschrumpft. Das frische Grün der Gräser, das die voraufgegangenen Regen mit zauberhafter Schnelle selbst aus den trockensten Stellen des ausgedörrten Bodens hervorgelockt hatten, färbte sich bereits gelb und fahl. Nur die zahlreichen Dornbüsche, die einzeln und in Gruppen die Hänge der Fischflußberge und die weiten Steppen beleben, prangten noch im Blütenschmucke ihrer unzähligen, gelben und weißen Blütenröschen, deren gewürziger, balsamischer Duft die Steppe zur Blütezeit erfüllt. Zitternd und flimmernd lagerte die erhitzte Atmosphäre über dem tief eingeschnittenen Tale des Fischflusses mit seinem parkähnlichen, immergrünen Baumbestand, der galerieartig die Ufer des Flusses einrahmt, den terassenförmig aufsteigenden Fischflußbergen und den sich anschließenden Steppen der weiten Hochebene des Namalandes.

Im Schatten der Veranda der kleinen, auf dem Gipfel einer in das Fischflußtal ragenden Bergnase gelegenen Feste, die der massive, viereckige, mit Schießscharten durchbrochene und mit Zinnen gekrönter Wartturm trotzig überragt, saß eine kleine Gesellschaft Schutztruppenoffiziere, in

mehr oder weniger abgerissenen, verschiedenartigen Felduniformen, um einen gedeckten Kaffeetisch.

„Welch' ein unerhörter Luxus, hier im Felde gegen die Hottentotten, einen richtig gehenden Tisch, eine Decke und wirkliches Kaffeegeschirr zu haben", scherzte einer der sonnenverbrannten, hageren Gestalten, dessen Antlitz ein kräftig sprossender roter Vollbart einrahmte. Dieser „Luxus" war aber auf der im Getümmel des Aufstandes bisher unversehrt gebliebenen Station erklärlich, die nun schon mehrere Monate gewissermaßen Standquartier der Abteilung Z. geworden war.

Von hier aus hatte die Abteilung bereits zweimal Vorstöße den berüchtigten „Hudup" hinauf in das Bethanier-Land gemacht, um die sich immer wieder in diesem zerrissenen und kaum passierbaren Gebirgsgelände sammelnden Bethanier-Hottentotten unter Cornelius und Elias zu vernichten. Der Feind hatte zwar bei jedem Zuge gegen ihn Haare lassen müssen, aber zu einem wirklich vernichtenden Schlage war es, infolge des mit seiner Heimat vertrauten, verschlagenen und mit der Schnelligkeit eines Wildes flüchtigen Gegners, nicht gekommen.

Vor 10 Tagen war die Abteilung, bestehend aus 2 Kompagnien und einer halben Batterie, von einem Streifzuge zurückgekehrt, um sich in Gibeon wieder neu auszurüsten und zu verproviantieren. Die scharfkantigen Steine und Felsen und das Dorngestrüpp des durchzogenen und oft durchkletterten Geländes, hatten Schuhzeug und Kleidung völlig zerfetzt. Kein Stiefel war ganz geblieben; die bloßen Füße sahen vorne heraus und Strümpfe kannte man schon lange nicht mehr.

Ebenso heruntergekommen wie die Menschen waren auch die Zug- und Reittiere. Die Pferde hatten die Eisen verloren und gingen größtenteils lahm. Die Köpfe gesenkt,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Augen tief in den Höhlen liegend, schlichen sich die infolge ständiger Anstrengungen und Entbehrungen völlig entkräfteten Tiere nur noch mühsam weiter. Dieser traurige Zustand wurde durch die im Süden grasierende Räude noch verschlimmert. Mit dem von der ansteckenden Hautkrankheit teilweise enthaarten Körper und den nackten, oft aufgesprungenen und blutrünstigen Fraßstellen, boten die armen Pferde ein Bild des Jammers und des Mitleides. Selbst die sonst so widerstandsfähigen Ochsen hatten sich in dem steinigen Klippengelände fußweh gelaufen und lahmten nicht weniger wie die Pferde.

Zur Vervollständigung der Strapazen der Abteilung war auf dem Zuge auch wieder einmal der Proviant ausgegangen und acht Tage hatte die Truppe von dem leben müssen, was ihr von den knapp bemessenen Portionen vorher übrig geblieben war.

In diesem Zustande nach Gibeon zurückgekehrt, erhielt, wie schon erwähnt, die Abteilung vom Hauptquartier den dringenden Befehl, den Vormarsch schleunigst wieder aufzunehmen. Aber ohne Stiefel, ohne Proviant, mit zusammengebrochenen Pferden und lahmen Zugochsen ließ sich die prompte Ausführung des Befehls nicht ermöglichen.

„Ich kann nicht, muß Ersatz abwarten“, lautete die Antwort des besonnenen und ruhigen Führers.

Endlich waren die ersehnten Kolonnen und der angeforderte Pferdeersatz, soweit sich solcher beschaffen ließ, eingetroffen. „Morgen sollte es wieder in den schönen Hudup gehen!“ Offiziere und Reiter brannten darauf, nun endgültig mit der Bande abzurechnen, mit der sie schon zweimal ohne besonderen Erfolg die Klingen gekreuzt hatten.

Die kleine Gesellschaft am Kaffeetisch befand sich deshalb in fröhlicher Stimmung. Man war des unfreiwilligen Wartens müde und besprach lebhaft die Ereignisse der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

letzten Zeit, den bevorstehenden Abmarsch und den hinterlistigen Gegner. Besonders aufgeräumt war Oberleutnant von Bülow, der bisher schon mehrere Jahre der Schutztruppe für Kamerun angehört hatte.

Voll Tatendrang beseelt, hatte er seine Versetzung nach Süd-West-Afrika bewirkt, um statt gegen die Negerstämme im dichten Urwald des tropischen Kameruns, gegen die Hottentotten auf den weiten Steppen Südwestafrikas kämpfen zu können.

Nach seiner Überzeugung war der mit vergifteten Pfeilen und Speeren, im dichten Waldgestrüpp im Hinterhalt liegende Busch-Nigger, mindestens so gefährlich, wie der Hottentott. Er zeigte immer noch keine besondere Achtung vor der Schießfertigkeit und Gefährlichkeit des kleinen aber verschlagenen, braunen Gegners, trotzdem er erst vor wenigen Wochen, gelegentlich einer schwierigen Patrouille am Kalaharirande, nur mit knapper Not und unter Verlust einiger Leute und seines Pferdes einem gefährlichen Hinterhalte entronnen war.

„Ich halte die Hottentotten immer noch für schlechte Schützen", behauptete v. B., „denn hätten die Kerle besser geschossen, durften sie mich bei einem auf fünfzig Schritte abgegebenen Feuer nicht fehlen." Scherzend wurde ihm zugerufen: „Wenn Sie diesmal aus dem Hudup wiederkommen, sprechen wir noch einmal darüber!"

Am nächsten Tage setzte sich die Abteilung in Marsch. —

Mehrere Wochen war die Truppe in dem überaus schwierigen Gelände zwischen Hudup und Kutib hin- und hermarschiert, ohne auf die Bande des Cornelius zu stoßen, der seinen Verfolgern stets geschickt auswich. Ihn mit einer Patrouille von 2 Offizieren und 33 Mann aufzusuchen, erhielt Oberleutnant v. Bülow, auf seinen Wunsch, den Auftrag des Abteilungs-Führers, während der Rest der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Abteilung, ermüdet von den bisher erfolglosen, anstrengenden Märschen, ein Lager bei der kleinen Station Maltahöhe bezog.

Bereits nach wenigen Tagen glückte es dem energischen alten „Kameruner“, in der Nähe der Wasserstelle Huams, die frischen Spuren einer starken Hottentottenbande aufzufinden. Man hatte den langgesuchten Gegner endlich vor sich. An der Wasserstelle nächtigte die Patrouille, um am andern Morgen behufs Herbeiholung der Abteilung zurückzureiten.

Am frühen Morgen, bevor die ersten Sonnenstrahlen die langgestreckten Bergkämme im Osten in einem feurigen Rot erstrahlen ließen, machte sich die Patrouille zum Abmarsch fertig. Leutnant Fischach ritt mit einigen Reitern voraus, um die Spuren in der Nähe des Lagers noch einmal festzustellen. Kaum aber hatte die kleine Reiterschar sich ungefähr 1000 m von dem Lagerplatz entfernt, als ihr aus nächster Nähe ein furchtbares Feuer entgegenschlug. Hinter jedem Busch, hinter jeder Klippe zuckte der blendende Feuerstrahl auf, während von dem versteckten Gegner nicht eine Hutspitze zu erspähen war.

Einige Reiter stürzten mehr oder weniger schwer verwundet von den Pferden, anderen wurden die Tiere unter dem Sattel erschossen. Der an der Spitze reitende Lt. F. erhielt einen Prellschuß an den Kopf, ein zweiter Schuß durchbohrte seine Ohrmuschel direkt am Kopfe. Besinnungslos stürzte auch er aus dem Sattel, konnte aber zum Glück noch sein Gewehr aus dem Gewehrschuh reißen. Die wenigen Unverletzten oder Leichtverwundeten sprangen wie der Blitz von den Pferden herunter, deckten sich, so gut es im Augenblicke dieser völligen Überraschung ging und nahmen dann energisch das Feuer gegen den übermächtigen

Gegner auf. Inzwischen kam Lt. F. wieder zur Besinnung und konnte die Verteidigung seiner Leute leiten.

Im Lager hörte man das plötzliche, stark einsetzende Feuer und ohne zu zögern sprengte Oberleutnant v. Bülow mit 14 Reitern seinen bedrängten Kameraden zu Hülfe, dem Rest der Patrouille die Verteidigung der Wasserstelle aufgebend.

Dem mutigen Oberleutnant gelang es in kürzester Zeit, an die von den Hottentotten fast eingeschlossene, im schweren Feuer-Gefechte liegende Patrouille heranzukommen und auf dem gefährdesten Flügel Luft zu schaffen. In wenigen Minuten trafen den tapferen Führer jedoch zwei Schüsse, die ihm den rechten Oberschenkel fast völlig zerschmetterten.

Trotz grimmigster Schmerzen behielt er aber das Kommando und leitete das Feuer seiner Leute ruhig weiter. Da erhielt der Ärmste einen dritten Schuß in denselben Oberschenkel und zwei weitere Schüsse durchbohrten den Unterleib. Wohl sinkt nun der tötlich getroffene Offizier unter furchtbarsten Schmerzen um, verblieb aber dennoch bei voller Besinnung und leitete den Feuerkampf klaren Geistes weiter, obwohl der Körper schon versagte.

Das Gefecht ging weiter. Über 100 Hottentotten lagen dem Dutzend noch gefechtsfähiger deutscher Reiter gegenüber.

Im Laufe des Kampfes gelang es Leutnant F. an den so schwer verwundeten Führer heranzukriechen und ihm einen Labetrunk aus seiner Feldflasche zu reichen. Jede andere Hülfe wehrte jedoch der heldenmütige Offizier für seine Person ab. —

Stunde um Stunde verrann in dem hartnäckigen Ringen. Immer höher stieg die Sonne und brannte unbarmherzig auf den nackten Felsboden und die nach kühlem Wasser

lechzenden Verwundeten herab. Ein braver Sanitätsgegefreiter versuchte trotz des Höllenfeuers, das sofort einsetzte, sobald sich eine Reitergestalt aus der Deckung hob, den letzteren so gut wie möglich beizustehen. Nur sein Führer lehnte, nach wie vor, jede Hülfeleistung ab. Er sah dem unvermeidlichem Tode ruhig entgegen, der ihn endlich in den ersten Nachmittagsstunden von seinen qualvollen Verletzungen erlöste. —

Leider trafen die Hottentotten nur zu gut, sie wurden dem Tapferen dennoch zum Verhängnis! —

Noch bis zum letzten Augenblicke gab v. Bülow dem Lt. Fischach seine Dispositionen mit klarem Bewußtsein, indem er immer wieder betonte: „Ich führe das Kommando, so lange ich lebe.“ Wie er sein Ende kommen sah, winkte er den jüngeren Kameraden noch einmal zu sich heran, drückte ihm die Hand und sagte: „Nun sterbe ich den schönsten Soldatentod, grüßen Sie meine arme Mutter!“ — dann verschied er.

„So starb einer der pflichttreusten Offiziere! Ehre seinem Andenken!“ —

Doch weiter wogte der Kampf. An einzelnen Stellen trennten kaum 50 m den versteckten braunen Feind von den deutschen Reitern. Nach einigen anscheinend wirkungsvollen deutschen Treffern, ziehen sich die am weitesten vorgeschobenen Hottentottenschützen weiter rückwärts in sichere Deckung. Sparsam muß die kleine Reiterschar mit der Munition haushalten, die aus den Taschen der Toten und Verwundeten ergänzt wird. Trotz seiner Übermacht wagte der Gegner aber keinen entschiedenen Angriff. Er überschüttete aus seiner sicheren Stellung die wenigen Reiter immer wieder mit einem furchtbaren Feuer und einer kaum glaublichen Munitionsverschwendung. Wahrscheinlich glaubte die Bande auch den letzten Reiter aus dem sicheren Hinter-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

halte abschießen zu können, ohne die eigene, werte Person dabei zu riskieren.

Immer enger zog sich der Kreis um die deutsche Patrouille, ihr den Rückzug nach der Wasserstelle abschneidend. Beim Beginn der Abenddämmerung rief Lt. F. seinen Reitern zu: „Kinder, es bleibt uns nichts übrig, entweder lassen wir uns hier weiter abschießen oder wir schlagen uns mit dem Bajonett durch.“ — „Drauf, Herr Leutnant, wir stürmen,“ war die Antwort. Das kleine Häuflein pflanzte die Seitengewehre auf und mit einem kräftigen Hurra aus den trockenen Kehlen, stürmte es auf die überraschte Hottentottenlinie ein, die panikartig vor dem blanken Eisen einige hundert Meter zurückweicht.

Der Weg zur Wasserstelle und dem dort zurückgelassenen Rest der Patrouille, wurde durch den kühnen Angriff frei. Ohne weitere Verluste wurde diese erreicht und auch die Verwundeten sämtlich geborgen.

Ein leuchtendes Beispiel deutscher Treue gab der Bursche des gefallenen Oberleutnants v. Bülow. Während des Gefechtes hatte er Schulter an Schulter mit seinem Führer gekämpft und diesem treu zur Seite gestanden. Untröstlich war er über den Tod seines Offiziers. Beim Rückzug zur Wasserstelle wollte er nicht von der Leiche seines Herrn weichen, an deren Seite er Schuß für Schuß auf den verhaßten Gegner abgab.

„Laßt mich hier,“ rief er, als er den Befehl zum Zurückgehen erhielt, „wo mein Leutnant gefallen ist, da will ich auch sterben.“ Nur mit Gewalt war er von der Leiche seines Vorgesetzten zu trennen. Er wollte bis zur letzten Patrone aushalten, was dann kommen würde, war seinem treuen Reiterherzen gleichgültig.

Die beim Beginn des Gefechtes an der Wasserstelle gebliebenen Leute hatten sich an dieser, mit Hülfe des

überall vorkommenden Steingerölls, eingeschanzt und somit einen Stützpunkt für die im Gefecht liegenden Kameraden geschaffen. Hierhin waren auch die Pferde derselben nach Eröffnung des Feuers zurückgebracht worden. Die Hottentotten hatten aber auch die Wasserstelle unter Feuer genommen und in kurzer Zeit deckten die Kadaver sämtlicher Pferde der Patrouille den Boden, um die in aller Eile geschaffene Deckung. Ein Tier nach dem andern wurde eine leichte Beute der Hottentottengeschosse.

In der engen Schanze war nunmehr die Patrouille wieder vereinigt, die am frühen Morgen so überraschend auseinander gerissen worden war. Doch es war kein frohes Wiedersehen! — Der Führer gefallen und mit ihm so mancher brave Kamerad. Die treuen Pferde sämtlich tot, die Hauptabteilung weit entfernt und ringsum ein zäher, verschlagener und starker Feind. — Keine ausreichenden Verbandsmittel waren vorhanden, knapp die Munition und der Proviant!

Auf dem harten Erdboden wurden die stöhnenden Verwundeten gebettet, neben ihnen feuerten die übrigen Reiter auf den wieder andrängenden Feind, der selbst noch in der Dunkelheit die Wasserstelle beschoß.

Wie nun die Abteilung, welche mehr denn 50 km entfernt lagerte, benachrichtigen? Zwei sich freiwillig meldende Reiter waren bereit, sich in der Nacht durch die einkreisende Hottentottenlinie zu schlagen und die Hülfe heranzuholen.

Mit aufgepflanztem Bajonett verschwanden die Braven in der Dunkelheit. Die Nacht begünstigte ihr kühnes Unternehmen. Nach beschwerlichem Marsche erreichten sie glücklich die schon auf dem Vormarsche befindliche Abteilung und am dritten Tage konnte endlich, die immer noch von den Hottentotten eingeschlossene Patrouille, durch den Angriff der Hülfe bringenden Truppe befreit werden.

Von unsern übrigen Verbindungen hinter der Front.

Das Rückgrat oder die Basis unserer im Felde stehenden Truppen bildeten die Etappen. Von diesen gingen sie gegen den bald hier, bald dort auftretenden Gegner vor, hier kehrten sie von langen, aufreibenden Streifzügen zurück, um Mensch und Tier einige Erholung zu gönnen und die verbrauchten Bestände aller Art zu ergänzen. Kolonnen waren nicht immer verfügbar, um den einzelnen, weitverzweigten Abteilungen bis zu ihren Operationspunkten zu folgen. Die fechtenden Abteilungen mußten in der Regel für die Ergänzung ihrer Vorräte, von der nächsten Etappe aus, mit ihren Fahrzeugen selbst Sorge tragen.

Die Kolonnen verkehrten gewöhnlich nur zwischen den Etappen und füllten von rückwärts, dem Endpunkte der Eisenbahn, oder im Süden von der Küste aus, die vorgeschobenen Magazine. Die Etappenstraßen bildeten gewissermaßen die Adern des Truppenkörpers, die den einzelnen Gliedern die notwendige Nahrung zuführten. Mit den Nerven des Körpers können wir die Verbindungen vergleichen, die zwischen der Führung und den auf dem weiten Gebiet zerstreuten Truppen die Fühlung herstellten. Der Heliograph, der Telegraph und die Funkentelegraphie haben gemeinsam an der Erfüllung dieser Aufgabe auf dem Kriegsschauplatz gearbeitet, jeder Apparat sich im Besonderen bewährend.

Vom Heliographen. — Belagerung der Station Falkenhorst.

Vor dem Aufstand besaß die Kolonie, außer der Telegraphenlinie Swakopmund-Windhuk, eine Heliographenlinie, die Karibib mit Outjo im Norden und eine andere gleiche Linie, die Windhuk mit Keetmanshoop im Süden verband.

Die oft 100 Kilometer von einander entfernten Heliographen-Stationen sind in der Regel auf weithin sichtbaren Bergkuppen eingerichtet. Bei Tage wird die Verbindung der Stationen mittelst eines Lichtspiegels bewirkt, auf welchen das Sonnenlicht aufprallt. Durch Bedecken des Spiegels mit einer Scheibe wird ein kürzeres oder längeres Aufleuchten des Sonnenlichts hervorgerufen. Der lange Sonnenblitz bedeutet beim Ablesen den Strich, das kurze Aufleuchten den Punkt beim Morse-Alphabet. Eine sinnreiche und doch einfache Fernverbindung, die in Südwestafrika infolge der dünnen, klaren Luft und des fast stets unbewölkten Himmels, besonders gut arbeiten konnte und im Felde große Dienste geleistet hat. Während der Nacht tritt an Stelle des Spiegels eine durch Sauerstoff und Karbidgase gespeiste Lampe. Der Dienst der Stationen kann dadurch auch in der Dunkelheit aufrecht erhalten werden.

Die Besatzung einer Signalstation besteht in der Regel nur aus 3—4 Mann. Schon im Frieden war der Dienst auf diesen Stationen kein leichter, an Entsagungen und Entbehrungen dagegen oft reich. Der Dienst bannte die Leute an die einsamen, in völliger Wildnis und in der Regel abseits der wenigen Verkehrswege gelegenen Stationen. Die Beschaffung des notwendigen Wassers und des Proviants war oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft und auf einzelnen Stationen mußte das Wasser stundenweit von der entfernten Wasserstelle herbeigeschleppt werden.

Während des Feldzuges hat mancher brave Heliographist beim Wasserholen sein Leben lassen müssen. Die Feinde wußten, daß Wasser geholt werden mußte. Es war ihnen ein leichtes, den Wasserholern aufzulauern und aus dem sicheren Hinterhalte die tödliche Kugel zu senden.

Bei Beginn des Aufstandes wurden einige Signal-Stationen ahnungslos von den mörderischen Eingeborenen

überfallen und bis auf den letzten Mann niedergemacht. Andere wurden wochenlang eingeschlossen und konnten erst mit dem allmählichen Vordringen der Truppen befreit werden. Den tapferen, pflichttreuen Heliographisten, die auch in so schweren Zeiten nicht versagten, gebührt volle Anerkennung.

Ein treffendes Beispiel, wie es mancher Heliographenstation beim Ausbruch des Aufstandes erging, gab unsere ungefähr 18 Kilometer nördlich von Gibeon liegende Heliographenstation Falkenhorst, eine der von der alten Schutztruppe errichteten Stationen, die die Verbindung zwischen Windhuk und Keetmanshoop herstellten.

Nicht weit von dem grünen und malerisch mit Bäumen bestandenen Ufer des Fischflusses, hatte sich die kleine, aus 3 Mann bestehende Besatzung, das bescheidene Häuschen aus selbstgefertigten Lehmsteinen gebaut, das ihr als Station diente. Die Aufgabe der Heliogramme erfolgte von einer überragenden Höhe, die täglich mit dem Apparat erklettert werden mußte. So lange Ruhe im Lande herrschte, war der Dienst auf der einsamen Station noch erträglich. Die Leute konnten sich bei der Bedienung des Apparates ablösen, der nur an bestimmten Stunden des Tages arbeitete. Jahr und Tag hauste hier die Besatzung in beschaulicher Stille, als in den ersten Tagen des Oktober 1904 der Hottentottenaufstand unerwartet schnell hereinbrach.

Beunruhigende Nachrichten hatte die Station bereits in den letzten Tagen des öfteren schon nach Norden geblitzt. Am Tage der Ermordung des Bezirkshauptmanns v. Burgsdorff konnte sie gerade noch die Meldung von dem vollendeten Ausbruch des Aufstandes weiter geben, als schon eine Hottentottenbande anrückte, um die kleine Station aufzuheben.

Daß ernste Gefahr drohte, war den Heliographisten beim Empfang der letzten Heliogramme klar geworden. Noch beim „Blitzen" beschäftigt, das zur besseren Arbeit heute durch zwei Reiter erfolgte, erhielten die Beiden aus dem Gebüsch des Höhenkammes plötzlich Feuer. So schnell die beiden Leute auch in Deckung sprangen, traf einen derselben, ein baumlanger und starker Gefreiter, dennoch ein feindliches Geschoß, das ihn besinnungslos zusammenbrechen ließ. Sein treuer Kamerad, ein kleiner schmächtiger Unteroffizier, läßt ihn jedoch nicht im Stiche. Trotz der ihn umschwirrenden Geschosse schleppte er, unter Aufbietung aller Kräfte, den schweren Menschen den steilen Hang hinunter zu dem rettenden Häuschen. Zeitweise mußte er den Verwundeten liegen lassen und die nachdrängenden frechen Schufte mit wohlgezielten Schüssen zurückjagen. Endlich sind sie in Sicherheit, als sie das Häuschen erreichen und der zurückgebliebene Heliographist helfend herbeispringt.

In aller Geschwindigkeit wurde die Station in Verteidigungszustand gesetzt, Fenster und Türen verbarrikadiert und in den Wänden einige Schießscharten gebrochen. Lange ließen die Hottentotten nicht auf sich warten. Nach einigen zwecklosen Schüssen auf das Gebäude, begnügten sie sich aber mit der Beobachtung desselben, um nur dann einen Hagel von Geschossen zu entsenden, sobald außerhalb der schützenden Deckung die belagerten Reiter die geringste Blöße zeigten.

In der Dunkelheit der ersten Nächte versuchte es dann die Bande, dürres Holz und Reisig an das Haus heranzubringen, wahrscheinlich in der Absicht, das Gebäude in Brand zu stecken oder die Besatzung auszuräuchern.

Die eingeschlossenen und von der Außenwelt abgeschnittenen Reiter waren jedoch auf der Hut. Ein vorwitziger Hottentott, der sich bereits dicht an das Häuschen

herangeschlichen hatte, wurde in der sternklaren Nacht rechtzeitig erspäht und mußte sein Leben lassen. Gut getroffen hauchte der „Witboi" seine Seele unter dem Fenster des Hauses aus.

Die glückliche Abwehr des einen genügte, um die übrige Bande von weiteren derartigen Versuchen abzuschrecken. Sie hielten sich in sicherer Deckung und beobachteten nur aus schützender Ferne die Beute, die ihnen sicher erschien.

Die Stimmung und Lage der Eingeschlossenen war keine rosige; sie wußten, daß nach Verlauf der Dinge im Hottentottenlande, auf baldige Hülfe nicht zu rechnen war, gaben aber die Hoffnung nicht auf, in kurzer Zeit von Gibeon aus entsetzt zu werden. Als aber nach tagelangem Warten keine Hülfe nahte, nahmen sie an, daß Gibeon ebenfalls durch Hottentotten völlig eingeschlossen sei.

Dazu kam noch, daß der Proviant der Station, dessen Erneuerung am Einschließungstage erwartet wurde, ausgeblieben und nur einige Hände voll Mehl und eine Büchse Preißelbeeren im Hause vorhanden waren, die fast zwei Wochen lang die einzige Nahrung der drei deutschen Reiter bilden sollten.

Selbst das zum Leben durchaus notwendige Wasser fehlte den Belagerten. Als der verwundete Reiter, im Wundfieber liegend, jammernd nach Wasser lechzte, schlich sich der Unteroffizier im Schutze der Nacht durch die Hottentottenlinie zum Fischfluß und brachte unversehrt seinen Kameraden das ersehnte Naß.

Tag um Tag verrann den hungernden und immer matter werdenden Reitern in schneckenhaftem Laufe. Vor dem Hause lag die verwesende Leiche des erschossenen Hottentotten, deren furchtbarer Gestank die Luft im weiten

Kreis verpestete. Jeden Versuch, den Kadaver zu entfernen, vereitelte das dann einsetzende Feuer der Hottentottenposten.

Die ständige drohende Gefahr einer Überrumpelung zwang die beiden gefechtsfähigen Verteidiger zur schärfsten Wachsamkeit und Anspannung aller Kräfte. Dabei mußte der Verwundete, so gut als es ging, gepflegt werden, obwohl Verbandszeug und Medikamente nicht zur Hand waren. Der gefahrvolle Gang zum Wasser wurde noch des öfteren von einem oder dem andern in den folgenden Nächten gewagt. Es war stets ein kühnes Unternehmen auf Leben und Tod. Zum Glück waren aber die Hottentotten, wie immer in den Nächten, weniger wachsam als sonst.

Zwölf Tage vergingen den Belagerten in ständiger Entbehrung und Aufregung, als man freudig bemerkte, daß die Hottentottenbande im Abzuge begriffen war. Von Gibeon nahte eine starke Patrouille, vor der sich die Witbois anscheinend zurückzogen. Endlich war die ersehnte Rettung da! Sie kam gerade noch recht, denn die nur noch vegitierenden Reiter waren am Ende ihrer Kräfte angelangt. —

Vom Feldtelegraphen. — Überfall der Station Geitsabis.

Die Hauptarbeit in der Herstellung regelrechter Verbindungen leistete während des Feldzuges der Feldtelegraph. Seine Leitungen folgten schnell und sicher dem Ausbau der Etappenstraßen und den geschaffenen Etappenorten. Während vor dem Aufstand nur eine Telegraphenleitung längs der Eisenbahn zwischen Swakopmund und Windhuk bestand, ist heute bereits der Reichstelegraph von Windhuk bis nach dem Süden ausgebaut und die Drähte der Feld-

telegraphie verbinden fast sämtliche wichtigen Etappenstationen.

Solange die Witbois noch im Felde standen, gehörte es zu deren täglichen Arbeiten, unsere Telegraphenkabel zu zerschneiden. Ebensoschnell haben es aber unsere braven Telegraphentruppen immer verstanden, die Leitungen in kürzester Zeit wieder herzustellen. Oft schnitten die überall im Lande herumstreifenden kleinen Hottentotten-Banden oder einzelne Leute, tausende von Metern aus dem Draht, mit dem sie verschwanden. Wie die Hottentotten aber im Laufe der Zeit merkten, daß solche Störungen von den deutschen Reitern wieder sehr schnell ausgebessert wurden, durchschnitten sie dann nur den Draht und versteckten die Schnittstellen möglichst unauffällig im Gestein oder Gebüsch, durch welches sich die Leitung hinzog. Unsere Patrouillen mußten nun lange Zeit suchen, ehe sie derartige Stellen fanden.

Auch die Feldtelegraphisten hatten keinen leichten Dienst. Ein großer Teil von ihnen saß auf kleinen Zwischenstationen, die zur Sicherheit der Leitung und schnellen Herstellung bei Zerstörungen des Kabels, abschnittsweise zwischen die Etappenstationen eingeschaltet waren.

Oft waren nur 4 Telegraphisten auf solcher Station vorhanden, die zu manchen Zeiten Tag und Nacht von dem ständig arbeitenden Apparat sich nicht entfernen konnten. Fast täglich mußten außerdem Leitungspatrouillen geritten werden und so mancher pflichttreue Telegraphist hat beim Abreiten, des seitwärts der Pad über Busch und Stein gelegten Kabels oder bei den Kabelherstellungsarbeiten, durch eine Hottentottenkugel den Tod gefunden. Sehr häufig haben die Hottentotten die Leitung lediglich zerstört, um an der Störungsstelle die nahende Patrouille aus dem sicheren Hinterhalt abzuschießen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sie fürchteten sich auch nicht, kleinere Stationen mit Gewalt anzugreifen, wie nachstehende Tagebuch-Erinnerung beweist.

Auf unserer kleinen Etappenstation herrschte große Freude, als eines Tages, im Monat Februar 1905, der Feldtelegraph auch diesen, in der ersten Zeit des Hottentottenaufstandes oft abgeschnittenen Platz, erreichte. Die Feldtelegraphenlinie Kub am Fischfluß—Gibeon war soeben vom Zuge X der Feldtelegraphen-Abteilung betriebsfähig hergestellt worden. Eine im Süden unserer Kolonie bisher noch nicht vorhandene, vorzügliche Verbindung mit Windhuk, der Küste, dem atlantischen Kabel und der Heimat war nun gesichert.

Erschöpft von harter, an Entbehrungen und Strapazen reicher Arbeit, traf der Rest des Telegraphen-Bau-Zuges in Gibeon ein. Roß und Reiter sahen arg mitgenommen und heruntergekommen aus.

Vor 14 Tagen war die Abteilung in Kub aufgebrochen. Die Ende Januar einsetzende Regenzeit hatte ihr übel mitgespielt und die ohnehin nicht leichte Arbeit übermäßig erschwert. Über wegelose Strecken, durch Dornbusch und Klippen, steile und tiefe Schluchten überspannend, schroffe Abhänge hinauf- und hinabkletternd, mußte das Kabel verlegt werden.

Dabei hatte die schwache Abteilung, die am Tage durch die Arbeit oft weit auseinandergerissen war, scharfe Wacht gegen einen verschlagenen Feind zu halten. Einzelne schwache Telegraphen-Patrouillen waren in der letzten Zeit wiederholt von den hinterlistig, im sicheren Felsversteck lauernden, braunen Gesellen an- und abgeschossen worden.

Wie so oft im Lande, gingen dem Zuge während seiner Bauarbeit wieder einmal die Lebensmittel-Portionen aus.

Beim Abmarsch von Kub war das dortige Magazin nicht in der Lage, der abmarschierenden Truppe mehr Proviant, als für acht Tage reichend, zu verabfolgen. Das Magazin war leer, und die den Nachschub bringenden Kolonnen versagten auf den weiten Wegen.

Eine nach Kub zurückgesandte Karre, die das Eintreffen von Proviant-Kolonnen erwarten sollte, kam nicht wieder zur Abteilung zurück. Der strömende Regen hatte die sonst trocken daliegenden Riviere in reißende Bäche und Ströme verwandelt, die sich nur unter großem Zeitverlust und unsäglichen Schwierigkeiten passieren ließen. Schließlich war die Proviant-Karre in dem aufgeweichten Boden der Pad stecken geblieben und nicht mehr vorwärts zu bringen.

Sechs Tage lang hatten sich die schwer arbeitenden, braven Telegraphen Reiter mit einigen Händen voll Reis begnügen müssen und bis nach Gibeon sich durchgehungert. Der erhaltene Auftrag war aber gelöst, die Telegraphen-Linie fertig geworden.

Der Führer des Zuges, Leutnant Lutter, konnte sich bei seinem Eintreffen in Gibeon kaum noch auf den Beinen halten. Mühsam schlich er, auf einen mächtigen Stock gestützt, sich auf die Feste. Den entkräfteten Offizier hatte unterwegs die Malaria befallen. Doch vergessen waren alle Strapazen und Leiden, auf der erreichten Etappen-Station winkten einige Tage der Ruhe. — —

Am andern Morgen war es. Der Regen hatte etwas nachgelassen, doch über den Fischflußbergen hingen noch dichte Nebelschleier, bis tief in das von grünen Giraffen-Akazien und Dornholzbäumen eingefaßte, malerisch schöne Tal des großen Fischflusses.

In der gestern eingerichteten, kleinen Telegraphenstation stockte aber plötzlich seit dem frühen Morgen des Tages der Apparat. Die Leitung mußte irgendwo auf

der Strecke unterbrochen sein. Einige Reiter der Abteilung sattelten bereits ihre knochendürren, halbverhungerten und sich selbst kaum schleppenden, struppigen Gäule, um das Kabel abzureiten und den Schaden zu suchen, als plötzlich von der noch bestehenden Heliographenstation, die eine Lichtverbindung mit Windhuk und Keetmannshoop unterhielt, die Meldung einlief: „Telegraphenstation Geitsabis von Hottentotten überfallen, zwei Mann verwundet, Feind setzt Beschießung fort."

Geitsabis war eine kleine, vom Telegraphenzuge in die Linie Kub=Gibeon eingeschalte Zwischenstation.

Das einlaufende Heliogramm brachte eine wenig erfreuliche Überraschung.

Zum Glück lagerte dicht bei Gibeon, auf dem anderen Ufer des Fischflusses, die frühere Kompagnie Franke. Der Kompagnieführer, Oberleutnant Ritter, erhielt sofort Meldung von dem Überfall und Pferde einfangen, satteln und in schärfster Gangart nach der bedrängten, aber immerhin ca. 60 km entfernten Tel.=Station abreiten, war für die schlagfertige Kompagnie die Arbeit weniger Minuten.

Auch Leutnant Lutter treibt seine wenigen verfügbaren Reiter zur größten Eile an. Mit umgehängtem Gewehr eilt er auf die Feste, um für sich ein Pferd zu erbitten. Sein eigenes Tier war nach den Anstrengungen der letzten Tage zusammengebrochen. Leider kann ihm aber nur ein nicht viel weniger heruntergekommener Gaul überlassen werden, denn die Etappe hatte bereits ihre letzten brauchbaren Pferde den fechtenden Truppen abgegeben.

Obwohl die Kompagnie „Ritter" schon abgeritten ist und der Übergang über den abgekommenen Fischfluß kaum möglich erscheint, läßt sich der Offizier nicht abhalten, mit seinen wenigen Reitern den gefährdeten Kameraden zur Hülfe zu eilen. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main UB DFG

Spannungsvoll erwartet man in der Etappenstation Gibeon den Verlauf der Dinge. In der Nacht blitzte der Heliograph die Nachricht, daß die kleine Tel.-Station den Angriff der Hottentotten abgeschlagen habe.

Am nächsten Abend trifft die Kompagnie Ritter mit den Verwundeten in Gibeon ein. Auf einem Ochsenwagen, auf Gras gebettet, ruhen die beiden Reiter. Der eine hat einen schweren Schuß durch den Unterleib und die Lungenspitze erhalten, dem anderen ist durch ein feindliches Geschoß der Kolben des Gewehrs zerschmettert und ihm Holz- und Geschoßsplitter in den Kopf und Augen getrieben worden.

Trotz der langen Fahrt auf dem rüttelnden Wagen und über Stock und Stein, einmal war der Wagen sogar einen kleinen Abhang hinabgestürzt und umgeschlagen, hatten beide Reiter noch guten Mut. Auf die Frage des Arztes, der den Leibschuß des schwer verwundeten Reiters untersuchte, antwortete dieser noch humorvoll: „Es geht mir ganz gut, ich habe aber einen furchtbaren Hunger."

Dieser quälende Hunger bedeutete aber nichts mehr und nichts weniger als die Rettung des verwundeten Reiters!

Die Besatzung der überfallenen Station hatte schon seit sechs Tagen auf das Eintreffen der abgeschickten Proviantkarre gewartet. Am Tage vor dem Überfall hatten die Reiter die letzte Suppe gekocht und gegessen.

Den schwer Verwundeten traf der sonst tötliche Schuß an der Stelle, wo bei einem satten Menschen in der Regel der Magen liegt. Der anhaltende Hunger hatte aber dieses edle Organ des Reiters so zusammengezogen, daß das Geschoß nicht dieses, sondern nur den entstandenen hohlen Raum durchschlug. Andernfalls wäre er verloren gewesen. —

Die kleine Telegraphenstation bestand aus einem Unteroffizier und drei Reitern. Auf dem südlichen Höhenrand einer steil sich in die Tiefe senkenden Schlucht, in welcher die Wasserstelle Geitsabis eingebettet liegt, hatte sie ihr Lager aufgeschlagen. Auf dem gegenüberliegenden Rande stand vor dem Ausbruch des Aufstandes die Werft Samuel Isaaks, des Schwiegersohnes des alten Hendrik. Einige halbzerfallene Pontoks und die Brandstätten anderer, zeugten noch von dem früheren Vorhandensein der Hottentottenansiedlung.

Geitsabis war ein bekannter Hottentottenwechsel. Auf ihren Streifzügen von Westen nach Osten und umgekehrt wurde die sich weit hinziehende Schlucht als natürliche Paßstraße benutzt.

Für diesen gefährlichen Platz war zwar die Besatzung etwas knapp bemessen, aber woher Leute nehmen, wenn keine vorhanden sind.

So gut wie möglich hatten sich die wenigen Reiter auf ihrer entlegenen, einsamen Station eingerichtet. In einem spitz zulaufenden, runden kleinen Zelte befand sich der Morseapparat mit dem eingeschalteten Kabel. Als Behausung und Verteidigungswerk war eine kleine, niedrige Schanze, aus zusammengetragenen und mit Erde ausgefüllten Steinen, angelegt worden. Nachts wachten die Leute abwechselnd und am Tage ruhten sie, wenn nicht die Kabelleitung und der Apparat sie in Anspruch nahmen.

Es war beim Dämmern des Morgens gewesen, als der zuletzt auf Posten befindliche Reiter die übrigen Leute geweckt und in die Schlucht zum Wasserholen hinabgestiegen war. Über den Kämmen der langgestreckten Nunanib-Berge hob sich gerade der rotglühende Sonnenball und lüftete den über der Schlucht liegenden Nebelschleier, als ein furchtbares Schnellfeuer die friedliche

Morgenstille jäh unterbrach. Wütend prasselte vom jenseitigen Schluchtrande und einigen, in der Nähe des diesseitigen Randes liegenden Felsklippen, ein Hagel von Geschossen auf die kleine Station herein. Von dem völlig versteckt liegenden Feinde, der sich im Schutze der Dunkelheit herangeschlichen haben mußte, war aber nichts zu sehen. Nur die hinter den Klippen in rascher Aufeinanderfolge aufleuchtenden Feuerblitze verrieten seine Stellung.

Das kleine Telegraphenzelt wurde in wenigen Sekunden von dem Kugelhagel durchsiebt und der Morseapparat zerstört. Das Kabel war anscheinend schon vorher von der Bande nach beiden Richtungen hin zerschnitten worden, um die Verbindung der Station mit den Etappen Kub und Gibeon unmöglich zu machen.

Ein glücklicher Zufall war es, daß sich die schwache Besatzung in der frühen Stunde nicht im Telegraphenzelt sondern noch in der kleinen Schanze befand. Sie würde sonst unfehlbar dem ersten Feuer zum Opfer gefallen sein. Die Hottentotten hatten anscheinend das unscheinbare, sich kaum vom Boden abhebende Bauwerk übersehen und fest angenommen, daß sich die Reiter in dem, ein gutes Ziel bietenden Zelte befänden. Jedenfalls waren sie nicht wenig überrascht, als ihnen unerwartet das Feuer aus mehreren deutschen Gewehren kräftig erwidert wurde. Ebenso schnell konzentrierten sie nun aber ihre Geschosse auf den bereits totgeglaubten „Deutschmann", der sich hinter dem Steinwall bemerkbar machte.

Bei den ersten Salven der Hottentotten war der in die Schlucht hinabkletternde Reiter, von dem im Hinterhalt liegenden Feinden gesichtet und in wenigen Augenblicken bereits schwer verwundet worden. Zwar konnte er sich noch bis auf einige 30 Schritte an die Schanze zurückschleppen

und Deckung hinter einem Felsblock finden, brach hier aber kraftlos zusammen und blieb liegen.

Dem Feuer der in der Schanze gut gedeckten Reiter gelang es, einige sich in unangenehmer Nähe befindlichen Hottentottengewehre zum Rückzug zu bewegen. Einen günstigen Augenblick wahrnehmend, sprang einer der Reiter, ein Sanitätsgefreiter, aus der schützenden Deckung heraus und dem schwerverwundeten Kameraden zur Hülfe.

Unversehrt erreichte er den Verwundeten, kann ihn notdürftig verbinden, nimmt ihn dann auf seine Arme und trägt ihn so schnell wie möglich in die rettende Schanze.

Keine Kugel traf den Braven, trotz des sofort einsetzenden Hottentotten-Schnellfeuers, als er selbstlos sein Leben für den Kameraden wagte.

Das Feuer der Hottentotten wurde einige Stunden ununterbrochen aufrecht erhalten. Immer wieder überschütteten sie die ihnen einen Strich durch die Rechnung machende Schanze mit einem Kugelhagel, sobald einer der feuernden Reiter die geringste Blöße zeigte. Vorsichtig und mit der Munition sparsam umgehend, erwiderten die deutschen Reiter das Feuer.

Als ein feindliches Geschoß den Kolben des Gewehres, des im Anschlage liegenden Unteroffiziers, zerschmetterte und diesem die Splitter in Augen und Kopf trieb, blieben nur noch zwei kampffähige Leute zur Verteidigung des Postens übrig.

Wie nun sich aus dieser gefährlichen Lage befreien und Hülfe herbeiholen? Zwar würde in Gibeon oder Kub die Leitungsstörung bemerkt werden, es konnten aber mehr wie 24 Stunden vergehen, ehe auf das Eintreffen einer Patrouille zu rechnen war. Diese würde aber dann höchstwahrscheinlich nicht stark genug sein, um mit dem Gegner anzubinden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nur durch eine schleunige Benachrichtigung der genannten Etappen war ausreichende Hülfe zu erhoffen. Die noch gefechtsfähigen beiden Reiter wußten aber guten Rat.

Wie die Sonne genügend heraufkam, zog einer der beiden seinen kleinen Taschenspiegel hervor, ließ die Sonnenstrahlen auf ihn fallen und handhabte den Spiegel, das auffallende Sonnenlicht mit der Hand kürzer oder länger unterbrechend, wie einen Heliographenapparat.

Man wußte, daß sich auf einer, der am Horizont bemerkbaren blauen Bergkuppen, eine Heliographenstation befand. Sie würde das Aufleuchten des Spiegellichts in der unter ihr liegenden, wohl 30 km entferten Steppe, in der klaren reinen Höhenluft wohl bemerken.

Richtig, nach einiger Zeit blitzte es auf der fernen Bergspitze flimmernd auf. „Wir bemerken euch, was ist los?“ frägt der Spiegel. „Punkt — Strich, Strich — Punkt (ein kurzer, ein längerer Spiegelblitz) .... wir sind von Hottentotten angegriffen, schickt von Gibeon Hülfe!“ antwortet der kleine Taschenspiegel aus der Schanze.

„Wir haben euch verstanden, haltet aus, Hülfe kommt,“ leuchtete es nach einigen Minuten aus der Ferne zurück.

Ruhige Zuversicht gab die Mitteilung dem kämpfenden Posten. Am Nachmittage konnte Hülfe da sein.

Kaltblütig feuerten die beiden nicht verwundeten Reiter hin und wieder, auf die in ihrem Feuereifer nicht nachlassende Hottentottenbande. Endlich verstummte das Feuer der braunen Feinde, nach einigen Stunden sehr lebhafter Beschießung. Zu einem ernstlichen Ansturm auf die Schanze fehlte ihnen der Mut. Wie immer hatten sie es bei ihren Angriffen oder Überfällen versucht, den Gegner aus dem sicheren Hinterhalt nach und nach abzuschießen. Sie zogen ab. Entweder sahen sie das nutzlose ihrer Munitionsverschwendung ein oder sie hatten von ihren windschnellen

Spähern bereits Nachrichten von dem Anmarsch der Kompagnie erhalten.

Wie sich die Reiter nach geraumer Zeit vorsichtig aus der Schanze erheben, können sie an dem in der Schlucht aufwirbelnden Staube den Abzug der Bande feststellen. Ein in der feindlichen Stellung gefundenes, zerschmettertes Gewehr und zahlreiche Blutspuren beweisen, daß auch die Deutschen nicht ohne Erfolg sich ihrer Haut gewehrt hatten.

Als am Spät-Nachmittag die Kompagnie „Ritter" eintraf, hatten die Hottentotten schon einen erheblichen Vorsprung, den einzuholen, mit den durch den langen Ritt ermüdeten Pferden, unmöglich erschien. Die Kompagnie nahm die Verwundeten mit und stärkte die hungrige kleine Besatzung, durch die in den Packtaschen mitgeführten Portionen, welche man bereitwillig dem Telegraphen-Posten überließ.

Lt. Lutter war inzwischen, auf dem Ritte zu seiner bedrängten Station, nur mit Mühe und Not durch den hochangeschwollenen und reißenden Fischfluß hindurchgekommen. Aus einigen Baumstämmen hatten der Offizier und seine wenigen Reiter in aller Eile ein provisorisches Floß zusammengebaut und auf diesem Sättel, Kleidung und Gewehre, schwimmend und watend, über den in der Regenzeit gewaltige Wassermengen dahinwälzenden, breiten Strom geschifft, die matten Pferde in ähnlicher Weise an langen Leinen durchs Wasser bugsiert und nach glücklichem Flußübergang, im eiligsten Tempo den Marsch auf dem jenseitigen Ufer fortgesetzt.

Bereits nach einigen Kilometern bleibt aber eines der kraftlosen Tiere nach dem andern zitternd stehen, sie können nicht weiter. Den Reitern bleibt nichts übrig, als Halt zu machen und den Pferden die Sättel herunterzunehmen. Vielleicht sind sie noch imstande, sich nach einigen Stunden der Ruhe nach der Etappenstation zurückzuschleppen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Da läßt der nicht verzagende Leutnant seine Begleitung gänzlich zurück und eilt alleine vorwärts.

Aber auch das geliehene Etappenpferd hält nicht aus, um das Ziel zu erreichen. Zwanzig Kilometer vor Geitsabis muß es der Offizier auf der Steppe stehen lassen. Mit dem Gewehre auf dem Rücken marschiert er in der drückenden, afrikanischen Mittagshitze unentwegt seiner Station zu.

Im strömenden Regen, der am Spätnachmittag wieder einsetzte, erreichte er endlich bei Beginn der Dunkelheit seinen überfallenen Posten und die vor ihm eingetroffene Kompagnie.

Der pflichttreue Offizier, der seine Leute nicht im Stiche lassen wollte, hatte das menschenmöglichste geleistet, um seine gefährdete Station zu erreichen. Ein schweres Malariafieber warf ihn am nächsten Tage in Gibeon für längere Zeit aufs Krankenlager.

Durchaus bewährt hat sich in Südwestafrika auch die Funkentelegraphie. Überall da, wo es nicht möglich war den Kabeldraht zu ziehen oder derselbe ständig gefährdet gewesen wäre, in Geländeabschnitten, in denen auch Patrouillen nicht verkehren konnten, sogar über ausgedehnten feindliche Stellungen hinweg, strömten die Herzschen Wellen und brachten Abteilungen in ständige Verbindung, die oft 120 Kilometer weit voneinander getrennt waren.

Für den Funkenapparat gab es keine Leitungsschwierigkeiten und keine Kabelzerstörungen. Er hielt Verbindung mit den andern Stationen, mochten diese ihre Stellungen in dem Betriebs-Radius verlegen, wohin sie wollten. Ein fahrbarer Benzin-Motor setzt den auf einem anderen Fahrzeug befindlichen Energie-Erzeuger in Tätigkeit, an langem Kabel steigt der aus den mitgeführten Gasflaschen gefüllte Ballon

mit dem Sende- oder Empfangsdraht in die Höhe und der Betrieb kann beginnen.

An Stelle des Ballons werden bei günstigem Winde auch Drachen verwendet, die den wellensendenden Draht in die erforderlichen Höhen bringen.

Die Hottentotten betrachteten den hoch in den Lüften schwebenden Ballon mit abergläubischer Furcht. Sie waren der Ansicht, daß der „Deutschmann" mit diesem Ungetüm auf weiteste Entfernung in alle ihre Schlupfwinkel spähen könnte. Gefangene Hottentotten erzählten, daß ihnen beim Sehen des Ballons die Überzeugung gekommen, daß fernerer Widerstand von ihnen nutzlos sei. Sie würden von den „Deutschmanns" nun überall entdeckt und verfolgt werden.

Von schweren Verlusten ist auch die Funkentelegraphie nicht verschont geblieben.

5. Abschnitt.

Andere Erinnerungen vom Namalande.

Wie die Regenzeit einsetzt, — vom Fischfluß, — die Heuschrecken, — von den Buren, wie wir sie kennen gelernt haben, — von Mission und Ansiedlern, — von Hendrik Witboi und seinem Volke.

Neunter Februar 1905. Der sehnlichst erwartete Regen hat seit einigen Tagen eingesetzt. Zwar sind bisher nur einige Schauer herniedergekommen, doch die Luft ist bereits feucht und schweres Gewölk steht über den Fischflußbergen. Schneller wie wir geahnt, zog es heute nachmittag herauf; aus den schwarzen, aufkommenden Wolken zucken unaufhörlich blendende Blitze und betäubender Donner folgt jedem Schlage. Heulend und dicke Staubwolken in die Höhe reißend, jagt ein wütender Wirbelwind vor dem Gewitter über den Platz. Von einem, seinen Strich berührenden Häuschen des Platzes reißt er das schwere Wellblechdach samt den Balken herunter und schleudert es einige hundert Meter weiter auf die Erde. Wolkenbruchartig setzt der Regen ein und ringsum tobt das furchtbare Gewitter. Solchen Regengüssen hält auch das stärkste Wellblechdach nicht stand. Die niederstürzenden Wassermassen, die nicht schnell genug abfließen können, pressen sich unter die Wellblechplatten und überschwemmen einen Raum der Feste nach dem andern. Auf dem Fußboden stehen großeü Pfützen.

Durch die nicht gut schließenden Fenster schlägt der Regen und Wasserbächlein rieseln an den Wänden herab. Es gelingt kaum, die wichtigsten Schriftstücke und die am leichtesten verderblichen Sachen zu retten.

In einer halben Stunde steht der am Fuß der Feste gelegene Platz unter Wasser, das bis in die Häuser desselben dringt.

An einer Seite des Platzes bildet sich ein reißender Strom, der hohe Wellen schlägt und reißend und tobend in den Bergen entwurzelte Bäume und große Felsstücke mit sich führt. Man sollte es nicht für möglich halten, dieses fast das ganze Jahr so trockene Land plötzlich in wogende Wassermassen getaucht zu sehen.

In der Nähe der Station befindet sich eine Staudammanlage. Die von den Bergen strömenden Wassermengen füllten das Becken derselben in wenigen Stunden. Als das Wasser über die Dammkrone schlägt, war zu befürchten, daß der schwache Damm den furchtbaren Druck nicht aushalten würde. Ängstlich flüchten die Bewohner der in der Nähe des Dammes befindlichen Häuser auf die Feste. Bricht derselbe, dann sind Häuser und Menschen verloren. Endlich gegen Abend ließ das Unwetter nach. Es regnete zwar noch weiter, aber nur gelinde im Verhältnis zu den vorangegangenen Stunden. Die Gefahr war vorüber.

Gegen 9 Uhr abends hörte man im Osten einige Schüsse. In regelmäßiger Folge ertönte das Feuer. Es sind Signalschüsse. Am Morgen war eine Patrouille in der Richtung hinausgeritten, wahrscheinlich hat sie in dem Unwetter kehrt gemacht und findet in der stockfinsteren Nacht und dem strömenden Regen Gibeon nicht wieder.

Einige Signalraketen sind zur Hand. Fauchend steigt die Rakete hoch, langsam als Blaufeuer niederfallend und das Gelände weithin sekundenlang erleuchtend. Wieder knallen

Schüsse, die Rakete schien bemerkt worden zu sein. Doch besser ist besser. Der Kommandant ließ eine Patrouille aufsitzen, die ein geländekundiger Bastard begleitet. Richtig, die Patrouille war zwischen zwei hoch geschwollene Riviere geraten, die am Morgen noch völlig trocken und staubig waren, in wenigen Stunden sich aber zu reißenden Strömen verwandelt hatten.

Roß und Reiter konnten weder vor- noch rückwärts. Ein Reiter, der waghalsig versuchte, durch die brausenden Wasser hindurch zu reiten, konnte nur mit Mühe und Not samt seinem Pferde gerettet werden. Der kundige Bastard kennt aber eine sichere Furt; in einer Stunde sind die abgesandten Reiter zurück und bringen die vom Wasser triefende Patrouille mit. Und das alles in dem als völlig wasserarm verschrieenen Südwestafrika!

Vom Fischfluß.

Vierundzwanzigster März 1905. Am frühen Morgen geht's zum Fischfluß hinab. Er führt noch immer durchlaufendes Wasser. Einige Stellen des flachen, mit großen Inseln durchsetzten Flußbettes liegen mit ihren breiten Wasserflächen wie kleine Seen da. Malerisch erheben sich am Ufer die zu bedeutender Höhe ansteigenden Fischflußberge. Bald steil und schroff, bald allmählich vom Ufer zurücktretend und sich in größerer Entfernung von demselben auftürmend, begleiten sie den Fluß auf beiden Seiten Er verdient den Namen Fluß. Während des ganzen Jahres führt er Wasser. Stellenweise bleibt es in großen Tümpeln stehen, im übrigen sickert es durch den Sand und fließt dann unterirdisch weiter. Die offenen Wasserstellen versagen auch nicht in der trockensten Zeit. Sie bilden für die Fische und Krebse des Flusses das Reservoir, aus welchem sie sich in der Regenzeit über den ganzen Fluß verteilen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Die Inseln und Ufer des Riviers sind mit Bäumen reich bewachsen. Galerieartig zieht sich der parkähnliche Wald an beiden Ufern hin, hier breiter, dort schmäler werdend. Mächtige Giraffenakazienstämme wechseln mit nicht weniger kräftigen Weißdornbäumen. Undurchdringliches Unterholz aus Dornbüschen und einem zypressenähnlichen Gesträuch zusammengesetzt, zieht sich zwischen den hochstämmigen Bäumen dahin. Dichter Graswuchs bedeckt den Boden der Bauminseln, und in allen Farben blühende Kräuter durchsetzen buntfarbig den grünen Grasteppich.

Es ist die Zeit der Blüte. Jeder Dornbusch und Baum ist mit gelben oder weißen, stark und wohlriechenden Röschen übersät. Die kühle Morgenluft und der balsamische Geruch der Blüten sind ein Hochgenuß. An den Hängen der am Flusse zurücktretenden Bergketten wuchern zwischen dem nahrhaften Berggras, das sich büschelartig zwischen die Gesteinsmassen einnistet, Kakteen verschiedenster Art. Kandelaberartig erheben sich zwischen ihnen hier und da mächtige Aloepflanzen, die sich zur Blütezeit mit faustgroßen, auf langen Stielen wiegenden, prächtig roten Blüten schmücken.

Bunte, in allen Farben schillernde Schmetterlinge und Käfer umgaukeln die Blütenpracht. Es summt und brummt im ganzen Rivier von Bienen und Käfern jeder Art.

Nicht minder bunt ist die Vogelwelt. Sie scheint am Fischfluß besonders stark und zahlreich an Arten vertreten zu sein. Am häufigsten vorkommend sind die Tauben. Von jedem Baum, von jeder Klippe hört man das Gurren derselben. Große, blaugezeichnete Felsentauben wechseln mit den verschiedenartigsten, weißen und grauen Exemplaren von Holz- und Ringeltauben.

Die Tierchen sind nicht scheu und lassen den Reiter bis auf wenige Schritte herankommen. In den Baumkronen schaukeln sich langschwänzige Papageien, der Unter-

leib etwas rötlich gezeichnet, auf dem Köpfchen eine Federhaube. Schreiend wie ein kleines Kind streichen sie scheu davon, sobald sie Gefahr bemerken. Pfefferfressern mit dicken, roten, gezähnten Schnäbeln begegnet man häufig. Zahlreich und bunt sind die Arten der übrigen kleinen Vogelwelt. Eine Farbenpracht des Gefieders zeigt sich dem Auge, wie es eben nur in tropischen Ländern zu finden ist. Es fehlt den kleinen, bunten Gesellen wohl die melodische Kehle unserer heimischen Sänger, das muntere Gezirp und Spiel der hübschen Tierchen entschädigt aber dafür um so mehr.

Nicht minder reich ist um diese Zeit das Gebiet des Fischflusses an Wasservögeln verschiedener Art. Ungläubig wird mancher Leser staunen. Die Sandwüsten Südwestafrikas und — Wasservögel?

Unser Südwestafrika ist aber ebensowenig eine Sandwüste wie die Mark Brandenburg und Wasservögel gibt es zur Regenzeit hier in Fülle. Selbst in den trockensten Monaten habe ich am Fischfluß immer noch Entenvölker beobachtet. —

Auf den großen Wasserflächen schwimmen starke Entenvölker. Sie sind sehr vorsichtig. Ein schnatternder Ruf eines alten Erpel und die ganze Gesellschaft streicht mit betäubendem Geschrei in das dichte Gebüsch des Ufers, um dann in eine andere Wasserstelle wieder einzufallen. Es ist eine kräftige, bunte Wildente, die unserer heimischen an Größe und Schwere überlegen ist. Zahlreiche Taucher sind immer auf dem Wasser zu finden. Langbeinig sieht man den sogenannten „Schattenvogel", eine kleine Reiherart, am Ufer stolzieren; auch an außerordentlich großen und schönen Fischreiher-Exemplaren fehlt es nicht. In den dichten Baumkronen, der unsern Eichen ähnlichen mächtigen Dorn=

bäume, die sich am Rande der Wasserflächen erheben, findet man manchen Reiherhorst.

Auch Gänse gibt es. Sobald die Regenzeit eingesetzt hat und das Bett des Fischflusses sich füllt, sieht man einen Zug Gänse nach dem andern vom Süden kommend nach dem Norden ziehen und hier und da in den Fluß einfallen.

Sie sind noch scheuer wie die Enten und es ist schwer, sie zum Schusse zu bekommen. Trotzdem ist bei Gibeon schon manche Gans geschossen worden. Ein nicht zu verachtender Braten, den man aber vor dem „Braten" gehörig abkochen muß, um ihn schmackhaft zu bekommen.

Der Fischfluß bietet an seinem langgestreckten Laufe zahlreichen Farmen Platz. Sein Wasserreichtum wird auch an nicht wenigen Stellen die Kultur des Bodens zulassen.

Unstreitig ist sein Gebiet eines der schönsten Abschnitte unserer Kolonie.

Nicht weit von Gibeon, ungefähr 14 Kilometer den Fischfluß hinab, liegt die Farm Hanaus. Es ist eine der wenigen Farmen des Landes, in denen ein ernsthafter Versuch zur Bearbeitung des Bodens durchgeführt worden ist. Auf einer hochgelegenen Insel, des in mehrere Arme sich breitenden Riviers, liegt unter schattigen Bäumen das geräumige, schön gebaute Farmhaus. Eigenhändig hat der fleißige Farmer mit seinen Hottentotten-Hilfskräften den Lehm gegraben, die Ziegel geformt und gebrannt und das Haus gebaut. Wie ein Schweizerhäuschen lugt es unter dem grünen Schattendach der Bäume hervor. Am Ufer des Flusses zieht sich eine bedeutende Strecke urbar gemachten Bodens hin.

In harter Arbeit ist derselbe geebnet und gegraben worden. Gleichmäßig laufen in bestimmten Zwischenräumen Wasserrinnen zwischen den Feldern, die bei fehlendem Regen durch ein Pumpwerk gefüllt werden. Sie führen dem

Boden und der Pflanzung das nötige Wasser zu. Die Pumpenanlage wird durch ein Göpelwerk in Tätigkeit gesetzt.

Außer allerlei europäischen Gemüsen waren Mais und Hafer bisher angebaut worden und hatten reichliche Erträge gebracht. Die gepflanzten Obstbäume hatten sich prächtig entwickelt, ebenso eine Weinanpflanzung. Leider hat der bedauernswerte Besitzer von seiner Farm beim Ausbruch des Aufstandes fliehen müssen nnd konnte in der Kriegsunruhe an einer Bewirtschaftung derselben nicht denken. Zwar haben die Hottentotten die Farm nicht verbrannt, aber doch großen Schaden den Pflanzungen und der Wasseranlage zugefügt. Wenigstens schien die Wein- und Obstpflanzung infolge der unterbliebenen Bewässerung völlig verloren zu sein.

Hoffentlich wird aber nach dem Eintritt ruhiger Zeiten die gezeigte deutsche Schaffenskraft nicht erlahmen und das begonnene Werk intensiver Kulturbarbeit vollenden.

Ein gutes Beispiel für manche andere Ansiedlung im Lande gibt diese Farm.

Die Heuschrecken.

Vierzehnter März 1905. Wir bekommen Gelegenheit, die berüchtigten Heuschrecken kennen zu lernen. Heute ist es ein unabsehbarer Zug von „Fußgänger", der in einer Breite von 200 Meter heranmarschiert. Es sind die noch nicht ausgewachsenen, jungen, braunroten Heuschrecken, die sich erst nach einiger Zeit zu völlig ausgewachsenen, dann grün gefärbten und mit Flügeln versehenen Exemplaren entwickeln. Dicht gedrängt, über- und nebeneinander springend und laufend, marschiert der Zug in der eingeschlagenen Richtung weiter, eine einzige braune Masse bildend. Jeder Grashalm, jeder Busch und jedes Blättchen, das ihnen in den

Weg kommt, wird aufgefressen. An den Dornbüschen klettern sie bis zur Spitze empor, ein Tier an dem andern hängend. Von ihren scharfen Freßwerkzeugen wird selbst die Rinde der Büsche nicht verschont. Sie kennen kein Hindernis, über Stock und Stein, steile Abhänge hinauf und hinunter zieht die gefräßige Schar, ihre verderblichen Spuren in dem kahl gefressenen Gelände hinterlassend. Selbst den noch mit Wasser gefüllten Fischfluß durchqueren sie an geeigneten Stellen.

Schon von weitem ist ein solcher Zug erkennbar. Scharen des sogenannten Sterbevogels, eine unserem Habicht ähnelnde Raubvogelart, begleiten ihn. Die dichtgedrängten Heuschrecken gewähren den Vögeln ein reichliches Mahl.

Einige Wochen später besuchen uns die ausgewachsenen, geflügelten Tiere. Der bis dahin heitere, blaue Himmel bewölkt sich plötzlich über den nördlichen Höhen. Staubwolken sind es nicht, dazu sind sie zu dicht. Rauchwolken können es auch nicht sein, denn noch ist Gras und Gebüsch grün, es würde nicht brennen. Näher und näher wirbeln die Massen heran, sich senkend und hebend. Plötzlich erfüllt ein eigenartiges Surren und Schwirren die Luft und wie ein Schneegestöber saust ein ungeheurer Zug Wanderheuschrecken über den Platz. Die Tiere fallen wie die Schneeflocken zur Erde, erheben sich aber nach einigen Sekunden wieder und schließen sich der weiterbrausenden Hauptmasse an. So dicht kommen die Scharen, daß die Sonne verfinstert wird und man kaum einige Schritte weit sehen kann. Zum Glück weht ein günstiger Wind, der die unerwünschten Gäste weiter treibt. Wehe der Landschaft, wo sie sich niederlassen! Meilenweit bleibt kein Halm, kein Blättchen von der Vernichtung durch die gefräßigen Insekten übrig. Einen geradezu überwältigenden Eindruck macht die gewaltige Masse, die fast eine Stunde

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

lang in dicht gedrängter Wolke vorüberzieht. Millionen und aber Millionen einzelner Tiere müssen es sein, die dahin fliegen. Wo sind sie hergekommen, wo fliegen sie hin?

Machtlos steht hier der Ansiedler den Massen gegengegenüber. Er kann sie weder aufhalten noch vernichten.

Die Regierung widmet dem Studium dieser Landplage eifrige Fürsorge. Es wird aber wohl noch lange Jahre dauern, ehe man wirklich soweit ist, um den Schädlingen energisch gegenübertreten und sie vernichten zu können.

Den Hottentotten sind die Heuschrecken eine willkommene Beute. Sie werden von ihnen im Lagerfeuer geröstet und gegessen. Naht ein Heuschreckenschwarm, so macht sich eiligst alles, was Beine hat, an das Sammeln der ihnen vom Himmel gesandten Nahrung. Säcke voll gedörrter Heuschrecken werden aufbewahrt, um in schlechten Zeiten nicht Mangel zu leiden. Das gelbe Räubergesindel ist in der Auswahl seiner Nahrung nicht wählerisch.

Die Buren, wie wir sie kennen gelernt haben.

Als um die Wende des Jahrhunderts die beiden kleinen Burenstaaten mit dem gewaltigen England in zähen, langandauernden Kämpfen um ihre Existenz rangen, folgte die Welt mit Staunen diesem blutigen Drama und alle nicht englischen Herzen schlugen voller Teilnahme für die Buren.

Zum wenigsten nicht in Deutschland, in dem die Wellen der Burenbegeisterung besonders hoch gingen und noch heute wohl der größte Teil der Bevölkerung Burenfreunde sind. England wurde in der öffentlichen Meinung einfach abgetan, seine Gründe zu dem lange vorausgesehenen Kriege überhaupt nicht gehört.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Unsere Regierung stand aus wohlerwogenen Gründen der Burenschwärmerei kühl gegenüber. Niemand verstand die Haltung derselben, die in vollem Gegensatz zu der Volksmeinung sich setzte. Große Erregung herrschte, als der Besuch des Präsidenten Krüger an Allerhöchster Stelle abgelehnt wurde. Je ablehnender die höchsten Behörden der Burensache gegenüberstanden, um so wärmer nahm das Volk sich derselben an. Alle Kreise desselben waren für die Buren.

Unsere Truppen, die seit Beginn des Aufstandes zur fernen Kolonie hinauszogen, waren daher sämtlich Burenschwärmer und standen den Buren, die sie in der Kolonie kennen lernten, anfangs völlig sympathisch gegenüber. Diese Burenbegeisterung hat aber nicht lange angehalten. Beim täglichen Zusammenarbeiten mit denselben und aus persönlich gewonnenen Eindrücken während einer langen Zeit, ist die jahrelang gehegte Begeisterung wie ein Strohfeuer verflackert und erloschen. Wenige Truppenangehörige werden in die Heimat zurückkehren, die für die Buren noch etwas übrig haben. Unsere in der Kolonie ansässigen deutschen Farmer haben für die letzteren nie geschwärmt. Sie kannten dieselben größtenteils aus eigener Erfahrung.

Bald nach erfolgter Landung an der Küste unserer Kolonie, bekam man die ersten Buren, von denen man so viel gehört und gelesen und für die man begeistert war, zu Gesicht. Gewöhnlich ist der erste Eindruck immer ein lange anhaftender. Derselbe war nun in Swakopmund oder in der Lüderitzbucht leider aber ein besonders schlechter.

Hunderte von sogenannten Buren waren in der Kap-Kolonie angeworben worden, um bei den Transportkolonnen Verwendung zu finden.

Es war aber ein mehr oder weniger internationales Gesindel, als wirkliche Buren. Jedenfalls bestanden aber

die Führer und Werberdieser Bande aus waschechten Buren. In der Kleidung zeichneten diese sich zwar vor dem übrigen Haufen aus, ihre Leistungen und ihr Betragen ließen aber sonst viel zu wünschen übrig. Hochmütig, stolz und aufgeblasen, verstanden so manche von ihnen es, mit den gelandeten Pferden im Galopp durch den tiefen Sand der Swakopmunder Straßen zu sprengen, und die armen Tiere abzujagen; im übrigen aber drückten sich diese Elemente von wirklicher Arbeit, für die sie gut bezahlende deutsche Regierung, so viel als möglich und leisteten gezwungen nur dann etwas, wenn ein Offizier, der die Verantwortung zu tragen hatte, anfeuernd hinter ihnen stand.

Sie glaubten aber, ohne sie ginge es nicht, ohne ihre Hilfe würde die Truppe nicht fertig werden.

In kurzer Zeit hatten die Truppen sich jedoch die nötigen, ihr fremden Kunstgriffe, bei der Arbeit mit Ochsen und Ochsenwagen, Esel und Eselwagen angeeignet und waren auf diese Hilfskräfte nicht mehr durchaus angewiesen.

Einen großen Teil der Gesellen schickte man dann im Laufe der Zeit dahin zurück, woher er gekommen war.

Weit mehr als an der Küste waren aber, bei den im Innern tätigen Kolonnen, zahlreiche Buren beschäftigt. Die den militärischen Kolonnenabteilungen angegliederten Ochsenwagen-Fuhrparks waren fast ausnahmslos mit ihnen besetzt.

In der Regel wurde ein Bur mit der Aufsicht über ein oder zwei Ochsenwagen nebst Gespann und Treibern (Farbige) betraut. Er sollte für das fachgemäße Fahren der Wagen auf der Pad, die ordnungsmäßige Anspannung der Ochsen, für die gute und ausreichende Weide und Tränkung derselben und die richtige Behandlung der schwarzen Treiber Sorge tragen. Der gute Bur kümmerte

sich aber größtenteils herzlich wenig um das ihm anvertraute Gut. Wenn der Führer eines solchen Ochsentransportes, in der Regel ein Unteroffizier der Kolonnenabteilung, nicht dem nachlässigen Buren den nötigen Dampf machte, war es diesem völlig gleichgültig, wie es um die seiner Obhut anvertrauten Wagen, Ochsen und Treiber stand. Daß der Wagen ausgebessert werden mußte, daß die Ochsen genügendes Gras hatten und die noch fauleren schwarzen Treiber beim Weiden nicht schliefen, alles dieses rührte ihn wenig. Die Hauptsache war für ihn die gute Kost, die rechtzeitige Lieferung des zustehenden Tabaks und der Rumportion. Es kam ihm auch nicht darauf an, den für seine Schwarzen empfangenen Rum mit hinunter zu gießen. — Pflichtgefühl und Interesse für die Sache waren der Mehrzahl fremd. So mancher Ochse und Esel ist durch die Liederlichkeit der damit betrauten Buren verloren und zugrunde gegangen.

Soweit es möglich war, hat die Verwaltung im Laufe der Zeit die in eigener Regie geführten Ochsenwagen, mit denen man schlechte Erfahrungen machte, dann Ansiedlern und zuverlässigen Frachtfahrern käuflich überlassen, unter der Verpflichtung, für die Truppe nach Anordnung der Verwaltung zu fahren.

Außer den in der englischen Kolonie angeworbenen Buren war aber auch noch eine Anzahl bereits im Lande ansässiger Buren im Kolonnendienst tätig, die für Rechnung der Truppen, in der Regel mit eigenen Fahrzeugen und Gespannen, Transportdienste leisteten.

Diese Buren waren zwar zuverlässiger, hatten aber stets ihre eigenen Ansichten beim Fahren und konnten sich den Anordnungen ihres Transportführers selten freiwillig unterwerfen. Eine solche Kolonne zu bedecken und verantwortlich zu führen, war eins der widerlichsten Kommandos

für Offiziere, Unteroffiziere und Reiter der Kolonnen-abteilungen.

Im Süden unserer Kolonie saßen schon lange vor dem Transvaalkriege Buren. Sie waren vor vielen Jahren aus der Kapkolonie und aus dem Oranje-Freistaat herübergekommen und hatten von den Hottentotten-Kapitänen Farmen erworben. Diese Buren haben wir fast ausnahmslos als ruhige, bescheidene Leute kennen gelernt. Gegen ihre aus der Kapkolonie und den Freistaaten importierten Landsleute hoben sie sich vorteilhaft ab. Sie lebten nur für ihr Vieh und kümmerten sich um sonst nichts.

Viehzucht verstanden sie, das muß man ihnen lassen.

Im übrigen aber kann man auch sie nicht für besonders wünschenswerte Besiedler unserer jetzt so schwer errungenen Kolonie betrachten. Obwohl schon eine Reihe von Jahren unter deutscher Verwaltung lebend, sind sie Buren geblieben. Sie wollen von einem deutschen Regiment, deutscher Art und Sprache nichts wissen. Die greifbaren Vorteile, die ihnen die deutsche Regierung bietet, verstehen sie mitzunehmen, im übrigen sind sie Buren und wollen Buren bleiben. Nur Rechte und Freiheiten kennend, wird es ihnen nie einleuchten, daß man auch Verpflichtungen gegen den Staat hat. Sie sind geborene Egoisten und an dem krassen Egoismus ihrerseits sind beide Burenstaaten zugrunde gegangen.

Nur wenige dieser Buren hatten sich bisher naturalisieren lassen. Als aber den so schwer geschädigten deutschen Ansiedlern Entschädigungen seitens der Regierung gezahlt wurden, kamen auch flugs Buren herbei, um die deutsche Staatsangehörigkeit, die ihnen bisher nicht paßte, zu erwerben, denn nur naturalisierten Buren wurden außer den Reichsangehörigen Entschädigungsgelder gezahlt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Im Buren steckt noch immer der Wandertrieb seiner Väter, das Trekken liegt ihm im Blut. Er bleibt nicht gern an einer Stelle sitzen. Haben sie einen guten Weideplatz gehörig ausgenutzt, dann ziehen sie an einen andern. Mag der Nachfolgende sehen, wie er fertig wird. Nach dem Burenkriege sind nicht wenige solcher reinen Trekkburen im Norden unserer Kolonie erschienen, die schwer seßhaft zu machen sind.

Der Bur baut sich nur widerwillig an. Er ist mit der primitivsten Lehmhütte zufrieden, die nicht viel besser als der Pontock eines Eingeborenen ist. Für die Nutzbarmachung des Bodens tut er fast nichts. Ein kleiner Garten läßt sich überall, bei jeder Ansiedlung schaffen; der Bur scheut aber in der Regel diese Arbeit.

Selbstverständlich ist er auch für größere Aufgaben, die eine rationelle Erschließung der Kolonie erfordern, wie: „Anlage landwirtschaftlicher Kulturen, wo es im Lande angängig ist, um irgend möglich den eigenen Bedarf der Kolonie zu decken, Förderung des Baumwuchses an geeigneten Stellen, Schaffung größerer Wasseranlagen usw." nicht zu haben.

Der Bur rührt persönlich am liebsten keine Hand, die Arbeit überläßt er seinen farbigen Hilfskräften. Wenn er mit der Pfeife im Munde seine Herden durchgezählt und sie auf dem Viehposten gesehen hat, glaubt er genug gearbeitet zu haben.

Höchstens greift er zu, wenn sich lohnender Gewinn durch Frachtfahren mit dem Ochsenwagen findet. Daß durch solche Ansiedler bleibende und dauernde Kulturwerte geschaffen werden können, ist mindestens sehr fraglich. Der Bur müßte sich sonst gewaltig ändern.

Wie im Herero-Aufstand, so soll auch im Hottentotten-Aufstand, nach Mitteilung von Ansiedlern, die Haltung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Buren anfangs eine recht zweifelhafte gewesen sein. Wo sie nicht anders konnten, haben sie sich allerdings ihren deutschen Leidensgefährten in der ersten Verteidigung angeschlossen. Andererseits soll es nicht an Unterhandlungen ihrer, von ihnen noch immer gewählten Vormänner, mit den Hottentotten gefehlt haben, um für die Buren eine Separatstellung zu schaffen, d. h., daß sie in dem Aufstand von den Eingeborenen als neutral behandelt würden. Die Hottentotten aber haben keinen Unterschied in der Ermordung der Weißen gemacht. Ob Bur oder Deutscher, war ihnen gleich.

Auch als Helden, wie die Buren als solche nach der landläufigen Überzeugung seit den Burenkriegen galten, haben sie sich in unserer Kolonie nicht immer gezeigt, besonders nicht die aus der Kapkolonie angeworbenen. Bei den des öfteren vorgekommenen Überfällen der Hottentotten auf Transportkolonnen, waren sie in der Regel die ersten, die so schnell als möglich verschwanden, um die werte Person weitab vom Schuß zu bringen. Das Truppenkommando sah sich nach manchen trüben Erfahrungen gezwungen, den Buren der Wagentransporte, welche anfangs sämtlich bewaffnet wurden, nach geraumer Zeit die Waffen abzunehmen. Einerseits sollte der fahrlässige Verlust an Waffen und Munition, die den Hottentotten eine willkommene Beute waren, dadurch vermieden werden, andererseits hatte die Regierung Gründe, an der Treue und Zuverlässigkeit unserer angeworbenen und bewaffneten Buren zu zweifeln.

Der Bur ist in der Regel nur dann mutig, wenn er aus sicherer Deckung feuern kann. Naht Gefahr, zieht er es vor, schleunigst „Hartloop“ zu machen, d. h., so schnell wie möglich nach rückwärts zu verschwinden. Selbst an-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB
DFG

griffsweise gegen einen ernsten Gegner vorzugehen, ist ihnen im allgemeinen eine zu riskante Sache gewesen.

Es hat aber auch einige rühmliche Ausnahmen gegeben. Von dem im Lande ansässig gewesenen Buren haben mehrere beim Ausbruch des Aufstandes mit Auszeichnung gefochten und mancher Bur hat als Landeskundiger unserer Truppe oft wertvolle Führerdienste geleistet. —

Anerkannt muß den Buren dagegen durchweg werden, daß sie in der Behandlung der Eingeborenen sich vor allen andern Ansiedlern auszeichnen. Der Bur verfährt mit den Eingeborenen strenge aber gerecht.

Er tritt den Farbigen stets als Herr gegenüber und diese achten und respektieren ihn. Andererseits sorgt er für seine Farbigen und wird nie ungerecht gegen sie sein. Erlittenes Unrecht vergißt weder Herero noch Hottentott. Der Bur vermeidet jeden intimen Verkehr mit den Eingeborenen, sein Ansehen wird in den Augen der Farbigen dadurch gehoben. Der gutmütige Deutsche wird dagegen leicht intim mit den Farbigen, die ihn dann bald als ihresgleichen ansehen. Ein Fehler, der sich in einer Kolonie mit unkultivierter, farbiger Eingeborenen-Bevölkerung, schwer rächt. In dieser Beziehung können unsere deutschen Ansiedler noch manches von den Buren lernen.

Im übrigen aber behüten wir das Land vor einer weiteren Buren-Einwanderung. Sie bildet auch eine politische Gefahr. Wird die südafrikanische Frage aufgerollt, dann werden auch die in unserer Kolonie sitzenden Buren nicht versäumen, sich ihren Brüdern in der englischen Kolonie anzuschließen. Das mit teurem deutschen Blut erkaufte Land soll deutsch sein und bleiben!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Missionen und Ansiedler.

Über die Missionen und ihre Tätigkeit in unserer Kolonie ist schon viel geschrieben worden, speziell über die Missionen im Zusammenhange mit den Aufständen und der Eingeborenenfrage. Zu einer gerechten Beurteilung der Missionsfrage gelangt man nur dann, wenn man die Stimmen der Ansiedler über die Mission und die der Missionare über die Ansiedler hört. Zieht man aus beiden die goldene Mitte, dann wird man zu einem Resultat gelangen, das richtiger Licht und Schatten verteilt und beiden Teilen gerecht sein dürfte.

Naturgemäß stehen sich in einer Kolonie der weiße Ansiedler und der weiße Missionar gegenüber. Der Ansiedler, Farmer oder Händler, will in der Kolonie, in der er sich mit Einsetzung seiner ganzen Person niedergelassen hat, in der Regel so schnell wie möglich zum Wohlstand gelangen. Ist er zu seinem Ziel gelangt, so wird er in der Mehrzahl der Fälle die Kolonie so bald wie möglich wieder verlassen, um die erworbenen Güter in Ruhe in kultivierten Ländern zu genießen. Bleibende Werte werden in der Kolonie nicht immer von ihm geschaffen.

In seiner Tätigkeit wird er oft nur von dem Prinzip geleitet werden, ohne Skrupel aus Land und Leuten der Kolonie ersprießliche Einnahmequellen zu schaffen, die für ihn fließen. Ob das Land durch seine Handlungsweise Nutzen hat, ob den Eingeborenen durch diese geholfen, oder diese durch dieselbe leiden oder etwa zu Schaden kommen, sind Fragen, die ihn weniger interessieren.

Anders der Missionar. Kraft seines Amtes und seines Glaubens kommt er zu den Eingeborenen, um für ihr leibliches und geistiges Wohl zu sorgen, sie aus den Tiefen emporzuheben, aus ihnen brauchbare Menschen und Christen zu machen. —

Das Wohl der Eingeborenen ist ihm die Hauptsache, dem Ansiedler dagegen nicht. Die Anschauungen beider stehen daher oft in vollem Gegensatze zueinander.

Ein fruchtbares Zusammenarbeiten beider Teile zum Nutzen des Ganzen, der Kolonie und ihrer Bewohner, ob schwarz oder weiß, hatte bis jetzt nicht stattgefunden. Es ist im Interesse der Kolonie aber zu hoffen, daß Mission und Ansiedler die blutigen Lehren des Aufstandes beherzigen werden und in Zukunft Hand in Hand, in einer für alle ersprießlichen Art und Weise, die Kolonie und ihre natürlichen Schätze erschließen und einer auf besserem Fundament geschaffenen Kultur entgegenführen werden.

Der Ausgleich der Gegensätze wird und muß zunächst erfolgen. Aus dem Trümmerhaufen, der durch den Aufstand fast völlig vernichteten bisherigen Kulturarbeit, wird dann neues Leben kräftig und mächtig erblühen. Das Land ist solcher Arbeit wert!

Daß noch während des blutigen Ringens der Truppe mit den rebellischen Eingeborenen heftige Auseinandersetzungen im Lande zwischen Ansiedler und Mission erfolgten, ist erklärlich. Beide Teile fühlten das Bedürfnis zu einer gründlichen Auseinandersetzung. Der Aufstand hatte die Wurzeln der Schäden, an denen die bisherige Kultur krankte, bloßgelegt. Beiderseitig war es an der Zeit, die falschen Triebe der von ihnen geförderten Pflanzung zu erkennen und zurückzuschneiden. Das rechtzeitige Erkennen von Fehlern bewahrt vor einer Wiederbegehung derselben.

Als Unparteiischer im Streite der Parteien über den Wert oder den Unwert der Missionen, kann man sich auf Grund eigener Beobachtungen und Erfahrungen in der Kolonie, voll und ganz dem Urteile des langjährigen Afrika-

forschers Oskar Lenz anschließen, das auch für Südwest-Afrika vollständig zutreffend ist, wenn er u. a. schreibt:

„Liest man die verschiedenen Reisebeschreibungen der Neuzeit und noch mehr, wenn man mit den einzelnen Reisenden vertraulich spricht, so hört man stets, bei dem Einen mehr offen, bei dem Anderen in mehr reservierter Form die Erfahrung: die in Missionen erzogenen Neger sind schlechter als die wildesten Buschneger. Die sogenannten christlichen Neger seien faul, arrogant, lügnerisch, kurz in keiner Beziehung brauchbar. Es wäre das wohl ein trauriger Erfolg der Missionstätigkeit, wenn es wahr wäre.

Nun ist diese schwere Anklage in ihrer Allgemeinheit gewiß nicht wahr; es wird viele Individuen geben, die diese schlechten Eigenschaften haben, es wird aber gewiß ebensoviel Missionszöglinge geben, die unter Berücksichtigung der natürlichen Charakteranlagen des Negers, sich als recht brauchbare Menschen erweisen und die der kulturelle Schliff weit über ihre ehemaligen Stammesgenossen emporgehoben hat. Und dieser kulturelle Schliff ist eben die Hauptsache. Ob der Negerbursche nach dem Verlassen des Missionshauses den meist doch nur oberflächlich angenommenen, und größtenteils gar nicht verstandenen christlichen Glauben wieder ablegt, wie es tatsächlich oft vorkommt, ist zunächst von geringerer Bedeutung; die Hauptsache ist, daß er die unbändigen Sitten seiner Stammesgenossen nicht wieder annimmt, daß er sich von dem wüsten Treiben des Fetischismus fern hält und daß er einen ehrlichen Erwerb sucht. Und in dieser Richtung wird wohl in den seltensten Fällen der Einfluß eines längeren Aufenthaltes unter gesitteten und wohlwollenden Weißen ausbleiben. Wenn er nicht Christ bleiben will, so werden es vermutlich seine Nachkommen, seine Enkel bleiben, und so wird sich auch hin-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

sichtlich der Christianisierung nach und nach, aber eben nur allmählich, ein Fortschritt zeigen.

Der Neger ist schlau von Natur; er erkennt sofort die schwachen Seiten einer ihm neuen Einrichtung, und diese schwache Seite im Missionswesen ist, wie schon eingangs hervorgehoben wurde, der Umstand, daß sich Missionare verschiedener Confessionen in einer und derselben Gegend niederlassen. Ich habe genug Burschen in Westafrika gekannt, die in drei, vier verschiedenen Missionen gewesen sind, und mir lachend erzählten, was für Geschenke sie in jeder Station erhalten hatten. So etwas sollte nicht vorkommen. Auf jeden Fall aber sollte jedes Kolonialreich seine Missionäre nach Kräften unterstützen, denn der Einfluß derselben in kultureller Beziehung ist im Großen und Ganzen unanfechtbar.

Es ist auch oft die Frage aufgeworfen worden, ob die katholischen Missionäre größere Resultate erzielen könnten, als die protestantischen. Auch diese Frage läßt sich in solcher Allgemeinheit nicht beantworten. Es hängt das alles ab von der individuellen Neigung und Befähigung des betreffenden Missionärs. Wer sich ehrlich damit abgibt, aus zum Teil wenigstens völlig wilden Burschen einen gesitteten, fleißigen Arbeiter zu machen, der hat seine Pflicht erfüllt; denn in dem Angewöhnen des Negers an eine regelmäßige Tätigkeit und in dem Beibringen der wichtigsten Elementarkenntnisse liegt der Hauptwert der Missionen; gelingt es gleichzeitig gläubige Christen aus denselben zu machen, so wird gewiß Niemand den Wert eines solchen Erfolges unterschätzen!"

Zu den freundlichsten Erinnerungen aller Kriegsteilnehmer werden wohl stets die Stunden zählen, an denen es einem oder dem andern nach wochen- und monatelangen Märschen im „Veldt" vergönnt war, in einer gastlichen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Missionsstation Aufnahme zu finden. Mag man über die Missionen denken oder urteilen wie man will, übereinstimmend muß aber allerseits anerkannt werden, der Truppe und ihren Angehörigen sind sie stets liebevoll entgegengekommen. Von dem übrigen Teil der weißen Bevölkerung kann man dies leider nicht immer behaupten.

Mag sein, daß die Leutchen durch die erlebten Greueltaten der Eingeborenen, über den Verlust ihres mühsam errungenen Eigentums, über manche Handlung der Regierung zu Recht oder Unrecht erbittert waren, der für sie kämpfenden Truppe hätten sie im allgemeinen mehr Entgegenkommen beweisen können. Irgend welche Leistungen hätte sicher kein Angehöriger der Truppe von den hart betroffenen Ansiedlern ohne Entgelt verlangt. Für ein freundliches Wort oder ein freundliches Gesicht wäre aber mancher Reiter und Offizier dankbar gewesen, wenn er wieder einmal seit langer Zeit auf die Niederlassung deutscher Landsleute stieß. In der Regel waren solche Ansiedler aber sehr oft wenig erbaut von dem Erscheinen der helfenden Truppe. Verbitterte Gesichter, erregte Auseinandersetzungen, sogar versteckte Schmähungen der Truppe, die freiwillig ihr Leben für die Ansiedler in die Schanze schlug, waren keine Seltenheiten.

Einmal hatte die Truppe nicht genug für die Sicherung des Viehes, das von Eingeborenen gestohlen worden war, gesorgt, dann hatte sie es an genügendem Eifer bei der Verfolgung der Viehdiebe fehlen lassen, wenn es der Truppe nach tagelanger Hetze nicht gelungen war, das gestohlene Vieh wiederzubringen; ferner war auch lediglich nur die Truppe schuld, daß der lange Krieg immer noch nicht endgültig zu Ende geführt worden war. Es fehlte nur noch, daß man die Truppe für den Ausbruch des Aufstandes verantwortlich machte.

Gott Lob gab es auch Ausnahmen, sie bildeten aber nicht die Mehrzahl. Die Truppe, vom jüngsten Reiter bis zum ältesten Offizier, hat dieses oft wenig entgegenkommende Verhalten eines Teils der Bevölkerung bitter empfunden. Es ist deshalb der Truppe auch nicht zu verargen, wenn im Laufe der Zeit, das anfangs für die wirklich sehr schwer getroffenen Ansiedler gehegte Mitgefühl, allmählich schwächer wurde.

Die Missionen beider Konfessionen machten dagegen eine rühmliche Ausnahme. Ob Reiter oder Offizier, jeder fand freundliche Aufnahme bei ihnen und so weit es den schwachen Kräften möglich war, ließen sie es in der Regel sich nicht nehmen, Gastfreundschaft zu erweisen, ob man wollte oder nicht.

Man hörte freundliche deutsche Worte, hatte das Glück, wieder einmal an einem deutschen, sauberen Tisch zu sitzen und begegnete verständnisvoller Teilnahme.

Manches kranken oder schwachen Reiters haben sich die Missionen angenommen; auf den Stationen leisteten die Missionare bereitwilligst Samariterdienste, besuchten und trösteten die Kranken und Verwundeten.

Ihr Andenken wird so mancher Truppen-Angehörige auch in der Heimat in Ehren halten.

Der blutige Aufstand hatte auch die Missionen nicht verschont. Die Hereros hatten wohl den Missionen Schutz des Lebens und Eigentums zugesichert, die Hottentotten machten dagegen in Befriedigung ihrer Mordlust keinen Unterschied zwischen den Weißen. Sie verfolgten auch diejenigen, die ihnen lediglich nur Gutes getan hatten und stets für die Interessen ihres Stammes eingetreten waren. Den Missionar Holzapfel holten die Hottentotten vom Wagen und erschossen ihn vor den Augen seiner armen Frau. Hendrik hatte ihn zur Herausgabe aller Patronen und des

Pulvers aufgefordert. Holzapfel hatte dies nicht getan; er verbrannte das Pulver, vergrub die Patronen und ließ dafür sein Leben.

Ein besonders markantes Beispiel, wie traurig es einzelnen Missionarfamilien im Süden erging, zeigt der folgende Brief der Frau Missionar Berger an Angehörige, denen sie ihre ergreifenden Erlebnisse während der ersten Wochen des Hottentottenaufstandes mitteilte. Während eines neunmonatlichen Aufenthalts in Gibeon, wo auch der Missionar Berger mit Familie nach glücklicher Rettung aus Gochas weilte, lernte Verfasser die Genannten kennen und hatte des öfteren noch Gelegenheit die Seelengröße und den Mut der schlichten, deutschen Frau zu bewundern. Der gerne zur Verfügung gestellte Brief gewährt einerseits einen tiefen Einblick in das Seelenleben und den Gedankengang unserer zähen Gegner, andererseits beweist er auch, in welcher Hochachtung die schlichte und unerschrockene Frau, bei den durch den Aufstand zu Mördern gewordenen Eingeborenen, stand. Selbst der völlig Wehrlosen gegenüber haben sie möglichst jeden Schein von Gewalt vermieden. Sie schreibt:

Es war am Dienstag, den 4. Oktober 1904, als mein Mann mich und die Meinigen verließ, um nach Gibeon zu reiten. Ich sah ihm wehmütig nach und doch wußte ich damals noch nicht, was uns bevorstand. Am Sonnabend, den 8. Oktober, als ich aus dem Garten ins Haus zurückkehrte, um meine Kinder zu baden, fand ich zu meinem Schrecken Frau Hittcher, die Frau des benachbarten Polizei-Unteroffiziers der Polizei-Station Gochas, im Eßzimmer weinend sitzen. Als sie mich erblickte, schluchzte sie auf: „Frau Missionar, mein Mann ist tot!“ Ich sagte: „Wie ist das möglich?“, worauf sie erwiderte: „Die ganze Welt ist aufständisch, Hendrik Witboi hat die Waffen erhoben,

Herr von Burgsdorff ist auch schon tot.“ Ich war tödlich erschrocken. Zunächst brachte ich Frau Hittcher ins Fremdenzimmer, kühlte ihre Stirn, flößte ihr Wein ein und betete mit ihr. Später erfuhr ich dann folgendes: Herr Hittcher hatte am Fuße des Hügels, auf dem die Polizei-Station stand, einen Brunnen graben wollen. Er hatte mit seiner Frau noch gefrühstückt und war eben wieder an seine Arbeit gegangen, als 8—10 Großleute zu Frau Hittcher auf die Veranda traten und sagten: „Missis, es ist ein großes Unglück geschehen, Mr. Fritz (Herr Hittcher) ist tot, da unten liegt er.“ Die arme Frau stürzte hinaus und fand ihren Mann auf halber Höhe des Berges mit ganz zerschossenem Gesicht auf der Erde liegen. Sie holte Männer herbei, die ihren Mann ins Haus trugen. Erst hier wurde ihr klar, daß ihr Mann nicht durch einen Dynamitschuß, den er in den Brunnen hatte setzen wollen, verunglückt sei, wie sie erst geglaubt hatte, sondern daß er erschossen war. Sie sah nämlich, wie mehrere Männer die Waffen ihres Mannes hatten und andere die Kisten voll Patronen aus dem Hause schleppten.*) Ratlos stand die geängstigte arme Frau da. Da klopfte ihr einer der Großleute auf die Schulter und sagte: „Gehe hinunter zur Juffrouw (Frau Missionar Berger), die wird Dich aufnehmen, dort wird Dir nichts geschehen. Es ist jetzt alles aufständig, Witboi vor allem; die meisten Weißen, darunter Herr von Burgsdorff, sind schon tot.“ So war Frau Hittcher zu mir gekommen.

Schmerzlich erwartete ich an diesem Tage meinen Mann zurück! Aber er kam nicht. Gegen Mittag schickte ich

*) Die gesamte bewaffnete Macht der deutschen Regierung beim Stamme der „Simon Kopper“ Hottentotten in Gochas bestand vor dem Aufstande aus „einem“ Polizei-Unteroffizier!!

den Gemeindeältesten Kornelius zur Polizeistation, um die Leiche des Herrn Hittcher zu holen, damit sie auf dem Missionsfriedhof beerdigt werde. Kornelius kam schon nach kurzer Zeit wieder zurück mit der Botschaft, der Kapitän Simon Kooper ließe mir sagen, er sei der, der die Toten beerdige, ich brauche mich nicht darum zu bekümmern, ich sollte vielmehr meines Mannes Munition herausgeben. Ich ließ ihm wieder sagen, mein Kopf und Herz seien schwer, er solle mich in Ruhe lassen. Am Abend kam einer unserer Arbeiter, den ich am Tage vorher ausgeschickt hatte, ein Stück Wild zu erlegen, mit zwei Zwergantilopen zurück, aber ohne Gewehr; Simon Kooper, so sagte er, habe es ihm abgenommen.

Am nächsten Tage besuchten mich zwei Bastards. Der eine sagte: „Juffrouw, siehst Du mir nichts an?“ Ich blickte ob dieser Frage verwundert auf und bemerkte, daß er ein gelbes Tuch um seinen Hut gebunden hatte, das Stammesabzeichen der Gochaser. „Ja,“ sagte er, „damit habe ich mein Leben gerettet. Heute morgen waren 15 Hottentotten bei mir und stellten mich vor die Wahl, entweder das gelbe Tuch anzunehmen oder erschossen zu werden. Im Blick auf meine vier mutterlosen Kinder habe ich das Tuch angenommen.“ Er gab mir den Rat, nach Gibeon zu fahren. Auf meinen Mann könne ich unter diesen Umständen unmöglich warten. Der zweite Bastard sagte aber: „Was soll Juffrouw in Gibeon tun, dort wird außer den Missionaren wohl kein Mensch mehr leben.“ An demselben Sonntag nachmittag erzählte mir der Gemeindeälteste Kornelius, daß Bruder Holzapfel (Missionstechniker) auch tot sei.

Von unserm Garten aus sahen wir des öfteren, wie die Banden die geraubten Sachen wegschleppten. Truppweise zogen Horden von Damras und Naman auf und

ab, alle auf das Haus des Händlers Kohn zu, der ebenfalls ermordet worden war. Viele ritten auf Pferden, Reitochsen, Kühen und Eseln; andere liefen ebenso schnell zu Fuß. Es war schauerlich aus der Ferne ihr wildes Gelächter anzuhören.

Am Montag (10.) kamen zwei Nama zu mir. Auf meine Frage, was sie wollten, sagte der eine: „Juffrouw hat mich gerufen.“ Ich erwiderte: „Gerufen habe ich Dich nicht, ich bin nur verwundert, daß Du nicht mehr kommst, da Du doch sonst drei- bis viermal uns besucht hast.“ Er entschuldigte sich damit, daß der Kapitän ihn zum Wächter über die frühere Polizeistation gesetzt habe. Auf meine Frage, warum sie aufständig geworden seien, sagte er: „Ja, Juffrouw, Dir will ich es geradeaus sagen. Oberst Leutwein hat alle Leute von uns, die mit ihm gegen die Hereros fochten, erschießen lassen. Die Deutschen haben die Treue gebrochen und nicht wir; darum machen wir jetzt Krieg.“ Ich erwiderte ihm: „Das ist eine Lüge, das glaube ich nicht!“ Da wurde er ganz wild. Ich ließ mich aber nicht abschrecken, sondern sagte: „Wenn nun aber die Leute eines Tags aus dem Damaralande zurückkommen, was dann?“ Erst wollte er widersprechen; dann meinte er, dann hätten sie freilich Unrecht getan.

Am Mittag kam Fräulein Wieprecht, die Schwester eines ermordeten deutschen Farmers. Sie war durch das, was sie in den letzten zwei Tagen erlebt hatte, ganz verstört und kaum mehr zu erkennen. Sie stürzte mit dem Rufe auf mich zu: „O, meine Frau Berger, mein Bruder ist tot! Wollen Sie mich vorläufig aufnehmen?“ Und in stummem Schmerze sank sie in meine Arme, die ersten heißen Tränen weinend. Am Sonnabend mittag waren Hottentotten gekommen und hatten Herrn Wieprecht zu sprechen verlangt. Fräulein Wieprecht waren die Leute

verdächtig vorgekommen, da sie alle Gewehre trugen und zudem betrunken zu sein schienen. Herr Wieprecht war aber trotz der Mahnung seiner Schwester hinausgegangen, hatte aber kaum zwei Schritte vor die Türe gemacht, als ihn zwei der Eingeborenen ergriffen. Ein Hottentott, den Herr Wieprecht drei Jahre lang als Diener im Hause gehabt hatte, legte auf ihn an. Fräulein Wieprecht, die sich auf ihren Bruder hatte stürzen wollen, wurde mit Riemen an einen Baum festgebunden. Sie rief noch: „Ach Otto, hilf mir doch!“ Aber der mußte ihr erwidern: „Ich kann ja nicht; sie halten mich ja auch fest!“ Bald krachte ein Schuß und Herr Wieprecht stürzte zu Tode getroffen nieder. Der, der es getan, ein Herero, war der Nachbar des Herrn Wieprecht gewesen. Man hätte ihm nie so etwas zugetraut. Der Diener von Herrn Wieprecht legte auf Fräulein Wieprecht an. Doch schlug ihm ein Herero das Gewehr aus der Hand mit den Worten: „Der Kapitän wird Dich erschießen lassen, denn er will nicht, daß den Frauen ein Leid zugefügt werde.“ Erst am Abend war Fräulein Wieprecht losgebunden und dann bis Sonntag Abend in einem Pontok scharf bewacht worden. Am Montag früh hatte der Kapitän Befehl gegeben, sie nach Gochas zu bringen. So war sie zu mir gekommen.

Die folgenden Tage fuhren immer noch Wagen zur Militärstation und vor des Herrn Kohn Haus, um die Güter aufzuladen und auf die Eingeborenenwerften zu bringen. Frauen und Mädchen schleppten in einem fort Bündel nach Hause, aber stets gingen sie in weitem Bogen um unser Haus herum. Wir drei Frauen warteten sehnsüchtig auf die Rückkehr meines Mannes. Sehr langsam gingen uns die Tage dahin. Fast jeden Tag gab es neue Aufregungen. Wenn bewaffnete Männer kamen, ging ich hinaus und fragte nach ihrem Begehr. Den beiden Frauen

ersparte ich gerne jede neue Aufregung. Fühlte ich mich bedrückt, dann stärkte mich ein Spruch oder eine Verheißung. Auch wildfremde Hereros, mit schweren Kiris bewaffnet, kamen oft am Hause vorbei. Da haben wir so recht das Wort der heiligen Schrift erfahren: Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten und hilft ihnen aus.

Am Sonnabend (15.) kamen etwa 20 Bewaffnete und verlangten mich zu sprechen. Der frühere Polizeisoldat war der Anführer. In überhastenden Worten sagte er mir folgendes: „Juffrouw, Du mußt jetzt die Munition herausgeben; wenn Du es nicht willig tust, wird der Kapitän seine Krieger senden, die möchten Dir dann vielleicht ein Leid antun." Ich erwiderte ihm: „Sage dem Kapitän wieder, ich stände in Gottes Hand und fürchtete ihn nicht; die Munition werde ich euch nicht geben. Ich kann's ja nicht ändern, wenn ihr sie mit Gewalt nehmt." Ich fragte weiter, ob er etwas von meinem Mann wisse. Er erzählte, des Kapitäns alter Buschmann sei gekommen und habe berichtet: Mijnheer Berger sei in Kora-korabes erschossen worden. Wie mir da zumute wurde, können Sie sich denken! Und in dieser Stimmung mußte ich zusehen, wie die Leute im Studierzimmer und in den anderen Stuben sämtliche Schränke, Kisten und Kasten durchwühlten, endlich die Munition fanden und mitnahmen. Nachmittags kamen drei Hottentotten-Frauen, darunter Elisabet Links, die Frau von dem deutsch-treugebliebenen Dirk Links. Elisabet sagte mit von Tränen erstickter Stimme: „Meine liebe Juffrouw, liebe Frau Hittcher und Fräulein Wieprecht; droben im Himmel wohnt der Gott Israels, der nicht schläft noch schlummert, der auch alle die Greuel sieht, die unser Volk an den Deutschen tut. Der Herr wird sich aufmachen und Gericht halten. Ihr Weißen werdet gesegnet

sein, aber die Nama werden untergehen. Seid nur getrost; Gott ist bei Euch.“ Ähnlich sagten auch die anderen beiden Frauen. Ich drückte ihnen die Hand und gab auch ihnen ein Trostwort mit auf den Weg. Wie freuten wir uns über solche Liebe!

Am Sonntag (16.) saß ich mit den beiden Frauen vor dem Hause. Da kam unser treuer Arie, unser Viehwächter und unser Hausjunge Matthäus, deren fröhlicher Blick mir sofort auffiel. Sie berichteten auf meine Frage, der Unterkapitän Philippus Brander sei von Rietmond gekommen und hätte erzählt, Missionar Spellmeyer und Berger seien auf der Feste in Gibeon. Also lebte mein Mann noch! Ich habe über die Botschaft vor Freuden geweint. Am Abend beriet ich mit unseren Hausjungen, ob wir nach Gibeon fahren sollten; aber sie waren zu bange. Auf meine Frage, ob sie auch in Herrn Kohns Hause gewesen seien, sagten sie: „Nein Juffrouw, wir gehen weder dahin, noch in die Werften der Leute. Wir wollen nicht die geraubten Güter sehen; sonst möchte die böse Lust über uns kommen, daß wir davon begehren.“

Am Montag (17.) kamen zwei Großleute mit der Botschaft, die beiden Frauen (Frau Hittcher und Fräulein Wieprecht) möchten sich bereit halten, der Kapitän wolle sie nach Persipp*) bringen lassen. Das gab wieder einen neuen Schrecken. Am Dienstag morgen (18.) kam unser Ältester Dirk, der weit in der Kalahari im Jagdfeld gewesen war und dort durch einen Buschmann erfahren hatte, was sich in Gochas zugetragen hatte. Da hatte er in drei Tagen den sonst sechstägigen Weg zurückgelegt. Er war hier schon zunächst bei dem Kapitän gewesen und hatte ihm bittere Vorwürfe gemacht darüber, daß er die Gemeinde

*) Am Rande der Kalahari, nahe der englischen Grenze.

in so großes Unglück gestürzt habe. Der Kapitän hatte darauf keine Antwort gegeben. Noch war Dirk bei uns, da kamen Großleute mit einer bespannten Ochsenkarre und forderten die beiden Frauen auf, aufzusteigen. Da wurde aber Dirk böse und sagte: „So, warum sollen die Frauen nach Persipp? Sind sie hier bei Juffrouw nicht besser aufgehoben? Sonst könnt ihr nie auf des Kapitäns Wort hören; aber jetzt, wo gemordet und geplündert wird, gehorcht ihr aufs Wort. Wie kommt das? Weil Euer Herz Gott nicht gehorsam ist." Ich sprach dann auch noch mit den Großleuten. Da sagte der eine: „Ja, Juffrouw, es tut uns auch sehr leid, daß wir die Frauen fortbringen müssen, aber der Kapitän hat den Befehl gestern gegeben, bevor er nach Rietmond ritt. Ich will aber die Verantwortung auf mich nehmen und ihn bitten, daß die Frauen bei Dir bleiben. Wenn er dann nicht will, müssen wir freilich tun, was er sagt." So ging auch das vorüber.

Alle paar Tage brachten die Eingeborenen einen schweren Hammel herbei, den wir schlachten sollten, jedoch fast stets zurücksandten; denn wir haben in dieser ganzen Zeit nur sehr wenig gegessen. Auch einen Sack Reis und einen Sack Grobmehl, etwas Kaffee, eine Büchse Tee und etwas Zucker brachten die Eingeborenen für die beiden Frauen.

Am Donnerstag (20.) kam der Älteste Kornelius mit dem Auftrage, ich solle zum Kapitän kommen. Ich ging mit ihm hinauf, setzte mich vor Simon Koopers Pontok auf eine Kiste und wartete auf sein Erscheinen. Plötzlich stand er vor mir, mir seine Hand zum Gruße hinhaltend. Er führte mich in den Pontok hinein, stellte mir einen Stuhl hin, legte sein Kopfkissen darauf, und ich mußte Platz nehmen. Er setzte sich auf einen Stuhl mir gegenüber, während die Großleute alle rund herum bewaffnet

auf den Boden hockten. Simon Kooper fing die Unterhaltung mit den Worten an: „Juffrouw, ich habe dich rufen lassen, um dich zu ehren, und nun sage mir, was du zu tun gedenkst, sprich dich nur offen aus.“ Ich erwiderte ihm: „Ich gedenke hier zu bleiben; mein Platz ist bei der Gemeinde. Nur um meinen Mann bin ich in Unruhe, den ich schon 14 Tage vergeblich erwarte.“ Simon Kooper antwortete: „Ja, Mijnheer Berger ist in Gibeon auf der Feste. Es scheint, die Missionare haben jetzt zwei Ämter, eins als Missionar und das andere als Soldat. Früher zogen die Missionare mit ihren Gemeinden ins Feld, und heute sind sie Soldaten; darum halten wir sie jetzt auch wie unsere Feinde.“ Ich antwortete ihm: „Simon, wie kannst Du das sagen. Missionar Spellmeyer und mein Mann hatten nach Rietmond zu Hendrik Witboi reiten wollen, trafen aber unterwegs Frau Holzapfel und die anderen Witwen. Sind nun die Missionare nicht vielleicht bange geworden, weil Herr Holzapfel erschossen worden ist, und das von Leuten seiner eigenen Gemeinde? Dann hat auch mein Mann, wie ich höre, kein Pferd mehr. Wie soll er denn zurückkommen? Zu Fuß kann ein weißer Mann den weiten, fast wasserlosen Weg nicht machen.“ Doch der Kapitän erwiderte: „Juffrouw, wenn ein Mann seine Familie in Not weiß, gibt er sich alle Mühe, um zu ihr zu kommen, wenn auch ein weiter Weg bis dahin ist. Dann noch eins. Missionare erschießen wir nicht. Herr Holzapfel war kein eigentlicher Missionar, und dann hat er auch die Munition nicht herausgegeben, darum ist er erschossen worden. Missionar Albath war dagegen ein rechter Missionar; denn als einmal Krieg in Gochas auszubrechen drohte, hat er sich zwischen die Soldaten und uns gestellt und uns dadurch überwunden. Du bist ein Jahr lang allein bei uns geblieben (Frau Missionar Berger

war in erster Ehe mit Missionar Albath verheiratet gewesen. D. V.), und darum ehre ich Dich auch damit, daß ich Dich zu mir bitten ließ, um mit Dir zu sprechen. Ich habe den Gedanken, Dich und die beiden anderen Frauen nach Gibeon bringen zu lassen; denn wenn ich mit den Großleuten in den Krieg ziehe, bleibt kein Mann zu Deinem Schutze hier." Ich erinnerte dann noch Simon an alle Ermahnungen und Bitten unsererseits, doch dem Heidentum zu entsagen: „Simon, warum hast Du Gottes Wort nicht in Dein Herz aufgenommen? Ich sage Dir, Du hast Dein Volk in das Unglück gebracht, vor dem Dich unsere Missionare oft genug gewarnt haben." Er wollte nichts annehmen und sagte nur: „Der Weg nach Gibeon ist jetzt tot, nur mein Wort kann ihn wieder lebendig machen," worauf ich sagte: „O Simon, über Dir steht noch ein Höherer, der einst noch mit Dir rechten wird, denke daran." Ich bat ihn noch, dafür zu sorgen, daß meine Möbel und das Haus nicht beschädigt würden, worauf er entgegnete: „Ich werde in dem Hause wohnen, und was ich brauche, nehmen, aber nichts unnötig zerstören." Auf meine Bitte gestattete er uns, 5 von unsern Milchkühen und 10 Schlachthammel mitzunehmen. Damit uns unterwegs nichts zustieße, sollte der Unterkapitän Philippus Brander und etwa 20 Krieger uns bis halbwegs Gibeon begleiten. Dort würde man dann weiter sehen, was zu tun sei.

Am Freitag (21.) kamen gegen 20 Großleute und baten mich, sie durchs ganze Haus zu führen und ihnen alle Sachen zu zeigen. Ich gab ihnen zu verstehen, daß alle Sachen mein persönliches Eigentum seien. Da läutete die Glocke des Missionskirchleins. Ich wollte nämlich auch noch gerne von der Gemeinde Abschied nehmen und alle, auch die Mörder, noch einmal vermahnen. Bald war denn auch der ganze Hof voller Menschen. Besonders fiel mir

die große Anzahl der Hererokrieger auf. Ich hielt erst eine kurze Ansprache und sagte dann, daß sie, besonders die Christen, daran gedenken sollten, was sie einst gelobt hätten, und daß sie, die so tief gefallen seien, wieder umkehren müßten. Der Älteste Kornelius las den 121. Psalm. Dann sangen wir auf Nama noch das Lied: „So nimm denn meine Hände", worauf dann alle einzeln an uns vorbeizogen und uns die Hand zum Gruße reichten. Sehr viele Frauen, auch einige Krieger, weinten, als sie mir Lebewohl sagten. Traurigen Herzens stiegen wir auf den Wagen. Simon Kooper stand auf dem Berge und winkte uns noch zu. Es war schon Abend geworden, als wir abfuhren.

Am Abend des nächsten Tages kamen wir in Karaam an. Es war bitter kalt. Ich mußte selbst überall helfen, damit die Jungen willig blieben, bei uns zu bleiben. Ich habe in der Nacht nicht viel geschlafen. Was sollten wir armen Frauen mit den Kindern im Felde machen, wenn die Jungen fortliefen. Sonntag (23.) wurde erst ein Treck von 3 Stunden gemacht; dann hielt ich Andacht mit den Leuten. Etwas freudiger traten wir darauf unsere Weiterreise an. Nachmittags hatte ich mit jedem unserer Leute einzeln eine ernste Unterredung über das, was geschehen war, und zeigte ihnen, wie sie sich als Christen verhalten müßten. Wenn man so eng verwachsen ist mit einem Volk, seine Leiden und Freuden mit ihm getragen hat und dann die, die man wie Kinder geliebt hat, zu Räubern oder gar zu Mördern werden sieht, dann muß man weinen über das arme verblendete Volk. Wie unartige Kinder haben sie unsere Ermahnungen und Bitten, Frieden zu halten, unbeachtet gelassen.

Am Montag (24.) hatte ich arge Schmerzen, so daß ich vom Wagen absteigen mußte und 1—1½ Stunden zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Fuß allein hinterherging. Als ich wieder zum Wagen kam, hatte man gerade ausgespannt, um das Essen zu kochen. Ich mußte mich jedoch hinlegen. Nach dem Essen wollten wir im Hinblick auf das, was mir bevorstand, schnell noch bis zur nächsten Wasserstelle fahren; aber schon gegen 2 Uhr, als wir über große, dicke Steine fuhren, wurde unsere kleine Irene geboren. Natürlich mußte jetzt wieder ausgespannt werden. Unsere Wasserfässer waren leer und die nächste Wasserstelle stundenweit entfernt. Arie nahm eines der Fässer, befestigte Riemen daran, band 4 Ochsen davor und schickte zwei Jungen damit fort, Wasser zu holen. Sie kamen erst am nächsten Morgen um 4 Uhr zurück. Das arme neugeborene Kind konnte jetzt erst gewaschen werden. Auch ich erhielt ein Wassersüppchen.

Am Nachmittag kam ein Reiter zum Wagen. Es war der Unterkapitän Philippus Brander, der seinen Leuten, die uns eskortieren sollten, etwas vorausgeritten war. Obwohl er hörte, was geschehen war, befahl er, am nächsten Morgen weiterzufahren. Frau Hittcher und Fräulein Wieprecht baten ihn, uns noch wenigstens 3—4 Tage stehen zu lassen. Er gab auch scheinbar zu und ritt mit den andern mittlerweile herangekommenen Eingeborenen voraus, schickte dann aber einen Boten zurück mit dem Befehl, wir müßten am andern Morgen doch weiter fahren. Was konnten unsere Jungens anders tun, als gehorchen?

Endlich kamen wir in Goamus, einer Burenfarm, an, die von den Eingeborenen schon ausgeraubt war. Da hieß es plötzlich: So, nun muß alles vom Wagen herunter. Ich bat, mir doch unseren Wagen zu lassen; aber Brander war unbeweglich. Er sagte: „Der Kapitän hat mir den Befehl gegeben, euch nur bis hierher zu bringen und dann den Wagen zurückzubringen, und das muß ich tun.“ Ich sagte: „Wie soll ich denn mit den vielen Kindern weiter

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nach Gibeon kommen; mein Mann hat doch auch keinen Wagen, uns abzuholen.“ Da antwortete Brander: „Rund um die Feste stehen Wagen genug von Weißen.“ Bevor ich noch vom Wagen herunter konnte, rissen mehrere Burschen bereits das Segel herunter und nahmen Kisten heraus. Drei Mann trugen mich vom Wagen in die nahe Hütte, die vorher ausgeräumt und ausgefegt war. Frau Hittcher und Fräulein Wieprecht machten mir ein Lager zurecht. Fensterlöcher waren wohl da, aber keine Fenster. Zu unserem Glück fand sich ein Stück Wellblech, das dann vorgesetzt wurde und so einigermaßen die kalte Zugluft abhielt. Die Eingeborenen brachten einige Kisten herein; aber die Hälfte der Sachen ließen sie auf dem Wagen stehen. Eine große Kiste, die meines Mannes Wäsche und die Schuhe der Kinder enthielt, erbrachen sie sofort. Einer unserer bisherigen Hausjungen fiel mit dem Rufe: „Das ist Bergers Gut“ wie ein Tiger darüber her und riß alles an sich.

Wir drängten am nächsten Tage (26.) den Brander, doch Botschaft nach Gibeon zu senden, daß wir hier wären und abgeholt werden möchten. Er aber behauptete, kein gutes Pferd zu haben. Am nächsten Tage (Donnerstag, 27.) kamen drei Christen und sagten: „O, unsere arme Juffrouw, wie traurig sind wir, daß man Dich hier im Felde in der kalten Lehmhütte läßt. Die ganze Nacht haben wir Brander zugesetzt und ihn gebeten, Dich doch bis kurz vor Gibeon bringen zu lassen. Das letzte Stückchen konnte ja Ernst (unser Ältester, 6 Jahre) die Vorderochsen am Tau fassen und Fräulein Wieprecht treiben, aber Brander will nicht. Wer weiß, ob Mijnheer, wenn er es wüßte, daß Du hier bist, hierher kommen kann. Die Witbois werden ihn vielleicht totschießen, weil er auf der Feste ist. Gibeon wird täglich von Witbois und Kaffern beschossen

Wir beten auch für Dich, und so lange wir hier sind, soll Euch kein Leid geschehen."

Am Abend kam Brander und sagte endlich, er habe jetzt ein Pferd bekommen und wollte jetzt mit Fräulein Wieprecht abreiten. Ich traute ihm aber nicht und weigerte mich, Fräulein Wieprecht in der Nacht reiten zu lassen. Am nächsten Morgen stellte Brander zwei Männer, die Fräulein Wieprecht begleiten sollten, er selbst wollte später nachreiten. Fräulein Wieprecht hatte noch nie auf einem Pferde gesessen und mußte jetzt solche weite Strecke im afrikanischen Sonnenbrande auf einem schweren Herrensattel sitzen. Weinend nahmen wir Abschied von ihr. Ich gab ihr zwei Briefe mit, einen für meinen Mann und einen an die Besatzung der Feste Gibeon. Kaum war Fräulein Wieprecht fort, da schlich sich schon allerlei Gesindel um das Haus herum. Wir fürchteten immer, man möchte uns ein Leid antun.

Am Sonntag (30.) wollte ich zum ersten Male etwas aufstehen, als plötzlich ein Schuß fiel. Bald knallte es von verschiedenen Seiten. Die Kinder spielten draußen. Frau Hittcher holte sie herein und stellte das Fenster zu. „Das sind Deutsche", jubelten wir und konnten durch die Fensterspalten sehen, wie die Hottentotten wie Katzen über die Erde schlichen und einer vom Pferde fiel. Die Kinder verhielten sich ganz still. Endlich hörte das Schießen auf, und schon fürchteten wir, die Patrouille, die es offenbar war, möchte weiter geritten sein, uns allein hier zurücklassend. Doch da klopfte es an die Türe und als Frau Hittcher sie öffnete, stand ein deutscher Soldat dort. Unsere Freude, wieder einen deutschen Mann zu sehen, war unbeschreiblich. Es war der Postbeamte von Gibeon, Herr Hammermeister. Er erzählte, sie hätten einen Wagen mitgebracht, auch mein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Mann sei bei ihnen. Er wollte jetzt schleunigst zu den übrigen zurück um Nachricht zu bringen.

Wieder eine halbe Stunde später hielt ein Ochsenwagen vor dem Hause; mehrere Soldaten kamen herein, luden einige Kisten in den Wagen und etwas Bettwerk, hoben die Kinder in den Wagen und halfen uns beiden Frauen hinein. Ich war noch sehr schwach auf den Beinen. Die Eingeborenen hatten inzwischen wieder mit dem Schießen begonnen. Die Soldaten erwiderten das Feuer, indem sie beim Wagen einen Hottentotten aus der Kapkolonie zurückließen. Dem war jedoch so ängstlich, daß auch er nicht bei den Ochsen blieb, sondern hinter dem Wagen in den Büschen herumkroch. So waren wir mit unserem Wagen mitten im Feuer allein gelassen. Plötzlich rief Frau Hittcher, die mir gegenüber saß: „Der Wagen fällt um!" und wirklich legte sich der Wagen ganz auf die Seite. Die Kinder schrien auf. Wir Frauen suchten so viel Luft zu machen, daß die Kinder aus dem Wagen kriechen konnten. Der kleine Paul hatte eine tüchtige Schramme im Gesicht, daß es blutete. Wir anderen hatten nur leichte Hautabschürfungen und den Schrecken davon getragen. Als wir uns gesammelt hatten, merkten wir plötzlich, daß das Neugeborene, das in einem Mangelkorb im Wagen gelegen hatte, noch fehlte. Ich fand es zwischen zwei Kisten fest eingeengt. Wir krochen in den Wagen zurück und brachten mit Mühe das arme Kindchen heraus, flüchteten dann alle unter einen Dornbusch und hofften auf Gottes Erbarmen. Die Kugeln schlugen neben, zwischen und über uns ein, aber keine durfte uns treffen. Endlich kamen die vier Soldaten, die sich bis dahin wacker verteidigt hatten, zurück, um den Wagen aufzurichten. Doch zweimal mußten die Soldaten vom Wagen fort, weil das Feuer der Eingeborenen zu stark war. Endlich stand der Wagen wieder. Schnell wurden einige Matratzen und

drei Steppdecken hineingeworfen, die Kinder hineingehoben, und fort ging es. Die Kisten, alle mit Inhalt, und alles andere Gepäck mußten wir liegen lassen. Nach einiger Zeit sahen wir den übrigen größeren Teil der Patrouille vor uns. Ein Teil von ihr hielt bei uns an, und bei ihr befand sich mein Mann. Georg rief vor Freude weinend: „Papa, mein Papa“ und wollte durchaus aus dem Wagen heraus. Da kam mein Mann zum Wagen. Welch' ein Wiedersehen!

Doch ich muß zurückgreifen, um zu erzählen, wie es Fräulein Wieprecht ergangen war, die rettende Eskorte heranzuholen. Die Hottentotten hatten sie bis auf 20 Kilometer weit nach Gibeon gebracht, waren dann aber mit den Pferden wieder zurückgekehrt, so daß sie die letzte Strecke zu Fuß zurücklegen mußte. Als sie abends um 6 Uhr ermüdet auf der Station angekommen war und die Nachricht über uns gebracht hatte, waren auf der Feste sofort die Vorbereitungen uns abzuholen getroffen worden. Ein leichter Wagen mit Zelt war instand gesetzt worden. Noch am Abend brach eine Kolonne von 18 Personen auf, alle gut beritten und bewaffnet. Als sie am 30. Oktober früh in die Nähe von Goamus gekommen waren, hatten sich unsere Befreier in zwei Teile geteilt. Der eine mit dem Wagen ritt durch das Tal, der zweite, wobei sich mein Mann befand, über das Kalkplateau. Da hatten auf einmal die im Tal reitenden Feuer erhalten und so war es zum Kampf gekommen. Glücklicherweise hatten unsere Befreier keinen Verlust zu beklagen. Später hörten wir, daß Samuel Isaak erzählt habe, die Eingeborenen hätten bei diesem Gefecht 3 Tote und 3 Verwundete gehabt. Selbstredend hatte er die Sache so darzustellen gewußt, als ob unsere Befreier die Angreifer gewesen wären und als ob die armen Eingeborenen, die doch die Frauen und Kinder hätten zu ihnen bringen wollen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zum Dank dafür von ihnen überfallen worden seien. Das ist aber nicht der Fall gewesen.

Auch auf der Weiterfahrt verfolgten uns noch die Eingeborenen, legten sich hin und wieder vor uns und eröffneten immer wieder ein heftiges Feuer, das aber ebenso erwidert wurde. Wir fuhren durch bis zur Wasserstelle Kora-korabes und nach einem kurzen Halte daselbst in beschleunigter Fahrt bis nach Gibeon, das wir am andern Morgen gegen 4 Uhr erreichten. Wir waren gerettet und dankten dem Herrn, der uns so wunderbar beschirmt hatte." —

Wenn auch nicht alle Missionare im Hottentottenland in ähnlicher Weise gelitten haben, so haben sie doch alle den Zusammenbruch ihrer, teilweise Jahrzehnte langen, mühseligen Arbeit unter den Hottentotten erleben müssen. Gelang es ihnen auch, ihr Leben und mehr oder weniger ihr Eigentum zu retten, so sind die Verluste anderer Art, die sie erlitten, doch durchaus betrübende, die sich nicht durch Geld und Geldeswert ersetzen lassen.

Der Truppen-Führung haben die Missionare während des Feldzuges sehr oft wichtige Dienste geleistet. Sie kannten die Eingeborenen und ihre Sprache aus langjähriger Erfahrung; stets waren sie bereit ohne Furcht ins feindliche Lager zu gehen, als man den Zeitpunkt für gekommen erachtete, mit den Eingeborenen behufs endgültiger, bedingungsloser Ergebung zu unterhandeln. Noch heute sind verschiedene Sendboten der Mission im weiten Hererofeld unerschrocken tätig, um solche Banden, die sich immer noch nicht ergeben haben, zur freiwilligen Gestellung zu bewegen.

Erst dann, wenn die letzten der kleinen, in dem weiten Gebiete herumstreifenden Banden unschädlich gemacht sind, kann von einer gedeihlichen, ungestörten Aufnahme der

Farmerarbeiten und dem Wiederaufbau der Kolonie gesprochen werden.

Die Missionen sind nicht die letzten, die den Aufbau wieder ermöglichen. Das sollte man in der Heimat und auch in der Kolonie nicht vergessen.

Von Hendrik Witboi und seinem Volke.

Eng verknüpft mit dem Namen der Hottentotten wird zu allen Zeiten der ihres hervorragendsten Führers, Hendrik Witboi sein. Die unbedingte Herrschaft über seine Stammesgenossen machte ihn zu unserm zähesten Gegner. Erst nachdem er gefallen, wurde es den Truppen möglich, eine Abteilung der Hottentotten nach der andern zur Ergebung zu zwingen. Über Hendrik, der durch den blutigen Aufstand auch in dem kleinsten Winkel unserer Heimat bekannt geworden, ist schon sehr viel geschrieben worden, obgleich näheres über ihn und sein Volk in der Heimat nur in ganz kleinen Kreisen bekannt ist. Am besten kannte ihn wohl die Mission, die lange Jahre, bevor eine deutsche Truppe das Land betreten, mit ihm gearbeitet hatte. Der Missionar Wanders in Windhuk, einer der besten Kenner sowohl Hendriks, als auch der Hottentotten, schildert den alten Gibeoner Fuchs besonders treffend und verständlich in einem zu Windhuk gehaltenen Vortrag, der zum Verstehen unseres Hauptfeindes und seines ihm ergebenen Volkes bedeutungsvoll ist. Er sagt u. a.:

„Es war ein bedeutsamer Augenblick in der Geschichte dieses Landes, aber auch in der des Nama-Volkes, als am 29. Oktober vorigen Jahres bei Vaalgras, nordöstlich Keetmanshoop, Hendrik Witboi tödlich getroffen niedersank und wenige Stunden später sein bewegtes Leben aushauchte.

Wir können wohl sagen: Der letzte Namahäuptling ist mit ihm dahingegangen und sein Tod hat das Schicksal

des Nama-Volkes besiegelt. Es wird fortan, wie seine tausend und abertausend Verwandten in der Kapkolonie, ein Dienstvolk des weißen Mannes werden.

Niemand prophezeie aber jetzt dem Nama-Volke den Untergang. Das Volk ist zähe und wird, befreit von der Herrschaft seiner Führer, die es immer wieder ins Verderben gebracht haben, vielleicht aufs neue aufleben und bei verständiger Erziehung zur Arbeit uns noch von Nutzen sein.

Jetzt, nachdem Hendrik Witboi zu seinen Vätern versammelt ist, scheint es nicht unwichtig, das Charakterbild dieses Mannes zu betrachten. Ein Charakterbild? wird vielleicht mancher fragen. „Hat denn ein Hottentott überhaupt einen Charakter?" Jawohl, und zwar einen sehr ausgeprägten. Wir werden dies bestätigt finden, wenn wir uns das Leben Hendrik Witbois anschauen.

Hendrik Witboi war ein Mann, der in der Geschichte dieser Kolonie eine bedeutende Rolle gespielt hat. Viel ist über ihn geredet und geschrieben worden. Man hat ihn gelobt und getadelt, gepriesen und verdammt. Ihn gerecht zu beurteilen ist nicht leicht. Ist schon der Hottentott als solcher schwer zu charakterisieren, so ist es Hendrik Witboi erst recht, denn er war der Schakal der Schakale. Seine Kriegstüchtigkeit wird ihm niemand streitig machen und seine diplomatische Kunst war auch nicht ohne.

In den Augen seiner Leute war er ein Held und wird als solcher in ihren Herzen weiterleben. Für uns war er ein Rätsel, und wird es für jeden, der sich mit seiner Geschichte beschäftigt, bleiben. Um Hendrik Witboi zu charakterisieren, ist es nötig zu wissen, von welchem Stamme der für uns so saure Apfel gefallen ist.

Die Vorfahren Hendrik Witbois haben wir in der Kapkolonie zu suchen. Sie scheinen von Urzeiten her lästige Individuen gewesen zu sein, denn sie wurden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Kowesin, d. h. Bettler, genannt. Ihrer hellen Gesichtsfarbe wegen nannten die Buren sie Witbois (weiße Jungens). Die sich immer mehr ausbreitende Herrschaft der Weißen wurde den Witbois unbequem. Der alte Wandertrieb und die Lust zum dolce far niente erwachte in ihnen aufs neue. Bereits waren verschiedene Stämme ins Groß-Namaland ausgewandert und hatten sich mit List und Gewalt dort häuslich eingerichtet (Die Aman in Bethanien, die Hai Khaua in Berseba, die Gei Khaua in Gobabis, die aicha ain [Afrikaner] am Oranjefluß und in Windhuk). Ihnen folgte vor etwa 70 bis 80 Jahren der Witboistamm unter dem Großvater des Hendrik, der den Namen Kiwido oder Kido Witboi trug.

Lange zogen die Witbois umher, die Gastfreundschaft der anderen Stämme gehörig ausnutzend. Kido Witbois Sinn stand nach dem Hereroland, wo die schönen, fetten Ochsen zu holen waren, aber Frauen und Kinder waren des steten Umherziehens müde und drängten in den alten starrköpfigen Kido, einen festen Wohnsitz zu suchen. Nach zehn Jahre langem Bemühen gelang es dem Missionar Krönlein, den alten Kido zu bewegen, sich in Kachatsus niederzulassen. Dies geschah im Jahre 1862. Kachatsus wurde später Gibeon genannt. Man hätte dem Orte lieber den alten Namen belassen sollen, denn Kachatsus heißt: Böses Kriegsnest. Ganz friedlich ist es niemals auf Gibeon zugegangen. Der Sohn des alten Kido, Moses Witboi, weigerte sich, mit seinem Vater nach Gibeon zu ziehen, die dort herrschende Zucht war dem unruhigen Gesellen zuwider. Im Lande herumziehen, ab und zu einen Raubzug zu veranstalten, das war Moses Witbois Leben. Erst ein Krieg mit der roten Nation (Stammessitz Hoachanas) und Jonker Africaner (Windhuk) vereinigte ihn wieder mit seinem Vater. Gibeon wurde verschiedene Male geplündert

Im Jahre 1867, nachdem Oasib, der Häuptling der roten Nation und Oberhäuptling der nördlichen Namastämme, gefallen war, kam es zum Frieden.

So hat also Hendrik Witboi schon als junger Mann das Kriegsleben kennen gelernt. Wenn er später in einem Kriegsgesang die Worte gebrauchte: „Ein großes Ding ist der Krieg, der Krieg macht arm und macht auch reich", so hat er aus Erfahrung gesprochen.

Kido Witboi starb und Moses trat an seine Stelle. Als im Jahre 1880 der Krieg der Naman gegen die Herero entbrannte, war natürlich Moses mit dabei. Alles Ermahnen seines Missionars schlug er in den Wind. Er zog mit allen wehrfähigen Männern gegen die Herero und das Kriegsglück war ihm hold. In einem Briefe an Missionar Rust in Gibeon schrieb er: „Bis hierher sind wir noch durch Gottes Gnade gesund und wohlbewahrt geblieben im Damaraland. Zuerst haben wir erschrecklichen Hunger gelitten, so daß wir auch unsere Reitochsen schlachten mußten, aber nun haben wir Fleisch vollauf. Von einer Damara-Werft haben wir 184 Ochsen genommen und die Menschen totgeschossen. Am 16. Oktober haben wir das erste Gefecht gehabt mit den Damara, und Gott sei gepriesen, daß er uns den Sieg gegeben hat. Wir haben 33 Pferde erbeutet und 76 Gewehre."

Wenn Hendrik Witboi später ähnliche Briefe schrieb und Rinder stahl, so wissen wir, in wessen Fußstapfen er getreten ist.

Und wo war Hendrik während dieser Kriegszeit? Sicher war er einer der Vordersten im Kampfe? Keineswegs! Er beteiligte sich überhaupt nicht an den Kriegszügen seines Vaters, sondern blieb in Gibeon, wo er als Kirchenältester für Ordnung und Zucht eintrat. Er ist niemals, wie fälschlich berichtet wurde, Schullehrer gewesen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Er trat als gewissenhafter Mann seinem Vater entgegen und beschwor ihn, von seinem kriegerischen Treiben abzulassen. Daß es ihm wirklich ernst war, geht aus der Tatsache hervor, daß er seinen Vater bat, das den Rehobother Bastards geraubte Vieh zurück zu geben. Wolle der Vater das nicht, dann würde er mit seinen Freunden den Bastards den Schaden vergüten. Moses Witbois Kriegsglück wandte sich, es setzte Hiebe für Diebe. Auch hierüber hat Moses Briefe geschrieben. Hendriks Stellung zu seinem Vater wurde immer ernster. Dieser war über seinen Sohn so empört, daß es zu einer förmlichen Spaltung kam, die einen Krieg zwischen Vater und Sohn befürchten ließ. Nach echter Nama-Art dokumentierte er seine Feindschaft damit, daß er mit seinem Anhang Gibeon verließ und mit Rachegedanken ins Feld zog.

Hier haben wir den Wendepunkt im Leben Hendrik Witbois. Von jetzt ab zählte er die Jahre. Er, der sich bisher dem tobenden Vater gegenüber äußerst besonnen betragen hatte, erklärte 1884 plötzlich, daß er ebenfalls die Station verlassen werde, um sich tief im Norden, den er seinem Anhang als ein Schlaraffenland schilderte, einen neuen Wohnsitz zu suchen. Erst wollte er aber mit den Herero Frieden schließen. Auf die Vorstellung seines Missionars erwiderte er: „Gott selbst hat es mir geboten und mir das Gelingen meines Planes verheißen.“ Immer wieder betonte er, Gott habe ihn zum Retter seines Volkes bestimmt und werde, wie einst dem Volke Israel, vor ihm und seinem Volke ein Licht hersenden, das ihnen den Weg zeigen würde. Das Licht war ein Irrlicht.

Hendrik ließ sich nicht halten, er zog gen Norden und kam im Juni 1884 nach Rehoboth. Die Bastards, meinte er, sollten sich ihm anschließen, denn nicht um die Rinder der Herero sei es ihm zu tun, rauben und plündern wollte

er nicht, sondern nur Frieden schließen. Die Bastards konnten sich zu dem hohen, geistlichen Standpunkt des Hendrik Witboi nicht erheben, ihr reichlicher, irdischer Besitz gebot ihnen Klugheit. Sie warnten den Schwärmer vielmehr, jedoch vergebens. Haßerfüllt zog er von dannen und kam nach Osona bei Okahandja.

Am 27. Juni kam es zum Kampfe. Man schoß drei Tage lang Löcher in die Luft. Tote gab es keine. Am dritten Tage schrie plötzlich ein Herero: „Friede, Friede." Der alte Maharero ließ Hendrik sagen, er solle zwei Leute senden, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Nach längerem Zaudern willigte Hendrik ein. Ja, er tat noch mehr. Als er hörte, daß während des Gefechtes ein Teil seiner Leute dem Maharero 300 Rinder geraubt habe, sandte er 50 Mann und ließ Räuber und Ochsen zurückholen. Trotz alledem verweigerte Maharero den Durchzug durchs Hereroland. Hendrik solle erst alle Nama-Häuptlinge zu einem allgemeinen Friedensschluß bewegen. Hendrik zog als glorreicher Sieger, wie er prahlte, nach Gibeon zurück und war fester denn je von seiner Retterwürde überzeugt. Er suchte mehr Leute an sich heranzuziehen, so z. B. die Isaakschen von Berseba, zu deren Führer Samuel Isaak, als Unterkapitän des Hendrik, sich mit der Zeit aufschwang (Samuel Isaak ist kein Kowesin (Witboi), sondern ein Hai Khaua (Bersebaer), die ein Zweig der Gei Khaua, mit denen wir 1897 in Fehde lagen, sind). —

Von 1884 bis 1885 versorgte sich Hendrik gehörig mit Waffen und Munition, wozu ihm englische und andere Händler nur zu behilflich waren. Im Juli 1885 finden wir Hendrik auf seinem zweiten Zug nach dem Hereroland mit 5—600 Menschen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Am 14. Oktober 1885 wurde er bei Osona geschlagen. Missionar Rust berichtet von Gibeon über Hendriks Niederlage folgendes (Rh. Miss.-Berichte 1886, Nr. 2):

Vor einigen Tagen ist Hendrik zurückgekehrt, nachdem schon einige Tage zuvor die Nachricht gekommen war, daß er mit seinem Anhang geschlagen sei. Er berichtete unter anderem folgendes: Als sie nahe bei Okahandja waren, schrieb Maharero, der ihnen vorher schon mehrere Briefe hatte zugehen lassen: Alles was ich bisher gesagt, habe ich nur auf die Gerüchte hin gesagt; da ich nun aber als sicher vernommen habe, daß Du kommst, so schreibe ich Dir nun aus meinem vollen Herzen — und dann sicherte er ihm Frieden zu. Eine halbe Stunde südlich Okahandja empfing er sie dann, wies ihnen einen Platz an, wo sie sich lagern und ausspannen könnten und bewirtete sie mit Kaffee und Tabak; ja er rauchte sogar mit Hendrik aus einer Pfeife. Aber das Wasser wurde ihnen vorenthalten, trotz aller ihrer Bitten darum, und als man es ihnen endlich erlaubte und sie einige junge Leute hinschickten, um Wasser zu holen, wurden diese von den Herero festgehalten. Die Reihen der Herero zogen sich immer dichter zusammen und Hendrik und die Seinen wurden förmlich umzingelt, denn die ganze Macht der Herero war dort versammelt. Den Leuten war das befremdlich, sie ließen es sich aber nicht merken. Hendrik wollte Maharero noch einmal sprechen, derselbe war aber nirgends zu finden. (Genau so machte es Samuel Maharero am 12. Januar 1904.) Das war am 14. Oktober.

Gegen abend des 14. Oktober bekamen sie etwas Wasser, aber nicht ausreichend. Ein Namajunge, den sie unter den Herero antrafen, warnte sie mit Tränen in den Augen: Es sei beschlossen, sie alle zu ermorden. Die Nacht ließ man sie indessen unbehelligt. Am andern

Morgen, als sie wieder darum baten, erlaubte man ihnen endlich, zum Wasser zu gehen und zeigte ihnen, wie sie die Wagen fahren und ausspannen sollten, damit das Tränken zugleich geschehe. Hendrik, dem die Sache wohl nicht recht geheuer schien, gab nun Befehl, die Munition auszupacken, doch blieb noch alles ruhig.

Beim Wasser aber wurden von den sieben jungen Leuten, die mit Schöpfen und Tränken beschäftigt waren, plötzlich vier von den Herero ermordet, die drei anderen entkamen. Dies war das Zeichen zum Angriff und das Gefecht war dann auch sogleich im vollen Gange. Es ging hart her, man schoß oft aus nächster Nähe aufeinander und es ist nur wunderbar, daß Hendrik mit seinen Leuten noch so davongekommen ist. Das Gefecht währte den ganzen Tag und gegen Abend war ihre Munition fast ganz verschossen, weshalb sie sich gezwungen sahen, umzukehren. Sie hatten große Verluste; 24 sind gefallen und 20 wurden verwundet. — Da sie alle ihre Wagen und fast alle Pferde verloren hatten, so mußten sie alles, was sie nicht tragen konnten, im Stiche lassen. Die paar Pferde, die sie noch hatten, waren nötig, um die Verwundeten mit fortzubringen. Auch die Herero sollen bedeutende Verluste erlitten haben." Soweit der Bericht Hendriks.

Während derselbe noch im Norden war, brach ein Zwist zwischen Moses Witboi und dessen Unterhäuptling Paul Visser aus. Diesem hatte sich Arisemab, der Feldschuhträgerkapitän, angeschlossen. Moses rief seinen Sohn zu Hilfe. Er kam und vertrieb die Paul Visserschen Leute. Als Hendriks Proviant zur Neige ging, machte er einen erneuten Zug ins Hereroland, diesmal nach der Otjimbinguer Seite. Dort erreichte ihn die Schreckensbotschaft, daß Paul Visser den alten Moses Witboi überfallen, ge-

fangen und in Gibeon standrechtlich erschossen habe. In Eilmärschen kehrte Hendrik zurück und vernichtete Paul Visser mit seinem Anhang. In den nun folgenden Jahren bekriegte Hendrik die Herero, den Afrikanerstamm, die rote Nation und die Feldschuhträger. Fast wäre er auch mit den Bondelzwarts zusammengeraten, aber diese Helden, in deren Gebiet Hendrik eingefallen war, gaben klein bei, trotz ihren eisenfressenden Reden, mit denen sie gegen Hendrik auszogen. Ja sie taten noch ein übriges und halfen Hendrik bei der Bestrafung der Feldschuhträger.

Alle sahen eben in Hendrik Witboi den Unbezwinglichen, die Gottesgeißel für Nama- und Hereroland.

Inzwischen war eine Schutztruppe ins Land gekommen. Im Jahre 1888 belief sich die auf Kosten der deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika unterhaltene Schutztruppe auf 2 Offiziere, 5 Unteroffiziere und 20 Eingeborene. Im Jahre 1889 bestand die Truppe aus 21 Weißen, und im Jahre 1890 wurde sie auf 50 Mann erhöht. Diese 50 Mann mußten nolens volens Gewehr bei Fuß dem Treiben des Hendrik zusehen. Man sagte sich: solange Hendrik Witboi die Herero rasiert, seift er uns nicht ein. Hendrik respektierte zwar diese Truppe, aber imponiert hat sie ihn keineswegs.

Schließlich riß aber dem damaligen Reichskommissar, Dr. jur. Goering, der Geduldsfaden. Er stellte Hendrik ein Ultimatum und ging dann, müde seiner undankbaren Aufgabe, nach Hause. Hauptmann von François, sein Nachfolger, ein würdiger Sohn seines bei den Spicherer Höhen gefallenen Vaters, hätte gern losgeschlagen. Er setzte es schließlich auch durch, daß die Truppe auf nahezu 300 Mann erhöht wurde. Jetzt war für ihn kein Halten mehr. Am 12. April 1893 erstürmte er Hornkranz und brachte Witboi empfindliche Verluste bei. Der alte Fuchs

selbst entkam leider aus seinem Bau und mit ihm der größte Teil seiner wehrfähigen Männer.

Über den weiteren Verlauf des ersten Witboikrieges brauche ich nichts zu sagen, er ist uns allen, vielfach aus eigener Erfahrung, wohlbekannt. Unsere Truppe hat damals, wie auch jetzt, ihr Möglichstes getan. Um einen langwierigen Guerillakrieg zu vermeiden, wurde am 15. September 1894 in der Naukluft mit Hendrik Friede geschlossen und zugleich ein Schutz- und Freundschaftsvertrag gemacht. Hierzu kam nach Jahresfrist noch ein Vertrag über Heeresfolge der Witboi. Hendrik unterschrieb alles, natürlich mit dem nötigen Gedankenvorbehalt.

Nach 10-jährigem Kriegsleben kam Hendrik endlich zur Ruhe. Die Zahl 10 ist die volle Zahl der Hottentotten. Die Zeit ist voll, heißt: 10 Jahre sind um.

Im September 1904 war die zweite volle Zeit um und anfangs Oktober 1904 warf uns Hendrik aufs neue den Fehdehandschuh hin. Am 3. Oktober 1904 schrieb er an den Missions-Bautechniker Holzapfel: „Ihr wißt selbst, welche Zeit wir jetzt haben. Ich habe abgebrochen mit der deutschen Regierung, denn die Zeit ist voll. Gott der Vater will die Hottentotten erlösen. So gebt mir alle Patronen und alles Pulver, das Ihr habt!“ Holzapfel hat dies nicht getan; er verbrannte das Pulver, vergrub die Patronen und ließ dafür sein Leben. Auch in dem Schreiben Hendriks an Gouverneur Leutwein betonte er die Zahl 10 in verschiedenen Redewendungen. Es besteht somit kein Zweifel, daß der Ablauf der 10 Jahre mitbestimmend für den Aufstand war. Dazu kam noch manches andere. Die Niederwerfung des Herervolkes, die Truppenmassen, die im Vergleich gegen früher jetzt ins Land kamen, die vorzeitigen Redereien und Schreibereien über allgemeine Entwaffnung, die Lügereien der vom Waterberg entlaufenen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

19 Witbois trieben Hendrik zu seiner wahnwitzigen Tat. Er hatte dieselbe in den 10 Friedensjahren durch Heranziehen Unzufriedener anderer Stämme unter unseren Augen vorbereitet. Ein Hottentott vergißt erlittene Unbill niemals. Rachgierde ist eine seiner ausgeprägtesten Eigenschaften. Schließlich erwachte in Hendrik der Geist der Schwärmerei vom Jahre 1884 wieder. Geweckt wurde derselbe durch einen „Witboi" aus der Kapkolonie, den Stürmann alias Klaas Shepherd. Dieser verkündete Hendrik und dessen Volk die gern geglaubte Botschaft: „Die Zeit der Erlösung für das Namavolk ist nun gekommen!"

Hendriks Großvater und Vater waren beide kriegslustige Gesellen, wie sollte der Enkel und Sohn anders sein? Art läßt nicht von Art. Seine Vorfahren waren ehrgeizige, jeder Abhängigkeit abholde Individuen, wie konnten wir etwas anderes von Hendrik erwarten? Wenn er erst dem kriegerischen Treiben entgegen war, so hatte dies seinen bestimmten Grund. Auch als Mann war er noch in den Augen seines Vaters und den Alten des Stammes nach Hottentottenart das Kind, das keine eigene Meinung haben durfte. Erst als er Anhang gewann und sein Viehbesitz sich hob, so daß er seiner Umgebung ab und zu eine Magenfüllung verabreichen konnte, wuchs sein Ansehen. Bei den Hottentotten spielt eben die Magenfrage ebensogut eine Rolle, wie bei andern Völkern. Der reiche Häuptling ist ein Herr, der arme eine Null.

Als der Adler sich stark genug fühlte, erhob er seine Schwingen und zeigte durch kühnen Flug, daß er zum Adlergeschlecht gehörte. Und fürwahr eine zähe Adlernatur hatte Hendrik Witboi. Wie manche Niederlage erlitt er in den langen Kriegsjahren, aber auch der kleinste Erfolg stählte immer wieder seinen Mut. Und das soll ihm einer nachmachen, in solch hohem Alter solche Strapazen

durchkosten, wie sie ihm in seinen letzten Kämpfen, die schließlich zu einer Hetzjagd wurden, beschieden waren. Auch seelisch hat er zähe Ausdauer bewiesen. Er wußte gar bald, daß sein Stern im Sinken war, trotzdem gab er sich nicht gefangen.

War er auch unser Feind, hat er auch die gelobte Treue frevelhaft gebrochen und seine Hände aufs neue mit Blut befleckt, die Gerechtigkeit gebietet uns, die Zähigkeit und Konsequenz unseres Feindes zu bewundern. Er war ein Charakter.

Daß Hendrik Witboi Geistliches mit Weltlichem vermischte, daß er vorgab, der Retter seines Volkes zu sein, zeigt, daß er ein waschechter Hottentott war. Der Hottentott ist ein Gefühlsmensch und ein Fatalist. Dr. Peters Hypothese, daß die Hottentotten eine Mischrasse von Orientalen und Buschmännern seien, gewinnt durch die orientalische Eigenart der Hottentotten sehr an Wahrscheinlichkeit.

Hendrik log à la Mahdi sich solange in sein Prophetentum und seine Retter-Aufgabe hinein, bis er schließlich den Schwindel selbst glaubte. Es ist ja wohl anzunehmen, daß er 1884 mit friedlichen Absichten gen Norden zog. Er folgte dabei ja auch nur dem Beispiel, das ihm andere Stämme gegeben hatten. Die Zwartbois hatten sich früher von ihrem Urstamm, der roten Nation, getrennt und waren gen Norden gezogen. Die Afrikaner hatten es ebenso gemacht. Als aber Hendrik die Rinderherden der Herero sah, da fiel ihm sein friedfertiges Herz in die Schuhe und sein hungriger Magen stieg ihm zu Kopfe. Als er erst von den Herero so schnöde behandelt wurde, da ließ ihn der Rachegedanke nicht mehr los. Einmal auf der schiefen Ebene, mußte er immer tiefer sinken in geistliche Verblendung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Den Mahnern, die ihm seine Verblendung vorhielten, erwiderte er: „Ihr versteht meine Arbeit (so nannte er seine Räubereien) nicht; betet um Erleuchtung, dann werdet ihr meine Arbeit verstehen.“ Hochmut tut nimmer gut, und Hochmut ist ein unausrottbares Nationallaster der Hottentotten.

Der Hochmutsteufel im Herzen des Hendrik Witboi bekam stets neue Nahrung durch Schmeicheleien seiner Umgebung. Nicht nur an europäischen Fürstenhöfen gibt es Schmeichler, sondern auch in den Mattenhütten der Hottentottenpotentaten.

Der erste Witboikrieg in den Jahren 1893/94 hatte Hendriks Hochmut durchaus nicht gebrochen. Er sagte sich: Es ist vorläufig genug des grausigen Spiels, Fortsetzung folgt zu gelegener Zeit.

Zehn Jahre lang hat er Freundschaft geheuchelt und Hilfsbereitschaft bewiesen. Zu letzterer war er ja vertragsmäßig verpflichtet. Aber er war auch schon aus dem Grunde hierzu willig, weil er das Kriegsleben über alles liebgewonnen hatte. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier, und wo es was zu futtern gibt, da sind die Hottentotten immer dabei. Auch lernte er unsere Kriegsführung kennen. Er hat als treuer Bundesgenosse unsere Stärke studiert, aber uns auch unsere Schwächen abgeluxt. Wir haben in Vertrauensseligkeit eine Schlange an unserem Busen genährt. Das ist leider bittere Wahrheit. Ich sagte eben, Hendrik Witboi habe Freundschaft geheuchelt. Er tat dies so geschickt, daß jeder glaubte, Hendrik würde treu bleiben. Es wurden zwar immer wieder Stimmen laut, die seine Treue in Zweifel zogen, aber schließlich haben sie doch, mangels gründlicher Beweise, dem ollen ehrlichen Hendrik geglaubt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Er war, wie jeder Hottentott, Herr seiner Gesichtsmuskeln. Bei einem Glase Sekt, im Kreise ihn bewundernder Herren, denen er Ansichtspostkarten unterschreiben mußte, war er ein alter, freundlicher Hottentottenherr. Kam ihm einer quer, dann konnte sich seine ohnehin faltenreiche Stirn sehr unwillig runzeln. Als ich im Jahre 1899 Witboi zum erstenmal sah, verwunderte ich mich über das gutmütige Gesicht des alten Haudegen. Als wir uns nach seinem Ergehen erkundigten, antwortete er mit herbem Gesichtsausdruck: „Wie soll es mir gehen, mein Volk ist arm, denn wir sind ja wie eine Herde Vieh nach Gibeon angejagt worden!“ Hendrik hatte also Naukluft noch nicht vergessen.

Früher war er ein durchaus nüchterner und energischer Mann, der seine Kriegsleute, wenn sie sich betranken, nüchtern prügeln ließ. In den letzten 10 Jahren wurde Hendrik ein Söffel. Dies hat jedenfalls seinen Charakter nicht verbessert.

Ich komme zum Schluß.

Schade ist es, daß solch ein Mann wie Hendrik Witboi, der sein Volk in geistiger Beziehung weit überragte, auf solch abschüssige Bahn geraten ist. Er hat durch sein Tun sich und sein Volk ins Verderben gebracht. Man hat ihn durchaus nicht ungerecht behandelt, im Gegenteil, man hat ihn mit Handschuhen angefaßt. Das war unsere Schuld und sein Verderben.

Jetzt ist er dahin und mit ihm die Selbständigkeit der Hottentotten. Es war der Gang der Weltgeschichte in diesem Lande. Hochmut kommt vor dem Fall, und die Sünde ist der Leute Verderben, diese Lehren haben sich auch bei Hendrik Witboi bewahrheitet.“ —

Zur Vervollständigung des Charakterbildes Hendriks tragen noch einige Zeilen aus den Erinnerungen eines alten

Händlers bei, der mehr wie zwanzig Jahre im Lande ansässig ist und Hendrik aus langjähriger, persönlicher Erfahrung kannte. Er schreibt u. a. von ihm in der Swakopmunder Zeitung:

„Wie bekannt, ist Hendrik ein religiöser Fanatiker, der glaubt, direkt göttliche Eingebungen zu empfangen. Wenn er einen Raubzug plante, pflegte er abends ins Feld zu gehen und in nächtlicher Einsamkeit eine göttliche Offenbarung abzuwarten. Oft blieb er mehrere Tage fort und nach seiner Rückkehr befahl er, je nach dem erhaltenen Auftrage, entweder zu satteln oder noch zu warten. An dem von ihm bestimmten Tage wurde dann losgeritten. Er kommandierte nicht, welche Leute ihn begleiten sollten. sondern überließ ihnen selbst, sich anzuschließen. Unterwegs sah er seine Leute durch, und da er nur mit reinen Leuten in den Krieg ging, sonderte er diejenigen, die sich in letzter Zeit grober Sünden schuldig gemacht hatten, aus, und schickte sie zurück. Namentlich scharf ging er gegen Sünder gegen das sechste Gebot vor und hielt auf seiner Werft straffe Ordnung. Er hat dabei wohl sehr viel durch die Finger sehen müssen, denn unter seinen Hottentotten hätte er sonst wohl sehr wenig Krieger mitnehmen können, wenn er alle Sünder im Garten der Liebe hätte ausmerzen wollen. Auch nach der Rückkehr vom Kriegszuge wurde strengste Musterung gehalten und wer sich unterwegs oder während Hendriks Abwesenheit zu Hause irgend etwas hatte zu Schulden kommen lassen, erhielt ohne Gnade, mochte er Unterkapitän, Großmann oder gewöhnlicher Untertan sein, eine bestimmte Anzahl mit dem Schambock aufgezählt.

Auch unterwegs wurde um einen Übeltäter von den Reitern ein Kreis geschlossen und der Schuldige erhielt seine Strafe. Richter, Vollstrecker und Bestrafter stiegen

wieder auf und weiter ging es im ununterbrochenen Schuckeltrab.

Hendrik war der einzige Hottentottenkapitän, der wirkliche Macht über seine Leute besaß. Bei den anderen gab es nur Gehorsam, wenn es den Leuten paßte. Auch muß man ihm nachsagen, daß er, so unzuverlässig, verlogen und hinterlistig er in politischer Beziehung ist, in seinen Privatangelegenheiten stets als ehrlicher Mann gehandelt hat.

Die Haupttriebfeder in Hendriks Charakter war ein brennender Ehrgeiz. Wurde er doch der Napoleon vom Namaqualand genannt und es war offenbar seine Absicht, als zweiter Jan Jonker der Herrscher über Namaqua-, Damara- und Ovamboland zu werden. Als erstes Mittel hierzu galt ihm die Beseitigung sämtlicher Hottentottenkapitäne; deshalb wurde Arizamab, der Kapitän der Feldschuhträger, aus dem Wege geräumt, deshalb der Kriegszug gegen Manasse auf Hoachanas unternommen, der Kapitän Kol, Häuptling der Gotdoden, verjagt, der zu den Herero floh, deshalb der Mord an Jan Afrikaner, Frieb und Paul Vister begangen.

Alle Eingeborene hassen uns Deutsche von Grund ihrer Seele als fremde Eindringlinge. Untereinander aber waren sie sämtlich eifersüchtig und uneinig. Deshalb ging Hendriks Plan dahin, alle Stämme zunächst unter seiner Herrschaft zu vereinigen und dann mit vereinten Kräften die Deutschen aus dem Lande zu jagen. Und da dieser Plan seine ganze Seele erfüllte, kamen ihm auch natürlich nächtlich im Traum die nötigen göttlichen Offenbarungen, an die seine Leute, wahrscheinlich auch er selbst, glaubten, und die ihm, bei den zum Glauben an alles Übernatürliche so sehr geneigten Hottentotten, die blind ergebenen Anhänger verschafften.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Die anderen Hottentottenkapitäne, welche sich unter deutschen Schutz stellten, hatten wohl hauptsächlich den Zweck dabei, sich mit Hilfe des deutschen Einflusses ihre Selbständigkeit zu erhalten, gegenüber der Überlegenheit Hendriks. Sie haßten uns trotzdem nicht weniger; da aber von ihnen keine anderen Leistungen verlangt wurden, als den Schutz anzunehmen, so konnten sie uns ja, ohne Schaden zu leiden, den Gefallen tun.

Für Hendrik aber blieb keine Wahl, als entweder ihrem Beispiel zu folgen und damit auf seine hochfliegenden Pläne zu verzichten oder aber den Kampf gegen die deutsche Oberhoheit aufzunehmen. Er entschloß sich zu letzterem. Die deutsche Regierung glaubte durch ihren moralischen Einfluß völlig des alten Kriegers sicher zu sein, fand aber bei Hendrik keine Gegenliebe, wie es von einem Fanatiker nicht anders zu erwarten war. Denn ein Mann, der sich einbildet, auf direkten göttlichen Befehl zu handeln, wird sich von einer irdischen Regierung nicht beeinflussen lassen." —

So bekannt der Name Hendriks in den weitesten Kreisen unseres Volkes ist, so weiß man doch eigentlich immer noch recht wenig von dem Volk der Hottentotten, ihrem Leben und Treiben.

Nicht selten werden unsere Gegner in Südwestafrika, Herero und Hottentotten über einen Kamm geschoren. Beide gelten oft als Schwarze und Wilde. Ob der eine oder der andere ein wenig mehr schwarz oder wild sei, darauf kommt es in der Regel nicht an.

Einigermaßen zutreffend sind die Ansichten über die Herero. Diese sind waschechte, aber mehr schokoladenbraune als schwarze Neger; sie waren aber auch keine Wilden, sondern fast sämtlich mehr oder minder vom Christentum

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

und der Kultur beleckt. Einzelne noch ziemlich wilde, sogenannte Feldhereros, gibt es zwar noch unter ihnen. Sie hatten aber gute Flinten und wußten mit ihnen umzugehen. —

Wie der Weiße im Gegensatz zum Schwarzen steht, so bestehen auch ähnliche Gegensätze zwischen den Hottentotten und den Hereros.

Die Hottentotten, ein kleiner, schmächtiger Menschenschlag, von gelber, oft auch brauner und schmutzigweißer Gesichtsfarbe, kann man eher für Asiaten als Neger ansehen. Sie sind jedenfalls ein Volk, das mit der Negerrasse ebensowenig gemein hat, als die weiße Rasse. Die kleinen geschlitzten Augen, die vorstehenden Backenknochen und die platte Nase erinnern eher an mongolische Völker.

Sitzen diese kleinen, beweglichen Gesellen zu Pferde, mit dem sie wie aus einem Stück gewachsen erscheinen und das sie, unter ihrem Sattel keine Hindernisse kennend, über die zerklüfteten und mit Steingeröll besäten Gebirge oder die weiten Steppen des südafrikanischen „Veldts“ pfeilschnell dahinträgt, glaubt man unwillkürlich die Reiterscharen der alten, aus den Steppen Hochasiens stammenden Hunnenvölker, wieder erstanden.

Wie die Hunnen- oder die noch nomadisierenden Mongolenstämme Inner-Asiens, sind die Hottentotten geborene Nomaden, Reiter, Jäger und Räuber. Nur der Haarwuchs unterscheidet sie von den Asiaten, das Gesamtbild wäre sonst ein völlig gleiches. Büschelartig, wie das Gras des Namalandes, bedeckt den Schädel ein wollartiges Haar, zwischen den einzelnen Büscheln offene Lücken lassend. Man könnte glauben, die Motten hätten darin gehaust und die Spuren ihrer Gefräßigkeit in demselben hinterlassen.

Schön ist der Anblick eines solchen Schädels nicht, das empfindet auch der Hottentott. Er versteckt seinen

eigenartigen Haarwuchs immer unter einem Kopftuch. Die Weiber sind sogar schamhaft bemüht, ihr Haar nicht von einem Weißen sehen zu lassen.

Außerordentlich klein sind die Hände und Füße der Hottentotten ausgebildet. Die zarten Glieder scheinen sie in der ihnen angeborenen Faulheit besonders zu stärken. Hendrik äußerte eines Tages zu einem ihm bekannten Ansiedler: „Seht nur die Füße und Hände meines Volkes an, Gott hat sie nicht zum Arbeiten geschaffen.“

Hier und da trifft man auch kräftige Gestalten unter den Hottentotten, es sind dann aber nicht mehr reine Hottentotten, sondern sicher mit fremdem Blut gemischte.

Ob die Hottentotten eine Urrasse, ob sie aus Asien gekommen sind und sich mit den Buschmännern vermischt haben, hierüber sind die Gelehrten in ihren Herstammungstheorien nicht einig. Daß sie aus der Kapkolonie stammend, erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts in unser heutiges Deutsch-Südwestafrika eingewandert sind, ist bereits in dem Lebensbild Hendriks gesagt worden. Von den mannigfachen Stämmen, die die Missionen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kannten, sind heute nur noch die Toopnoar- und Zwartboi-Hottentotten im Nordwesten und die rote Nation, Witbois-, Bethanier-, Berseba- und Gochas- oder Franzmann-Hottentotten, sowie die Bondelzwarts und Feldschuhträger im eigentlichen Nama-Land, dem Süden unserer Kolonie, übrig geblieben. Beständige Fehden unter sich und mit den Hereros, ihren Todfeinden, sowie der Alkohol, die Pocken und andere eingeschleppte Krankheiten, haben unter den einst volkreichen Stämmen verheerend aufgeräumt.

Einzelne Stämme, wie die Afrikander und Gotdoden, sind völlig verschwunden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Als echte Nomaden im Lande herumstreifend, haben die Hottentotten feste Wohnsitze selten geschaffen. Nur an den räumlich weit auseinanderliegenden Missionsstationen schlug in der Regel ein Teil der Stämme dauernd seine Pontoks auf. Doch auch diese festsitzenden Hottentotten hielten das Gebundensein an einen festen Wohnplatz nicht immer aus. Monatelang verschwand eine Familie oder Sippe nach der andern, um im weiten afrikanischen „Veldt", auch in der Kalahari zu jagen und dann gelegentlich wieder den verlassenen Pontok aufzusuchen, bis die Wanderlust sie von neuem hinaustrieb.

Die an den Missionsstationen ansässigen Hottentotten hatten durchweg europäische Kleidung und Bedürfnisse angenommen. Ihren Bedarf deckten sie von den sich an solchen Stationen niederlassenden Händlern. Auch die an anderen Stellen geschlossen sitzenden Werften hatten nicht minder gleiche Ansprüche. Kamen sie nicht an den Wohnplatz des Händlers, so zog dieser zu ihnen. Nur die in kleinen Trupps oder in einzelnen Familien im Felde streifenden, sogenannten Feld-Hottentotten, waren in ihren europäischen Bedürfnissen anspruchslos. Sie begnügten sich mit ihren aus Fellen gefertigten Kleidungsstücken und kamen wenig mit Europäern in Berührung. Waschechte Feld-Hottentotten sind heute jedoch nur noch selten zu finden. In und am Rande der menschenleeren Kalahari und der Namib hausen sie und halten mit den übrigen Hottentotten wenig Fühlung.

Wie die Hereros und Kaffern unserer Kolonie, leben auch die Hottentotten im allgemeinen von der Viehzucht. Sie verstanden es aber nie, wie die Hereros, dieselbe wirklich rationell zu betreiben. Ohne Sinn für einen geregelten Haushalt, schlachteten und verzehrten sie von ihren nur kleinen Ziegen- oder Schafherden solange, bis ihnen kaum

ein Stück Muttervieh noch übrig blieb. Der Hunger ist oft ständiger Gast, wenn es nicht gelingt, durch die Jagd in den Besitz von Wildbrett zu kommen. Versagte diese, dann statteten sie ihren Nachbarn Besuche ab und stahlen den Hereros mit List oder Gewalt die heißbegehrten Ochsen.

Es ist kaum glaublich, welche Mengen Fleisch ein Hottentott vertilgen kann, wenn er es hat. Er schlingt soviel hinab, daß ihm der Leib wie eine Trommel anschwillt und er sich kaum vom Platze erheben kann. Umgekehrt kann er auch tagelang vollständig fasten. Ein halbes Dutzend hungriger Hottentotten sind imstande, einen nicht zu schweren Ochsen in kürzester Zeit zu verzehren.

Zur Arbeit entschließen sich die Hottentotten nur im Falle äußerster Not. Durch die zunehmende Besiedlung des Landes mit Weißen und den langsam, aber ständig sich ausbreitenden Stationen der Regierung bot sich den Hottentotten lohnende Arbeit. Freiwillig übernahmen sie jedoch höchstens die Beaufsichtignng der Herden der Ansiedler oder verdingten sich bei den Frachtfahrern als Treiber und Führer von Ochsenwagen. Andere körperliche Arbeit ist und war ihnen stets ein Greuel.

Die notwendigsten Arbeiten in der heimischen Werft liegen den Weibern ob. Sie warten das Vieh, sorgen für das Lagerfeuer, suchen Wurzeln zum Essen, bearbeiten die Felle, nähen die Kleider und bedienen den faulen Familienvater, der ständig auf dem Schaffell liegt und in Seelenruhe seine Pfeife raucht, so lange er Tabak hat. Der Ab- und Aufbau der Pontoks ist Sache der Weiber. Eine Hottentottenwohnstätte ist schnell aufgeschlagen. Kreisförmig werden Busch- und Baumzweige in die Erde gesteckt und mit den Spitzen nach der Mitte zusammengebunden. Das so geschaffene Gestell wird mit Gras, Binsen oder Decken belegt und der bienenkorbartige Pontok ist fertig.

Als Eingangstür, Fenster und Schornstein dient ein niedriger Ausschnitt, durch den man in den Raum hineinkriecht. Wer es sich leisten kann, belegt den Boden mit Decken und Fellen von Schafen oder Ziegen.

In der Herstellung von Felldecken sind die Hottentottenweiber Meister. Mit einer gewissen Wurzelart gerben sie die Felle, reiben dieselben sammetweich und nähen äußerst geschickt aus vielen einzelnen Stücken die schönsten Decken.

Keiner unserer Kürschner kann eine solche Decke kunstgerechter bearbeiten und zusammensetzen, wie die Hottentottenweiber mit ihrem primitiven Werkzeug.

Ebenso geschickt sind sie in der Anfertigung europäischer Kleidung. Durchweg hatten die Hottentottenweiber, die unsere ersten Gefangenen bildeten, sich in kurzer Zeit auf den Stationen mit selbst angefertigten Kattunkleidern, Hauben und Schürzen neu eingekleidet, sobald sie in der Lage waren, sich den notwendigen Stoff vom Händler zu kaufen.

Sie führen die Nadel ebenso gewandt wie unsere Schneiderinnen. Dabei nähen sie selbstverständlich alles mit der Hand, denn Nähmaschinen gibt es bei den Hottentotten noch nicht.

Das wenige Hausgerät der Hottentotten, einige eiserne Töpfe, Pfannen und Blechtassen, ist durchweg europäischen Ursprungs. Wenn es ihnen möglich ist, führen sie außer andern Lebensmitteln in ihrem Haushalt auch ständig Reis, Kaffee, Zucker und Tee. Sie haben sich an diese Genußartikel schon seit langen Jahren gewöhnt und es ist ihnen während des Feldzuges sehr schwer geworden, die gewohnten Nahrungsmittel zu entbehren. Ebenso schwer fiel es den Hottentotten bei den andauernden Verfolgungen durch unsere Truppen, die gewohnte europäische Kleidung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

zu ergänzen. In Fetzen hing ihnen diese größtenteils am Leibe herab und so manche Frau der Großleute hat während des andauernden Feldlebens wieder zu dem ihr schon fremd gewordenen Schurzfell greifen müssen, um ihre Blößen zu decken.

Leider ist aber der Alkohol den Hottentotten nicht fremd geblieben. Sie trinken ihn leidenschaftlich, wenn sie ihn bekommen können. Für Schnaps gibt der Hottentott sein letztes Stück Vieh her und verkuppelt sogar seine eigene Frau und seine Töchter für denselben. In früherer Zeit hatte Hendrik den Schnapsgenuß unter den Witbois mit eiserner Strenge unterdrückt. Im späteren Alter gewöhnte er sich aber selbst an den Alkohol und von diesem Zeitpunkt ab riß der Schnapsteufel auch unter seinen Leuten mehr und mehr ein.

Das Familienleben der Hottentotten ist ein patriarchalisches. Der Familienvater ist Gebieter seiner Familie. Die Familie untersteht den Beschlüssen der Ältesten der Gemeinde und des Kapitäns der Werft (Dorf). Jede Werft hat ihren Werft-Kapitän, sämtliche Werften eines Stammes sind dem Stammes-Kapitän untertan. Hendrik hatte es zwar verstanden, von der Mehrzahl aller Hottentottenstämme als geistiges Oberhaupt anerkannt zu werden, in seinen Entschließungen handelte aber jedoch jeder Stamm völlig selbständig für sich. Der Kapitän teilte den einzelnen Werften ihr Weidegebiet zu, und sprach mit den Ältesten des Stammes Recht in allen Angelegenheiten. Er war der Führer seines Stammes in Krieg und Frieden und unbedingten Gehorsam schuldete jeder Angehörige des Stammes seinem erwählten Häuptling.

Das Christentum war den Hottentotten schon seit hundert Jahren bekannt. Die Missionen folgten dem Volke, im Laufe des vorigen Jahrhunderts aus der Kap-

kolonie kommend, in die neu eroberten Gebiete unseres heutigen Südwestafrikas. Dem Namen nach sind fast alle Hottentotten Christen. Das innere Wesen des Christentums ist ihnen aber doch mit wenigen Ausnahmen fremd geblieben. Sie gingen gern zur Kirche, sangen mit Vorliebe und Andacht ihre Psalmen und Lieder, erkannten die Wohltaten, die ihnen die Missionare in bezug auf Hebung ihres materiellen und geistigen Wohles brachten, wohl an, im gegebenen Moment brach aber dennoch die angeborene Wildheit und Rachsucht bei ihnen durch und warf alle Lehren des Christentums über den Haufen.

Besser verstanden die Hottentotten die Lehren des alten Testaments zu würdigen, das ihrem Fühlen und Denken eher entspricht. Das Auge um Auge, Zahn um Zahn, haben sie sich besonders eingeprägt, während sie für die sanften Lehren von der Friedfertigkeit und Nächstenliebe des neuen Testamentes wenig Verständnis zeigten. Daher auch die Vorliebe in der Anwendung biblischer Namen für ihre Personen und Werften. In demselben Maße, wie die Kinder Israel sich als das auserwählte Volk Gottes betrachteten, hat Hendrik und sein Volk sich stets als ein besonders vom Herrn erwähltes gedünkt. Dieser, aus religiösen Wahnideen entsprungene Dünkel, trug nicht wenig dazu bei, im Volke den charakteristischen Hochmut zu entwickeln.

So wie Hendrik ganz entschieden ein Charakter war, wenn auch kein guter, so besitzt auch das ganze Hottentottenvolk einen ausgeprägten, eigenartigen Charakter. Der schon erwähnte Missionar Wanders sagt u. a. über denselben in einem, in den Windhuker Nachrichten veröffentlichten Vortrage:

„Auch die Hottentotten sind nicht charakterlos. Sie haben ihre ganz bestimmte Eigenart. Ob diese eine gute

oder schlechte ist, kann erst dann behauptet werden, wenn man den Charakter studiert hat, d. h. aus eigener, jahrelanger Erfahrung. Den Hottentotten zu erkennen ist nicht leicht. Es ist mir schon begegnet, daß ein Herr seinen Diener oder, wie wir hier in Südwestafrika sagen, seinen Bambusen als einen guten Jungen bezeichnet, während ein anderer denselben Musterknaben einen geriebenen Halunken nannte. Wer hat nun Recht von beiden? Beide sind im Unrecht! Der eine leidet an Weitsichtigkeit, der andere an Kurzsichtigkeit, beiden fehlt die Brille der Charaktererkenntnis. Zwischen uns Deutschen und den Hottentotten ist ein himmelweiter Unterschied. Wir denken in gerader Linie, folgern das eine aus dem andern und kommen so zum Schluß. Der Hottentott denkt im Kreis und kommt so stets zum Anfang zurück. Fragt man den Hottentotten nach einer bestimmten Entfernung, dann bekommt man die geistreiche Antwort: „Es ist nicht mehr weit, aber doch ein bischen weit," oder fragt man nach dem Grund einer Sache, dann heißt es: „die Sache ist so, weil sie so ist."

Unser grades, barsches Wesen ist dem Hottentottencharakter ein Greuel.

Auf eine direkte Frage wird er stets eine indirekte Antwort geben. Erst auf Umwegen kommt er zum Ziel. Der Engländer versteht es besser sich dem Hottentottencharakter anzubequemen. Er schmiert ihm Honig um den Mund und setzt ihm zugleich die Faust in den Nacken. Ehrlicher ist unser Tun, und die Hottentotten müssen sich nolens volens an unsere Art gewöhnen. Das wird uns noch viel Ärger bereiten und den Hottentotten noch viel Überwindung kosten. Die Hottentotten stehen geistig höher als alle andern Eingeborenen unserer Kolonien.

Allerdings sind die Hottentotten unserer Tage in starkem Niedergang begriffen. Sie verachten die Segnungen

der Kultur, sind aber nur gar zu gelehrige Schüler für alles Schlechte. Wollen wir den wahren Charakter der Hottentotten erkennen, dann müssen wir zurückgreifen auf die Tage, in denen die Hottentotten noch nicht von der Kultur beleckt und befleckt waren. Wir finden sehr bezeichnende Charakterschilderungen der Hottentotten in den Fabeln, deren eine ganze Reihe gesammelt sind. Daß sie Tiere reden lassen, haben sie mit allen andern Völkern gemein, und daß der Schakal eine hervorragende Rolle in den Fabeln spielt, wird dem nicht fremd sein, der weiß, welch eine Rolle dem Reinecke Fuchs in unsern Fabeln eingeräumt ist. Bezeichnend ist die folgende Fabel:

Wie der Schakal als Diener des Löwen seinen Herrn auf der Jagd betrügt.

Man sagt, daß der Löwe und der Schakal eines Tages Wild belauschten und an dasselbe herankrochen. Da schoß der Löwe und fehlte, der Schakal aber schoß, traf und rief: „Ha, ha!" Aber der Löwe sprach: „Nanu, Du hast nicht getroffen, sondern ich!" „Gewiß, alter Großvater, Du hast getroffen," antwortete der Schakal. Darauf gingen sie nach Hause, um wieder zu kommen zum Abschlachten des Wildes, nachdem es tot sei. Ohne Vorwissen des Löwen ging der Schakal zurück, schlug sich auf der Spur des Wildes, um so den Löwen zu betrügen. Als er weit genug war, drehte er aus, ging zu dem getöteten Wild, schlüpfte hinten in dasselbe hinein und schnitt sich all das innere Fett ab. Darauf folgte der Löwe der blutigen Spur, bis er die List des Schakals merkte und ebenfalls zum toten Wild gelangte. Wütend riß er den Schakal am Schwanze aus dem Wild heraus und schalt ihn: „Warum hast Du mich betrogen?" Doch der Schakal antwortete: „I, bewahre, Großvater, betrogen habe ich

Dich nicht, sondern ich ging, wie Du wohl wissen solltest um für Dich das feinste Fett loszuschneiden." „Nun ja," sagte der Löwe dann, „nimm das Fett und bringe es Deiner Großmutter, der Löwin." Und der Löwe gab dem Schakal die Lunge, damit er sie der Schakalin und ihren Jungen gebe. Als der Schakal heim kam, gab er das Fett seiner Frau. Die Löwin erhielt die Lungen und obendrein warf er die Löwenkinder mit Stücken der Lunge, indem er sie mit den Worten ausschimpfte: „Ihr Kinder des Großpfotigen." Darauf sagte er zur Löwin: „Jetzt gehe ich, um dem Großvater zu helfen." Und er ging mit seiner Frau und Kindern weg auf Nimmerwiedersehen. —

Und nun der Sinn dieser Fabel: Den vierbeinigen Schakal hat sich der zweibeinige Schakal, Hottentott genannt, zum Vorbild erkoren und gefällt sich über alle Maßen in dieser Rolle. Der Hottentott ist voll von Geriebenheit. Er weiß den Mantel geschickt nach dem Winde zu drehen und sich der augenblicklichen Stimmung seines Herrn anzupassen. „Ja Mister", „Mister hat recht", fließt ihm nur so von den Lippen, trotzdem sein Innerstes von dem Gegenteil überzeugt ist. Er sagt sich, was hilft es mir, wenn ich das Gegenteil behaupte, dann setzt es ja doch nur Püffe. Meine Zeit kommt schon noch, und dann soll mein Gegner es merken, wie ich ihm schaden kann!

So hat der Gibeoner Schakal alias Hendrik Witboi damals in der Naukluft gedacht, als er sich unserer Truppe unterwarf. Zehn Jahre lang hat er äußerlich Treusein und Hilfsbereitschaft geheuchelt, und des öfteren mit Sekt auf die Bundestreue angestoßen. Er hat uns auf die falsche Fährte gelockt, inzwischen sich aber vorbereitet auf das blutige Drama, das vor acht Monaten anfing. Er ist mit Kind und Kegel, mit dem Fett, auf und davon und hat uns die Lungen spottend hingeworfen.

Mit der Wahrheit nimmt es der Hottentott nicht so genau. Er ist ein Lügner comme il faut. Selbst auf frischer Tat ertappt, hat er so viel Geistesgegenwart, um sich so geschickt herauszulügen, daß man sagen muß: Lügen tut der Kerl, aber überführen kann man ihn nicht. Er kennt genau die schwachen Seiten seines Herrn und macht sich dieselben zu nutze. Wenn alle Hebel brechen, weiß er immer noch ein Hintertürchen, aus dem er entschlüpfen kann.

Dabei kommt ihm als Naturmenschen eine ausgezeichnete Ortskenntnis zu Hilfe. Alles, was sich um die Magenfrage dreht, findet bei ihm tiefes Verständnis. Gerade seine Gierigkeit bringt ihn oft in das Verderben. Gewiß hat der Schakal nicht nur Fett losgeschnitten, sondern sich erst knüppeldick gefressen. Am ehesten überrascht man den Hottentotten, wenn er sich an einem frugalen Mahle gütlich tut. Er ist eben ein Augenblicksmensch. Die Zukunft macht ihm keine Sorgen; Sparen ist ihm fremd. Er ist Materialist vom reinsten Wasser; sein Grundsatz ist: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Der Schakal wußte, daß ihm der Löwe folgen würde, aber über dem leckern Fett vergaß er alle Vorsicht. Es ließe sich im Anschluß an diese Fabel Betrachtung über Betrachtung über den Hottentottenaufstand anstellen, doch es sei genug mit den gemachten Andeutungen," — soweit Missionar Wanders.

Durch die Missionen und ihre Schulen waren die Hottentotten schon seit langen Jahren des Lesens und Schreibens kundig. In den Missionsschulen ausgebildete, eingeborene Lehrer sorgten auch in den weit von den Missionsstationen entfernten Werften für die Christenlehre. Außer der Namasprache, der Muttersprache der Hottentotten, beherrscht ein großer Teil des Volkes die holländische, von den Buren erlernte Sprache, in Wort und Schrift.

Während des letzten Jahrzehnts deutscher Herrschaft ist ihnen natürlich auch die deutsche Sprache nicht fremd geblieben, die so mancher Hottentott spricht und schreibt, denn auch sie haben, wie alle Eingeborenen, eine besondere Begabung zur Erlernung fremder Sprachen.

Dem Charakter der Hottentotten entspricht ihre Kriegsweise. Sie sind listig und verschlagen wie der Schakal Überraschend und heimtückisch wurde der Aufstand von ihnen eingeleitet, und aus dem Hinterhalt ermordeten sie die zwischen ihnen sitzenden Weißen.

Zum offenen Angriff sind sie nur einmal, bei Überrumpelung der eben geschaffenen Etappe Kub übergegangen, als sie sich in zehnfacher Übermacht wußten. In allen übrigen Gefechten ließen sie aber gewöhnlich, die in dem völlig unübersichtlichen Gelände marschierenden deutschen Truppen, in den äußerst geschickt angelegten Hinterhalt laufen, um dann aus dem sichern Versteck das tödliche Feuer zu eröffnen.

Unsere Verluste sind größtenteils bei diesem ersten Anhiebe entstanden. Nahm unsere Truppe das Feuer auf und rückte unerschrocken dem unsichtbaren Gegner auf den Leib, dann zitterte die Hand des völlig gedeckten Hottentotten, sein Feuer wurde unsicher und seine Nerven versagten, sobald der deutsche Reiter unverzagt mit der blanken Waffe gegen die deckenden Felsen anstürmte, um dem Gegner, dem mit der Flinte nicht beizukommen war, mit der Gewalt des blanken Eisens ein Ende zu machen. Die Hottentotten zogen es in solchen Lagen immer vor, rechtzeitig zu verschwinden.

In der Geländeausnutzung sind die Hottentotten kaum zu übertreffen. Ihre Stellungen bilden gewöhnlich einen nach dem Gegner offenen Halbkreis, der sich geschickt den Felsen und Klippen des Geländes anschmiegte. In weiten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Abständen, 100—150 Meter voneinander getrennt, lagen die Hottentottenschützen derartig versteckt, daß ihre Linie passierende Patrouillen auch nicht das Geringste von dem lauernden Gegner wahrnahmen.

Des öfteren ließen unsere Gegner die Spitzen und Patrouillen unserer Truppen ruhig durch die eigene Linie reiten, um dann plötzlich mit einem rasenden Feuer den ahnungslos folgenden Haupttrupp zu überschütten.

Die in dem Lande überall vorkommenden, natürlichen festen Stellungen in gewandtester Weise ausnutzend, bauten die Hottentottenschützen in der Regel, aus dem im Gebirge immer zu findenden Geröll, sich Steinschanzen, die auch gegen seitliches Feuer sicherten und dennoch im Gelände kaum wahrzunehmen waren.

Bei dem rauchlosen Pulver ist es äußerst schwierig, selbst bei längerem Feuerkampfe, den unsichtbaren Gegner zu erspähen, dessen Geschosse mit Sicherheit in unsere Reihen schlagen, von dem aber selbst mit dem schärfsten Glase nichts zu sehen ist.

Offiziere, die über ein Dutzend Gefechte mit Hottentotten hinter sich hatten, versicherten, daß sie nur äußerst selten einen Hottentotten in der feuernden Stellung gesehen haben. Selbst bei der Abbrechung des Gefechtes wählen sie ihre Rückzugslinie derartig, daß sie nach und nach aus der Feuerlinie verschwinden, ohne bemerkt zu werden. In der Regel konnte man nur noch den Staub, der dann schon in weiter Ferne befindlichen, davonjagenden Hottentotten beobachten.

Daraus erklären sich auch unsere großen und der Hottentotten geringere Verluste in den verschiedensten Gefechten. Wir mußten angreifen und stürmen, der Hottentott aber blieb stets in sicherer Deckung oder verschwand in eiliger Flucht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Waren die Hottentotten in einem Gefechte mit starken Kräften erschienen, so zerstreuten sie sich, nachdem sie geworfen worden, nach allen Himmelsrichtungen, um an einem vorher vereinbarten, hunderte von Kilometern entfernten Punkte sich wieder zu vereinigen. Wochenlang hatten dann unsere Reiter zu tun, um den Sitz des Gegners wieder zu finden. Von einer Verfolgung des geschlagenen Feindes in europäischem Sinne konnte deshalb nie die Rede sein, abgesehen davon, daß unsere Truppen durch die beschwerlichen Anmärsche und übermäßigen Anstrengungen solcher Gefechte stets derartig mitgenommen waren, daß weder Roß noch Reiter den flüchtigen Hottentotten folgen konnten.

Das Volk der Hottentotten ist nach schwerem Ringen zu Boden geworfen und befindet sich jetzt größtenteils in unserer Gefangenschaft. Nur ein kleiner Teil desselben, unter seinem Führer „Simon Kopper" ist in die unzugängliche Kalahari geflüchtet und hat sich bisher den deutschen Waffen und der Gefangenschaft entzogen. Über kurz oder lang schlägt auch seine Stunde.

In welcher Weise die Hottentotten zur Arbeit und zum gedeihlichen Fortschritt des Landes und auch des Volkes selbst von der Regierung zukünftig herangezogen werden, ist noch nicht entschieden. Jedenfalls wird man bemüht sein, auch aus diesem, der Arbeit ungewohnten Nomaden- und Räubervolk, dem Lande nützliche Menschen zu erziehen.

6. Abschnitt.

Ein Schlußwort über unsere Schutztruppe.

„Welch' Urteil hast Du über die Truppen im Felde gewonnen?" ist so oft eine der immer wiederkehrenden Fragen, die an den von Südwest Heimgekehrten herantritt.

In einer Reihe erschienener Werke über den Feldzug gegen Hereros und Hottentotten, insbesondere den bisher erschienenen authentischen Veröffentlichungen des Großen Generalstabes über die Kämpfe in Südwest-Afrika, ist die Frage bereits so eingehend und anerkennend beantwortet und weitesten Kreisen unseres Volkes bekannt geworden, daß es heute eigentlich nicht mehr dieser Frage und ihrer Beantwortung bedarf.

Auch die losen Blätter meines Tagebuches sollen es allein versuchen, ein treues Bild von unsern Truppen im südafrikanischen Felde zu geben, das dem Leser ein eigenes Urteil über unsere Offiziere und Reiter gewinnen läßt.

Trotzdem erscheint zum Schluß vorstehender Erinnerungen eine kurze Zusammenfassung dessen, was sie uns des Weiteren erzählen und beweisen sollen, nicht ganz unangebracht.

Wie oft hörte man in letzten Jahren im Volke, unsere Armee ist nicht mehr die, welcher unsere Väter in den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB
DFG

glorreichen Jahren 1864/66 und 70/71 angehörten. Unser Volk ist seit den großen Kriegen verweichlicht, der Ersatz ist bei der zunehmenden Industrie schlechter geworden, es liegt in ihm nicht mehr der nötige Schneid, die Kraft und Ausdauer, wie sie unsern Regimentern anno 70 innewohnten.

Ganz besonders galten diese und dergleichen Anschauungen aber unsern Offizieren. An ihnen wurde in der Regel kein gutes Haar gelassen. Blasierte, junge Menschen, total verweichlicht, in Verschwendung und Luxus groß geworden, ohne Ausschweifungen tollster Art überhaupt nicht denkbar, was würden diese zukünftig im Felde leisten? Selbstverständlich würden sie versagen!

Gewohnheitsmäßig, mit oder ohne Berechnung, suchte seit Jahren eine gewisse Presse, die ohne Grund entstandene Minderbewertung und die Geringschätzung des Offizierkorps im Volke systematisch weiter zu verbreiten.

Seit langen Friedensjahren hatte die Armee allerdings keine Gelegenheit, Proben ihrer Tüchtigkeit im Felde abzulegen. Die China-Expedition verlief mehr oder weniger friedlich, trotz der vielen eroberten Fahnen und Geschütze, Gelegenheit zur Auszeichnung, bezw. mit dem Feinde in Berührung zu kommen, hatten außer der Marine nur sehr wenige Truppen.

Da kam der Aufstand in unserer Kolonie, der schwerer niedergekämpft sein sollte, als man voraussah. Das Drama ist jetzt zu Ende gegangen und die lange Kriegszeit genügt, um unsere Truppen im Felde endgültig beurteilen zu können.

Das deutsche Volk kann voll Vertrauen auf seine Armee und ihr Offizierkorps blicken. Der gute, alte Kern derselben ist immer noch derselbe und der Geist der Väter steckt auch in der jungen Generation.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Schier unverwüstliche Lebenskraft und Ausdauer zeigte die Truppe in so manchen ernsten Lagen. Der deutsche Reiter leistete mehr, wie man jemals anzunehmen wagte. In sengender Hitze, in eisiger Nacht, bei quälendem Durst und heftigem Hunger, bei Anstrengungen und Strapazen sondergleichen, hat er nicht versagt.

Die Truppen drängten sich an den Feind zu kommen, und neidisch blickten Offiziere und Reiter der Formationen, die hinter der Front ihren schweren Dienst ohne Aussichten auf Kriegsruhm versehen mußten, auf ihre vormarschierenden Kameraden.

Im Gefecht brauchte die Truppe nicht angefeuert werden, der Drang nach vorne beseelte jeden, vom Offizier bis zum jüngsten Reiter. Todesmutig stürzten die Offiziere ihren Leuten voran, willig gefolgt von diesen. Und wenn es hieß: „Freiwillige vor!“ blieb keiner zurück. In der Regel trat auf solche Aufforderungen die Truppe in geschlossenen Reihen vor, obwohl jeder Reiter wußte, von solchen Patrouillen kehrt mancher nicht wieder.

Die Verlustlisten reden eine deutliche Sprache, sie beweisen den Todesmut der Führer und ihrer Reiter. —

Wer wollte es leugnen, daß in unserer heutigen Zeit verschwenderischer Lebensführung, Wohlleben und Luxus auch im Offizierkorps Eingang gefunden haben? Im südwestafrikanischen Felde haben aber alle, auch die verwöhntesten Offiziere, in überraschend kurzer Zeit sich als Feld-Soldaten in des Wortes wahrster Bedeutung gezeigt und haben keine anderen Ansprüche, wie ihre Reiter gekannt und gestellt.

Trotzdem die oft genug eintretenden Entbehrungen von ihnen, als von Hause aus anspruchsvolleren Menschen wie die Reiter, besonders schwer empfunden wurden, sind

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sie ihren Leuten in der Ertragung derselben immer mit dem besten Beispiel vorangegangen. Guten Mutes voll, haben sie mit dem Reiter das letzte Stückchen Brot, den letzten Trunk Wasser geteilt.

Überall im Felde haben sie wie der gemeine Reiter zugepackt, hier den Spaten in die Hand genommen und Wasser gegraben, dort die ersten Steine zum Bau einer Wasser-Tränke für die Pferde herbeigeschleppt und aufgesetzt, Holz gesucht und das Feuer zum Kochen geschürt, damit der Bursche erst in Ruhe für die Pferde sorgen konnte. Sie haben mit ihren Reitern monatelang denselben zerrissenen Rock und dieselben zerrissenen Stiefel getragen, die oft karge Kost und dasselbe harte Lager auf dem steinigen Boden geteilt.

Getreulich haben sie selbst auf Posten gestanden, wenn es notwendig wurde. Sogar der bejahrte Führer der Truppe, Exz. v. Trotha, hat in der Nacht vor Hamakari seinen Patronengurt umgeschnallt, sein Gewehr umgehängt, seinen Generalstabsoffizier nachts um 2 Uhr vom Posten abgelöst und dann mit einem Reiter der Stabswache zusammen pflichtmäßig scharfe Wacht gehalten.

Gute Kameradschaft hat Offizier und Reiter stets beseelt und zahlreich sind die Beispiele der vollen Einsetzung der eigenen Person, um den bedrängten Kameraden zu retten.

Treue um Treue, im afrikanischen Felde ist sie gehalten worden. Der treue Bursche, der an der Leiche seines Herrn auch sterben wollte, der brave Sanitätsgefreite, der den verwundeten Kameraden trotz aller Gefahr aus dem feindlichen Feuer herausholt, der kranke Offizier, der trotz aller Hindernisse seinem bedrängten Posten zur Hülfe eilt, — es sind nur einzelne und schwache Beispiele dieser Erinnerungen, täglich haben sich gleiche Szenen im Leben der Truppe abgespielt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wahrlich, wir haben es nicht nötig, nach japanischen Helden und Heldentum als Vorbilder zu suchen, auf südafrikanischem Boden hat so mancher schlichte Reiter und Offizier Beispiele heroischen Heldenmutes und ruhiger Todesverachtung gegeben.

Stolz kann das Vaterland auf seine Söhne blicken! Was die Truppe in ein und einem halben Jahr andauernder Kriegstätigkeit geleistet hat, besagen die kurzen, schlichten und dennoch packenden Worte, die der verehrte Kommandeur, der Truppe, Exz. v. Trotha, bei seinem Abgang nach der Heimat seinen Reitern zurief:

„Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs lege ich das Kommando der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika nieder, in Vertretung übernimmt dasselbe Oberst Dame. — Reiter! Einundeinhalbes Jahr haben wir zusammen gefochten, geritten, gehungert und gedurstet. Jeder setzte sein Leben ein, wann und wo es von ihm gefordert wurde, keiner fragte danach, was ist morgen aus mir geworden. Der Herero-Aufstand ist als beendigt anzusehen. Wenn es auch noch nicht gelungen ist, die Hottentottenstämme vollständig zu vernichten, oder sie zur Unterwerfung durch Abgabe der Waffen zu bringen, so ist das nicht Eure Schuld. Ihr habt als tapfere, deutsche Soldaten Eure beschworene Pflicht getan und dies werde ich Sr. Majestät dem Kaiser und König erneut melden, wenn ich nach Hause komme. Den mir Allerhöchst verliehenen Orden pour le mérite trage ich nur ausschließlich für jeden einzelnen von Euch als ältester Reiter der Schutztruppe und werde es nie vergessen, das ich diese Auszeichnung nur Eurer Aufopferung und Todesverachtung verdanke.

Ich rufe Euch zum Abschied die Worte unseres größten deutschen Dichters Schiller zu:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz ihm gewogen,
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selbst steht er da ganz allein!

Darum frisch auf Kameraden! Auch auf das müde Pferd. Tut unermüdlich Eure Pflicht ohne Rücksicht auf das eigene Leben! Nur so ist dieser Krieg zu Ende zu führen.

Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König, Hurra!" —

Und wenn wir auch lange auf die Frucht unserer dreijährigen Kriegsarbeit und der gebrachten Opfer an Gut und Blut warten müssen, eins ist dieser Opfer wert:

„Fest darf das Vaterland auf sein Heer bauen, es ist seines Vertrauens würdig und der alte gute Geist lebt noch in ihm!"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG